

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

1 8 0 8

Nr. 1 b i s 26.

E r s t e r B a n d.

Herausgegeben

von

Joh. Friedr. Necke.

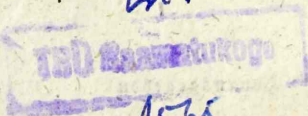
Mitau, 1808.

Bei Joh. Friedr. Steffenhagen und Sohn.

BIBLIOTH.
ACADEM.
DORPAT.

Mit Bewilligung des Kaiserlichen Censur-Committee zu Dorpat.

Ent.



1565



Übersicht des Inhalts.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

I. Abhandlungen. Vermischte größere Aufsätze.

Literarische Sammlungen und Institute der kaiserlichen Universität zu Moskwa; von Buhle. 6, 20, 208 u. 331.

Mathesius Sarepta und der preussische Bernstein; von Hennig. 35 u. 52.

Ideen über König Lear und das Trauerspiel überhaupt; von Trautvetter. 157 u. 174.

Von der ältesten russischen Malerey, besonders von den in der vatikanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Capponischen Gemälden; von Buhle. 219 u. 235.

Über den Unterschied zwischen politischen und philosophischen Menschen; von Trautvetter. 284, 304 u. 315.

II. Recensionen.

Kuronia; von Schlippenbach. Dritte Sammlung. 2.

Antikritik gegen diese Recension. 113.

Astronomische Beiträge; von Pfaff. No. III. 17.

Janus; herausgegeben von Heidecke. Erstes Stück. 33.

Fris, ein Wochenblatt für Damen. No. 1 u. 2. 49.

Nektor; von A. E. Schlözer. Erster bis vierter Theil.

65, 97 u. 121.

Lieder für Freunde der geselligen Freude. 81.

Liedersammlung für die Euphonie. 81.

Über die Bildung zur Poesie und Beredsamkeit; von

Burgold. 137.

Neue unverstiegbare Quelle des Wohlstandes der Völ-

ker des russischen Reichs; oder die Wichtigkeit

der Mayskultur für die russischen Staaten. 153.

Russisches Jahrbuch der Pharmacie; herausgegeben

von Grindel. 5ter Band. 169.

Unparteyische Bemerkungen über den Feldzug der

preussischen Armee von 1806 u. 185.

Juvenals erste Satire; übersetzt von Dr. Struve. 201.

Joh. Lutkens Diss., continens caput jur. controversum:

an et quatenus ad reddendas rationes et ad

restituendum, quod ultra modum usurae legitimae
lucri fecit, tenetatur creditor antichreticus. 217.

Karl und Wilhelmine. Ein Gedicht von Friedrich
Trautvetter. 233.

Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel
der vornehmsten Völker der alten Welt; von Hee-
ren. 249, 265 u. 297.

Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschrei-
bung des Thierreichs aus den nördlichen Provin-
zen Rußlands; von Drümpelmann und Friebe.
Zweytes Heft. 281.

Kristīgas behrnu mahzibas gramata — šaraskita no
Launiš. 329.

Ökonomisches Repertorium für Liefland. Erstes und
zweytes Stück 345.

Flektionstabellen für die lettischen Verba. 393 u. 409.

III. Miscellen. Vermischte Notizen. Kurze Nachrichten.

Die beyden Horen; von Trautvetter. 11.

Warum haben schöne Frauenzimmer gewöhnlich aus-
gezeichneten Verstand? 61.

Der Neujahrstag in Goldingen. 63.

Ankündigung von Rambachs Adresskalender für die
Ostseeprovinzen des russischen Reichs. 79.

Der Tanz als geselliges Vergnügen. 83.

Proben aus einer noch ungedruckten Topographie von
Kurland; von Watson. 88, 261 u. 350.

Noticen aus Nennichs neuester Reise durch Eng-
land 2c. 94.

Der Miniaturmaler Dechs. 106.

An den Quell Bandusia. Horazens dreyzehnte Ode
des dritten Buches; von Liebau. 110.

Zur Beherzigung. 111.

Über die Quellen der Jaroslavischen Pravda; von
Ewers. 132.

Womit sich unsre lieben Alten doch quälen konnten!
135.

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines Livländers.
140, 165, 187, 275 u. 363.

Antworten (auf mehrere Recensionen der „Statuten
des deutschen Ordens“); von Hennig. 146.

Über den kurländischen Hafen; von Watson. 193.

Etwas für Liebhaber der alten lettischen Literatur;
von Dr. Zimmermann. 196.

Kleine Beyträge zur kurländischen Geschichte; von
Hennig. 213.

Aphorismen. 231.

Etwas zur lettischen Bücherkunde. 246.

Nachricht von der neuen Ausgabe Ossians im gäl-
ischen Original. 257.

Erklärung; vom Pastor Bergesonn. 264.

Bemerkungen über Lieder und Liederkompositionen;
von Trautvetter. 356.

Kleiner Zusatz zu Friebel's ökonomisch-technischer Flora;
von Dr. Zimmermann. 358.

Schreiben an T—r über eine wichtige poetische Er-
findung. 384.

IV. Theater und Musik.

Theater in Libau. 229.

Winterkonzerte in Moskau. 311.

Polonoise mit Gesang. Die Musik von Rose. 313.

Lieder für eine Singstimme und das Forte-Piano, in
Musik gesetzt von Bretschneider. Erste Samm-
lung. 313.

Neue Lieder fürs Forte-Piano, in Musik gesetzt von
Dietrich. 313.

Harmonia, von Trautvetter. Erstes Stück. 361.

Commertheater in Mitau. 377, 399 u. 415.

Baillots und Delamare's Konzert in Mitau, am
12ten Juny. 390.

V. Gedichte.

Hymnus. Am ersten Januar 1808. 1. — Nach
dem Französischen. 46. — Der verkürzte Mode-
schatten. 48. — Der Bartfühlende. 48. — Schrift-

stellerruhm. 48. — An ——. 48. — An Emma. 78.
— Miscellen. 79. — An die Göttin des Mythen-
alters. 95. — Die wohlthätige Schöne. 184. —
Das Leben. 200. — Concilium Hippocraticum. 216.
— Der April. 232. — Auf das Grab des Ober-
hauptmanns v. Bolschwing. 248. — Lottchen an
den May. 296. — Mein Frühling nach dem Tode
von A. und B. 372. — Der Garten. 375. —
Gefühle bey der Trennung von Baillot. 407.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 1. Mitau, den 6. Januar 1808.

H y m n u s.

Am 1sten Januar 1808.

Winde Palmen um des Sängers Leyer,
Stimm', o Muse, du der Saiten Ton,
Singe selbst ein Lied der hohen Feyer,
Dieses Jahres erstgebornem Sohn.

Freundlich naht er. — Es sind entschwunden,
Durch der Freude hohen Jubelruf,
Jene dunkeln, ahnungsvollen Stunden,
Die sein jüngst entfloh'ner Bruder schuf.

Ja, er folgt ihm, wie des Lenzes Leben
Auf des starren Winters Todesnacht.
Seht ihr Wonn' ihm um die Stirne schweben?
Wie das Auge Göttermilde lacht?

Schirmend wandelt Pallas ihm zur Seite,
Strahlen leuchten um des Helmes Rand,
Schild und Speer trägt sie zum kühnen Streite,
Sie beschützt den Öhlzweig seiner Hand.

Jünglinge, des Festes heil'gen Reigen,
Auf! beginnt entzückt dem jungen Jahr.
Seht die hohe Jungfrau niedersteigen
Zu des Vaterlandes Dankaltar.

Nimmer wird sie sich vom Tempel wenden,
Welchen Alexander fromm erbaut;
Rußlands Söhnen will sie Gaben spenden,
Daß mit Reid der Erdkreis auf sie schaut. —

Wird einst Geistesnacht die Völker drücken,
Steht Ruthenia in Sonnenglanz;
Pallas' Ehlzweig wird sie ewig schmücken,
Und des schönsten Sieges Lorbeerkranz.

Liebau.

L i t e r a t u r.

Kuronia, eine Sammlung vaterländischer Gedichte. Herausgegeben von Ulrich Freyherrn von Schlippenbach. Dritte Sammlung. Mitau, b. Steffenhagen u. Sohn. 1808. 136 S. 8. Mit einem Titelfupfer und drey Musifblättern.

Recensent ging, als eben Tages vorher das Büchlein auf den Lesetisch gelegt worden war, durch die Zimmer unsers Klubbs. In das Lesezimmer hatten Männer von Ton sich verirrt. Also deren Urtheile verweilten nur bey den Mängeln der Sammlung. „Das Wasser thut es freylich

nicht!“ (S. 8) sprach der Eine, als von den sentimentalischen Stücken, besonders des Hrn. Eiryn, die Rede war. — „Nur Prunk mit Abendröthen, ein Kranz aus Freud' und Nöthen ist unsers Daseyns Spiel“ (S. 28) charakterisire — meinte ein Zweyter — eine andre Klasse, die gern für voll angesehen seyn wolle. — Über die Aufnahme der Epigramme auf eine widrige Nase brachte ein Dritter einen Einfall vor, der deutlich bewies, daß schlechter Witz wie andrer Schnupfen ansteckt. — Man legte jetzt das Buch wieder auf den Tisch, und Mehrere trafen in der Besorgniß zusammen, wenn das mit der Kuronia so fort gehe; so werde man bald sagen müssen: (S. 27)

So traget nun die Leiche,
Der ich so täuschend gleiche,
Zu ihrer Ruhestatt.
In meinem Seyn zersplittert,
Als Mensch, als Mensch erschüttert,
Fall auf den Sarg das Deckelblatt.

In einem andern Zimmer traf Rec. auf einige junge Männer von Geist und ältere von Gemüth. Sie hatten freylich denn auch so manches zu erinnern, theils über das Leere manches Gedichts, theils über das Wüste der Diktion; besonders ward über häufige Unverständlichkeit geklagt. Aber auch gerecht dankten sie Hrn. v. Schlittenbach für seine Liebe (S. 12), seine Leiden (S. 61), seine Linden (S. 78), sein Kurlands Lebenswohl (S. 3),

seinen Bauer (S. 9), und sein Fatum (S. 75); Hrn. Trinius für seine Geisterzöglinge (S. 82), und für den Sohn des Muths (S. 120) — in sofern die Poesie etwas andres auch, als das Reipoetische bezwecken dürfe; — Hrn. Broße für seine Todesgedanken und sein Trostlied (S. 23 u. 26); Hrn. Liebau für die Lenzesfeyer (S. 94), für das wahre Leben (S. 38), und den Vater (S. 77); Hrn. Preuß für den Abend (S. 66); Hrn. v. Steinsberg für die Krücke (S. 40). Auch an —h's Kalekutischem Nahne und an —b's Arzt bey'm Gewitter amüsirte man sich und fing eben an, noch der F. v. M. sein Kompliment machen zu wollen, als eine immer stärker sich erhebende Peroration Rec. in das Nebenzimmer zog. Sieh' da! Zwey Kritiker von Profession. Man weiß, von jeher sprachen dergleichen Herren sich gern sehr laut auß, und die jezige aphoristische Form spricht überdem gern sehr kurz ab. So gab es denn Sätze wie folgt:

„Manche poetische Reminiscenzen gleichen jenen bekannten Tönen, die im Winter einfroren und im Sommer aufthauten. Sie erinnern an nichts so lebhaft als an bittere Kälte.“

„Der ästhetische, wie vielleicht auch selbst der moralische, Werth der Gegenstände dichterischer Darstellung scheint sich mit ziemlicher Sicherheit nach dem Eindrucke bestimmen zu lassen, den sie auch dann noch auf das Gemüth machen, wenn

die Darstellung gemißglickt ist. Also, die Leiter hinanzusteigen: Witz, Moralisterey, häusliches Glück, Liebe, Natur.“

„Manchem Dichter, der das gern in höherem Grade seyn möchte, als er es seyn kann, schweben wohl allerley interessante Gedanken und neue Bilder vor; aber er bringt die formlosen Gestalten für sich selbst nicht zur Anschauung in bestimmten Umrissen; wie viel weniger zur lebendigen Darstellung. Seine Schöpfungen bleiben ein Chaos, weil er die Mühe scheut, dem ersten Schaffungstage noch die nöthigen fünf andern hinzuzufügen.“

„Eine poetische Blumenlese ist ein englischer Garten. Da kann es nicht anders seyn (im Gegentheil, das eben giebt ihm sein Interesse) als daß unter den Bäumen und Stauden Mannigfaltigkeit herrscht. Nur aber muß des Krüppelgesträuchs nicht zu viel seyn; und Verdorrtes pflanzt man wenigstens nicht sogleich so hinein. Ferner: Es läßt sich nicht fordern, daß man im Vorwärtsgehn nun grad von jeder einzelnen Partie aus immer in eine noch schönere, oder doch gleichreizende kommen müsse; aber nicht schon das dritte Revier darf drohen, daß man sich bald in einer Heidekrautsteppe verlieren werde.“ — —

Der Leser sieht, Rec. hat es gemacht, wie diesesmal der Herausgeber. Er hat sich begnügt, Stimmen zu sammeln, ohne es eben genau zu nehmen mit dem, was sie sagen. Um doch aber

etwas von dem Seinen hinzuzuthun, nimmt er jenem, sonst für unser Kurlandes Literatur so achtungswürdigen, Manne hiermit die Bemerkung weg: So wie es bey gewissen Einrichtungen neuester Zeit und Methode allerdings zu wünschen stünde, daß Niemand Aufseher in einem Fache seyn dürfte, der nicht zuvor oder zugleich Arbeiter darin wäre (damit er sein wisse, wie es thut!), so müßte keiner einen vaterländischen Almanach recensiren, der nicht selbst Beyträge dazu geliefert hätte, oder doch selbst etwas Periodisches herausgäbe.

An Rec. gutem Willen läge es denn nun wohl nicht. Aber — außer manchem Andern — schade, daß die patriotischen Verleger, wie unser seltner Steffenhagen (im Vorbeygehn auch noch einen Dank für die freundlichen Notenblätter) so wenig Aufmunterung finden.

W. z. E — st —.

Literarische Sammlungen und Institute
der kaiserlichen Universität zu
Moskwa.

Aus einem Schreiben des Herrn Hofraths Buhle in Moskwa an den Herausgeber.

Auf den bisherigen und gegenwärtigen Zustand der mit der hiesigen Universität verbundenen literarischen Sammlungen und Institute bin

ich nur in sofern aufmerksam gewesen, als ich entweder selbst nach meiner Berufspflicht dabey mitwirkte, oder doch mich davon unterrichten mußte, um über dahin gehörige Dinge in der akademischen Konferenz der Professoren urtheilen zu können. Inzwischen wird vielleicht auch das Wenige, was ich Ihnen darüber mit Zuverlässigkeit sagen kann, für die Leser der B. U. nicht ganz ohne Interesse seyn.

I. Das naturhistorische Museum.

Zur schnellen Bervollkommnung desselben haben sich so viel günstige Umstände vereinigt, wie wohl selten zusammentreffen. Man muß aber auch der Einsicht und rastlosen Thätigkeit des Direktors, des Herrn Hofraths Fischer, zugleich Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Er hat, was Mancher in ähnlichen Verhältnissen nicht that oder nicht zu thun verstand, die Gelegenheiten, die sich zum Vortheile des Museums darboten, rasch und geschickt benutzt. In dem kurzen Zeitraume von drey Jahren hat dasselbe einen so großen Reichtum an naturhistorischen Merkwürdigkeiten, Seltenheiten, und selbst an Kostbarkeiten gewonnen, daß acht der größten Säle des Universitätsgebäudes jetzt kaum hinreichenden Platz geben, um alles gehörig aufzustellen.

Der Anfang der Sammlung war das von der Fürstin Jablonowsky gekaufte Kabinet. Mit

diesem wurden ein kleiner Vorrath von Naturalien, der schon zusammengebracht war, und in der Folge einzelne Stücke, welche die Universität entweder zum Geschenk erhielt, oder ankauft, verbunden. Herr Hofrath Fischer fügte bey Übernehmung der Direktion des Museums seine eigene naturhistorische Sammlung hinzu.

Im Jahre 1805 hatte die Universität das Glück, daß ihr der Herr wirkliche Staatsrath und Ritter des Ordens des heiligen Wladimir von der ersten Klasse, Pawl Gregorjewitsch von Demidow sein großes und in jeder Hinsicht interessantes Naturalienkabinet verehrte, wodurch das Museum der Universität anfang, sich an die ansehnlichsten Sammlungen dieser Art in Europa anzureihen. Einzelner vorzüglicher Merkwürdigkeiten des Demidowschen Kabinetts erwähne ich hier nicht, da ein genaues Verzeichniß davon gedruckt ist. Herr Hofrath Fischer ordnete nunmehr den gesammten Vorrath mit großer Anstrengung, und stellte ihn systematisch auf. Es ward nicht nur den Professoren, Adjunkten und Studierenden, unter den nöthigen und zweckmäßigen Einschränkungen, der Zutritt in's Museum verstattet; sondern es wurden auch gewisse Tage bestimmt, wo dasselbe für das anderweitige gebildete Moskwische Publikum geöffnet wird. Der Direktor ist an diesen Tagen selbst zugegen, und giebt den Herren und Damen, die sich oft sehr zahlreich einfinden, diejenigen Er-

läuterungen, welche sie von ihm über diese und jene Stücke zu erhalten wünschen.

Die Bereitwilligkeit, das Museum auch dem Moskwowschen Publikum außerhalb dem Kreise der Universitätsmitglieder bekannter zu machen und gemeinnützlich werden zu lassen, hat für jenes selbst die wohlthätigsten und erwünschtesten Folgen gehabt. Ein edler, russischer Patriot, der jüngst verstorbene Fürst Urussoff, schenkte der Universität zuerst seine ansehnliche Sammlung von Mineralien, und nachher, kurz vor seinem Tode, noch eine andre sehr reiche Sammlung von Edelsteinen, in welcher sich ein geschliffener blaulichter Diamant, ein Smaragdkrystall von beträchtlicher Größe, und ein andrer noch im Muttergesteine, ferner ein Stück Siberit (Daourite, rother Schörl) besonders auszeichnen. Das letztere hatte der Fürst vor vielen Jahren — er starb in einem hohen Alter — mit 500 Rubel bezahlt; jetzt würde es um keinen Preis zu erkaufen seyn.

Auf diesen Zuwachs folgte die neueste große Schenkung von der Fürstin Daschkow an die Universität. Diese berühmte geist- und kenntnißvolle Dame hatte auf ihren Reisen in Europa mit leidenschaftlicher Liebe für die Naturgeschichte gesammelt, und selbst einige der vornehmsten Regenten hatten ihren Enthusiasmus durch Geschenke von den merkwürdigsten Produkten ihrer Länder begünstigt; so daß sie ein Naturalienkabinet zu

Stande brachte, das mit Recht eines der seltensten in seiner Art genannt werden kann. Die Fürstin hat der Universität einen unschätzbaren Beweis ihrer Achtung und ihres Wohlwollens gegeben, indem sie jene herrliche Sammlung ihr zum Eigenthum anvertraute. Diese ist neben dem Demidow'schen Kabinet besonders aufgestellt: ein schönes Denkmal der Würde und Energie des Geistes und Charakters einer erlauchten Russin, bey dem die Zeitgenossen und die Nachwelt oft mit bewundernder Aufmerksamkeit verweilen, und mit erhöhtem Interesse sich des Ruhmes derselben erinnern werden. Der zoologische Theil, zu welchem auch die Versteinerungen aus dem Thierreiche gehören, besteht aus 4805 Nummern. Der botanische Theil scheint mir verhältnißmäßig der unwichtigste. Er ist auch der kleinste, enthält überhaupt 765 Nummern, größtentheils getrocknete Pflanzen, nebst einigen seltenen Früchten, Holzarten u. s. w. Desto bedeutender ist hingegen der mineralogische Theil, der sich auf 8000 Nummern beläuft, und jetzt, nachdem er geordnet ist, einen imponirenden Anblick gewährt. Man sieht hier Beryllgruppen, Amethystgruppen, Feldspathgruppen von erstaunlicher Größe. Ein Beryllkrystall ist darunter, der beynabe anderthalb Fuß lang ist, und wohl einen halben Fuß im Durchmesser hat. Außerdem finden sich hier wunderschöne Reihen von Kyalolithen, Chalcedonen, Carneolen, Acha-

ten, Jaspisarten, und zwar nicht in kleinen, sondern in großen Stücken, von denen die meisten geschliffen sind. Auch die Flußspathe aus England in Basen, Säulen, und natürlichen Krystallen sind höchst interessant. Unter den Metallen sind die Silber- und Eisenstufen am merkwürdigsten; von den letztern insbesondere ist mir ein überaus schönes Stück Pallasisches Eisen aufgefallen. Der historische Theil, 1615 Nummern, enthält allerley Antiquitäten und Kunstfachen; es sind sehr viel Abdrücke in Gyps, Schwefel u. s. w. darunter.

Noch muß ich erinnern, daß die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher hieselbst zur Bereicherung des Museums der Universität im Einzelnen sehr viel beygetragen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beyden Horen.

— Φωνᾶντα συνετοῖσιν . 86
Δὲ τὸ πᾶν, ἐρμηνέων
χαρίζει. —

Pind. Olym. 2.

Mit Recht nimmt die frühere Mythologie nur zwey Horen an. Homer erzählt, daß sie Wache halten an der Pforte des Olympos. Die eine, die Hore des Sommers, führet uns zur Natur. Diese

bewohnt einen großen, unabsehbaren Pallast, dem Labyrinth der Ägyptier vergleichbar. Die Gestirne führen darin jenen labyrinthischen Tanz auf, den einst Theseus die Alt-Griechen lehrte, den noch die jetzigen Griechen tanzen, und den zu jeder Sommerzeit die Nymphen der Berge, Thäler und Quellen nachahmen. In jenem Pallaste der Natur spielt Pan die Flöte. Nach diesen einfachen Melodien führt ein fröhliches Hirtenvolk liebliche Schäferstücke auf, zu denen die Natur herrliche Dekorationen hergiebt, als da sind: Berge, Wälder, Flüsse, Mondschein, Bäume und Blumenfluren mit den lebendigsten Farben, Wiesen mit dem frischesten Grün. Alles sprechend, und im höchsten Grade täuschend. Gewitter führt sie auf, die nie mißlingen; nur daß sie bisweilen Feuerbrünste anrichten, wobey jedoch das ganze Theater nie in Gefahr geräth. Den Blitzstrahl, den Regenbogen u. s. w. wird man gewahr, von welchen Homer so schön sagt, daß sie Zeichen seyen den redenden *) Menschengeschlechtern. Die Erleuchtung ist bewundernswürdig. Zwey Kronleuchter hat sie, der größere davon erleuchtet die Hälfte des ganzen Pallastes, der kleinere giebt weniger Helle, aber Millionen kleine Lichter geben

*) Das griechische *μαρτορι* ist freylich durch diese Uebersetzung bey weitem nicht erreicht, dieses so viel- und tiefsinnige, so bezeichnende Beywort. Ein einziges homerisches Beywort, ein homerischer Vergleich weckt oft eine lange Reihe von Ideen in mir.

der Dekoration ein magisches Ansehen. Abwechselnd hängen diese Leuchter bald im obern, bald im untern Stock. So herrlich ist der Pallast der Natur geschmückt, in welchen uns die Hore des Sommers führt. Jedweder gute Mensch findet darin Unterhaltung, immer und überall, wäre er auch mit sich selbst ganz allein. Ja, man darf es sogar als ein sicheres Zeichen der Verdorbenheit ansehen, wenn ein Mensch sich darin nicht gefällt. Hier weht gesunde laue Luft von Wohlgeruch erfüllt; Badezimmer, mit fließendem, warmen, und kaltem Wasser, sind überall bereitet; Obst und andre erquickende Früchte und Speisen stehen überall frisch und gesund zugerichtet. In diesem Pallaste der Natur werden alle ohne Rücksicht des Standes aufgenommen, ja von der göttlichen Eigenthümerin sind niedere Menschen meist lieber gesehen, als Hohe und Reiche.

Diese letztern pflegen dagegen desto mehr und ausschließlicher zu genießen in dem Pallaste der Kunst, in welchen uns die zweite, die Hore des Winters, führet. Denn nur die Hälfte der Jahreszeit pflegt die Natur offene Tafel zu halten. Ist diese Zeit verflossen, da sendet sie den Schauer, der scheucht ihre Gäste durch empfindliche Kälte aus den Zimmern und Sälen hinweg; läßt auch alle Zurüstungen verschwinden, die diese zu einem so reizenden und angenehmen Aufenthalte machten. —

Der Pallast der Kunst ist nicht so geräumig. Es drängt sich darin von Menschen, die durch ihre Ausdünstung und ihren Aushauch die Luft oft verpesten. Ja, es ist nicht einmal erlaubt, anders, als in Gesellschaft in den Pallast der Kunst einzugehen, und welcher als Mitglied einer solchen Gesellschaft aufgenommen seyn will, der muß sich manchem Zwange unterwerfen. Natürliche Pflichten und Verhältnisse werden darin gänzlich beseitigt. Man weiß darin von den Namen Vater, Mutter, Sohn und Tochter, von Gatte und Gattin nichts. Satyrn vermißt man daselbst, nicht weil es keine gäbe, sondern, weil auch Unschuld und Verschämtheit sich nicht zeigen dürfen, denn man sieht darin keine ursprüngliche Gestalt. Überhaupt sind daselbst Tugend und Laster ganz unkenntlich. Und zwar darum, weil bey dem Eingange jedweder ein magisches, glänzendes, faltenreiches Gewand umwerfen muß, ohne welches man nicht in der Gesellschaft erscheinen kann. In dem Pallaste der Natur kommt es darauf an, daß man etwas sey, in dem Pallaste der Kunst, daß man schein e. Die Gerichte, welche die Kunst zurichtet, sind gleichfalls nur Schaugerichte. Die Heerden, welche in dem Pallaste der Natur den Besitz und Reichthum nicht etwa andeuten, sondern das letztere wirklich sind, werden dort nur geprägt auf Gold und Silberplatten. Alles repräsentirt oder wird repräsentirt. Wer daher nicht aus dem Pal-

laste der Natur sich mit Nahrungsmitteln und Klei-
 dern versehen hat, der muß im Pallaste der Kunst
 oft hungern und darben. Denn was hilft der An-
 blick, wenn der Genuß versagt ist? Wer hingegen
 aus dem Pallaste der Natur reichlich versehen hin-
 kommt, der schmeckt hier die größte Seligkeit, die
 einem Sterblichen vergönnt ist. Neun Töchter hat
 die Kunst, welche mit ihren Werken den Pallast
 ausschmücken, und deren Geschäft es ist, die Gäste
 angenehm zu unterhalten. Die eine erzählt schauer-
 liche Geschichten, die andre belustigt durch komi-
 sche, launige Einfälle, eine dritte ergötzt durch
 Spiel und Gesang, die vierte führt zum Tanze
 an, noch eine andre gewährt die erhabenen Schau-
 spiele der tragischen Bühne. Die Gäste theilen
 sich in große Haufen, indem andre einer andern
 Schwester anhangen. Von den Göttinnen selber
 sage ich nichts, denn nie oder höchst selten erschei-
 nen sie offenbar einem sterblichen Menschen, son-
 dern verwandeln sich vorher in mancherley Gestal-
 ten. Auch hat die Sprache keine Worte, ihr We-
 sen auszudrücken, das unendlich, und mithin über
 Form und Begriff erhaben, undarstellbar und
 unbegreiflich ist. Aber so viel ist mir offenbaret,
 daß beyde Göttinnen, Natur und Kunst, zwar in
 geheimen, doch im innigsten Einverständnisse, in
 der vertrautesten Freundschaft leben. Die ver-
 trautesten Lieblinge werden von beyden gleich sehr
 begünstigt. Ja, einige von jenen Eingeweihten
 bemerkten, daß in den seligsten Stunden der
 Anschauung sie keinen Unterschied zwischen beyden
 Göttinnen entdecken konnten. Ob auch dieses nur
 Schein ist, und ob eine verborgene unsichtbare
 Gottheit Gefallen daran finde, sich den sterblichen
 Erdebewohnern gleichsam in einem Spiegel zu
 zeigen, der ihr Bild zwiefach zurückstrahlt? —

Ob sie ein kindliches Spiel mit ihren Kindern spiele, und die Sinne der Sinnlichen durch buntes Blendwerk und Bilder ergötze, weil diese Kinder, das Schlangenhaupt der grausen ernsten Ewigkeit erblickend, zu Felsenmassen erstarren würden? — Doch schon durch diese Frage gefährde ich, die Mysterien zu entweihen. Nur ein Merkzeichen will ich meinen Hörern noch vertrauen: Der Weg vom Pallaſte der Natur zu dem der Kunst steht offen, und wird von vielen gewandelt. Auf dieser Wanderung sind oft ganze Völkerschaften begriffen, indem sie die Kunstform eines Staates annehmen. Auf eben demselben Wege zurückzukehren ist versagt. Da jedoch viele, von Neugier und Veränderungssucht getrieben, zurückzukehren wünschen, so wird diesen ein anderer Weg gezeigt. Hier aber lauert in versteckter Grotte ein fürchterlicher Drache, der jeden erwürgt, der nicht von der Kunst mit einem Zeichen gezeichnet worden. Welche dieß Mahl an sich tragen, die wandern frey von einem Pallaſte in den andern und heißen die Unsterblichen. Die übrigen aber, und dieß sind fast alle, werden von dem Drachen erwürgt. Von ihren Leichen baut er einen hohen Scheiterhaufen, in Form einer Pyramide. Hephästos verzehret sie darauf, so daß sie in Asche zerfallen, Poseidaon befeuchtet diese Masse. Und man sagt, daß, wenn das Rad der Zeit einen Umlauf vollendet hat, Zeus Blitzstrahl in dieselbe niederfährt, und sie mit jugendlichem Leben schwängert. Dieß erzählte mir ein Priester in dem Tempel der Isis.

E. Chr. Trautvetter.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 2. Mitau, den 13. Januar 1808.

L i t e r a t u r.

Astronomische Beyträge, herausgegeben von J. W. Pfaff, Professor der Mathematik zu Dorpat, Mitglied der physisch = medicinischen Gesellschaft zu Moskau. No. III. Mit einer Figur. Dorpat, 1807. Bey Grenzius. 79 S. 8.

In dieser neuen interessanten Fortsetzung der allen Astronomen und Liebhabern der Sternkunde so willkommenen astronomischen Beyträge, liefert uns diesesmal Herr Hofrath und Professor Pfaff acht Aufsätze, wovon aber I. II. und III. den Herrn Dr. Schumacher in Dorpat, VII. und VIII. hingegen den Herrn Professor Sandt in Riga zu Verfassern haben. In I. wird eine dunkle und verdorbene Stelle des Hyginus de limitibus constituendis untersucht, worinnen die Auflösung der Aufgabe, aus drey nach Belieben bemerkten Schatten eines Gnomons die

Mittagslinie zu finden, vorgetragen wird. Der Herr Verf. zeigt bey Berichtigung dieser Stelle eben so viel kritische Beurtheilungskraft, als Fertigkeit in der trigonometrischen Analysis.

II. Mit einem Baumannschen zehnzolligen Sextanten, dem Glashorizonte, und Arnolds Chronometer fand Herr Dr. Schumacher die Polhöhe von Dorpat im Mittel $58^{\circ} 22' 46,9''$.

III. Beobachtungen von Sternbedeckungen, die theils in Dorpat angestellt, theils als korrespondirende Beobachtungen von andern Orten her zur Bestimmung der geographischen Längen mitgetheilt worden sind. IV. Länge und Breite von Rokenhusen, aus Beobachtungen, die Herr Professor Sandt den 11ten July 1806 daselbst angestellt hat. Nach dessen, auf eine eigene sinnreiche von ihm und Hrn. Kollegienrath von Brückner gewählte Methode sich gründenden, Rechnungen, ist die Länge von Rokenhusen 1 Stunde 32 Minuten 22,8 Sekunden, oder nach der Rechnung des Herrn Dr. Schumacher, der Mendoza's Tables for Navigation zu Hülfe nahm, 1 Stunde 32 Minuten 48,7 Sekunden östlich von Paris. Bey der Breite $56^{\circ} 38' 54''$ stehet durch einen Druckfehler 50° statt 56° . V. Die Reduktionen am Multiplikator. Enthält wichtige Bemerkungen für Astronomen, welche im Besiz dieses so nützlichen und ungemein schätzbaren Instruments sind, das an Genauigkeit in Messung

der Winkel, wenn es gehörig behandelt wird, mit den größten Instrumenten wetteifern kann.

VI. Kramp, über Strahlenbrechung und die Fakultäten. Dieser Aufsatz beweist die innigste Vertrautheit des Herrn Verfassers mit der höhern Analysis, die in vorliegender Abhandlung mit vielem Scharfsinn angewandt wird.

VII. Tragbares Transit von Troughton, und VIII. Beschreibung eines Borda'schen terrestrischen Multiplikators von Troughton. Von diesen beyden Auf-

sätzen sagt der Herr Herausgeber in dem Vorberichte: „die große Klarheit derselben macht sie ohne Zeichnung verständlich, und wir sind dem Herrn Professor vielen Dank schuldig, daß er uns dadurch in den Stand gesetzt hat, zur Verbreitung der Kenntniß dieser so wichtigen Instrumente beizutragen. In unserm Klima, wo gewiß vier Monate korrespondirende Sonnenhöhen mit dem Sextanten zu nehmen sehr unsicher wird, ist das kleine Transit dem Liebhaber doppelt werth.“

— Alle praktische Astronomen, selbst in südlichen Ländern, welche aus der Erfahrung wissen, wie oft ihre des Vormittags zu Stande gebrachte mühsame Arbeit, durch des Nachmittags heranziehende Wolken, zu ihrem größten Verdruß, nicht nur in den vier Wintermonaten, wo noch andre bekannte Ursachen die korrespondirenden Sonnenhöhen unsicher machen, sondern

auch oft mitten im Sommer, vereitelt und unnütz gemacht wurde, werden dieses Urtheil mit der vollkommensten Überzeugung unterschreiben.

Literarische Sammlungen und Institute der kaiserlichen Universität zu Moskwa.

Aus einem Schreiben des Herrn Hofraths Buhle in Moskwa an
den Herausgeber.

(Fortsetzung des in No. 2. abgebrochenen Aufsatzes.)

II. Die Bibliothek.

Auch diese hat seit drey Jahren ansehnliche Vermehrungen, und, was das Hauptbedürfniß war, eine solche Organisation erhalten, wie eine Bibliothek, die den akademischen Studien gewidmet ist, haben muß. Ursprünglich ist sie, wenigstens dem beträchtlichsten Theile nach, aus mehreren Privatbibliotheken entstanden, die durch Schenkung, Vermächtniß oder Kauf nach und nach an die Universität gekommen sind. Mancherley Umstände und Hindernisse hatten bisher eine solche Anordnung und Aufstellung derselben erschwert, wodurch sie hätte völlig brauchbar werden können. Gegenwärtig ist diesem Mangel durch die eifrigen, zwey Jahre hindurch ununterbrochen fortgesetzten, Bemühungen des Herrn Kollegienraths und Professors Heym, mit welchem ich, und noch

einige andre ausländische Professoren für ihre besondern Fächer, die Arbeit theilten, hoffentlich auf immer abgeholfen. Die gesammte Bibliothek (mit Ausschlusse der jetzt ebenfalls der Universität zugehörigen Demidowschen, die aber in einem besondern Saale steht, und auch besonders durch Herrn Hofrath Fischer verwaltet wird) ist nunmehr wissenschaftlich geordnet, und, so viel das Lokale erlaubte, bequem zum Gebrauche aufgestellt. Einigen griechischen und slavonischen Manuscripten (z. B. vom Nestor), den literarischen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, den Prachtwerken, Kupferstichen, Globen, Landcharten, Kissen und Planen sind eigene Schränke bestimmt. Vorerst ist ein alphabetischer Katalog (nach den Namen der Schriftsteller, oder, wo diese fehlen, nach allgemeinen Rubriken) von uns selbst verfertigt, der zugleich in Nebenspalten die wissenschaftliche Abtheilung, zu welcher jedes Werk gerechnet ist, die Nummer des Schrankes, worin es sich befindet, das Format und die Bändezahl genau anzeigt; so daß jedes verlangte Buch sogleich gefunden, und bey der Rückgabe sogleich wieder an seinen Ort gestellt werden kann. Die Doubletten *), so wie die Defekten, oder noch unvollständigen

*) Mehrere große holländische Ausgaben der lateinischen Klassiker, die französischen Uebersetzungen von diesen, auch andre schätzbare Werke, z. B. der Plinius von Harduin, der Diodor von Wesseling, sind doppelt oder dreyfach da.

Werke, sind bezeichnet. Der äußeren Form nach ist, wie es sich von selbst versteht, der Katalog so eingerichtet, daß er täglich bey hinzukommenden neuen Büchern fortgesetzt werden kann. Um in das Verleihen der Bücher an Studierende und Professoren, und die Rückgabe derselben, Regelmäßigkeit zu bringen, und Verlust oder Beschädigung der Bücher zu verhüten, sind gesetzliche Bedingungen durch den Druck bekannt gemacht, und zwey junge Russen als Sekretäre, unter der Oberaufsicht des Herrn Heym, angewiesen und verpflichtet, sowohl auf die prompte und genaue Fortsetzung des Katalogs, als auf die Erhaltung der Bibliothek in ihrer Integrität und nunmehrigen Ordnung strenge und ohne Ansehn der Person zu achten. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Lehrkurses ist die Bibliothek täglich mehr Stunden offen; es werden aber nur an Universitätsbeamte Bücher unmittelbar ausgeliehen; Studierende und andre in Moskau lebende Gelehrte müssen sich an Professoren wenden, um Bücher aus der Universitätsbibliothek geliehen zu erhalten, und die Professoren haften dafür durch ihre Namensunterschrift. Alle Jahr wird die Bibliothek an einem festgesetzten Termine revidirt; vor demselben müssen alle ausgeliehenen Bücher zurückgeliefert seyn; auch ein Professor bekommt nicht eher ein Buch wieder, als bis er die in dem verflossenen Jahre geliehenen abgeliefert hat.

Der Ankauf neuer Bücher im Einzelnen wird durch die Wünsche und Vorschläge der Professoren bestimmt. Der Bibliothekar kann darüber nicht weiter disponiren, als sofern er selbst Professor ist. Auch ist bey bedeutendern Ankaufen oder Verschreibungen die Genehmigung des Herrn Kurators der Universität erforderlich. Die im Etat der Universität festgesetzten Einkünfte der Bibliothek betragen (außer den Besoldungen der dabey angesetzten Beamten) nur 1000 Rubel. In den letzten drey Jahren hat diese Summe kaum hingereicht, die nothdürftigsten Kosten für Bücherschränke und Buchbinderlohn zu bestreiten, und die Universität hat daher von anderweitigen Hülfquellen und Ersparnissen zum Besten der Bibliothek bey vorkommenden Gelegenheiten Gebrauch gemacht. Den beträchtlichsten Zuwachs hat die letztere seit kurzem durch die Liberalität des der Universität durch den Tod entrißenen, unsterblich um sie verdienten, Kurators, des Herrn Michael Nikitisch von Murawiew; ferner durch die hinterlassene Bibliothek des verstorbenen Professors Grellmann, welche die Frau Wittwe desselben der Universität schenkte; vorzüglich aber durch die Demidowsche Bibliothek erhalten. Neuerlich ist auch die hinterlassene Bibliothek des vor mehrern Jahren hieselbst verstorbenen Professors Schade, die über 4000 Bände beträgt, gegen eine verhältnißmäßige, der Frau Wittwe auf Lebenszeit zuge-

standene jährliche Pension, mit derselben vereinigt worden. Für die Zukunft ist die Einrichtung getroffen, daß sowohl die gelehrten Zeitungen und die vornehmsten russischen, deutschen, französischen und englischen Journale, die auf Kosten der Universität verschrieben sind, als auch die akademischen Reden, Dissertationen, Programme und überhaupt alle in Moskau erscheinende Druckschriften wissenschaftlichen Inhalts sorgfältig gesammelt und aufbewahrt werden. Vorerst werden sie in einem Zimmer neben der Bibliothek, das im Winter geheizt wird, jede Woche bereit gelegt, und hier können nicht bloß Professoren, sondern auch Studierende sie zu jeder Stunde des Tages lesen.

Die Universitätsbibliothek im Ganzen, ohne die Demidowsche, beläuft sich jetzt auf 16 bis 17000 Bände. Sie nimmt den geräumigsten und schönsten Saal im mittlern Theile des Universitätsgebäudes und noch einen daran stoßenden ein. Am reichsten ist sie, wie sich erwarten läßt, in der russischen und neugriechischen Literatur, an historischen Werken und Reisebeschreibungen. Zu ihren Zierden gehört unter andern eine Reihe Aldinischer Ausgaben von lateinischen Klassikern in sehr gut erhaltenen Exemplaren, die ich in Moskau am wenigsten zu finden vermuthet hätte.

III. Der astronomische Apparat.

Dieser existirt erst seit der neuen Einrichtung, und wir verdanken sein Daseyn der thätigen Verwendung unserß verewigten Kurators, des Herren von Muraview. Schon vor der Ankunft des Hofraths Goldbach, Professors der Astronomie, hatte er für einen dreyfußigen Reflektor von Cary gesorgt, der zu Sternbedeckungen sehr gut gebraucht worden ist, aber in der Folge zu einem Heliometer eingerichtet werden wird; und für einen trefflichen Regulator von Arnold, von dem Herr Goldbach nach dreyjähriger Prüfung mich versichert hat, daß er zu den besten dieses Künstlers gehöre, da er in der Genauigkeit seines Ganges selbst dem auf der Sternwarte zu Seeberg gleicht, der immer als eines der vollendetesten Werke Arnolds gilt. Es war ferner schon vom Herrn von Muraview ein zweyfußiger Kreis bestellt worden, und die Bestellung eines Mittagßfernrohrs übertrug er mit seltener Humanität ganz unbedingt dem Herrn Goldbach selbst, nachdem dießer in St. Petersburg angekommen war, ohne vorher auf den Kostenanschlag Rücksicht zu nehmen. Seit einem Jahre ist die Universität im Besitze von beyden. Das letztere ist sechsfußig, und Kenner werden es schon daraus schätzen können, daß es sieben Fäden hat, und daß man bey dem Durchgange der Sonne für jeden Durchmesser derselben alle

vierzehn Beobachtungen machen kann. Hr. Goldbach brachte noch selbst einige Instrumente mit, z. B. einen Vordaischen Kreis, der ihm gedient hatte, die Polhöhe von Leipzig wetteifernd mit dem Herrn von Zach zu bestimmen, und hier, außer dem astronomischen Gebrauche, auch zu einem Triangelneze für unser Moskwa nützlich gewesen ist. Sie können sich, mein verehrter Freund, einen Begriff machen, wie groß diese Stadt ist, wenn ich Ihnen sage, daß in den Dreiecken des Hofraths Goldbach Seiten von 2000 bis 3000 Easchenen vorkommen, und fast alle Dreiecke liefen doch im Mittelpunkte der Stadt zusammen. Noch sind ein Chronometer und eine Seeuhr da, die bey zwey von Herrn Goldbach unternommenen astronomischen Reisen gebraucht sind. Bis jetzt sind alle diese Instrumente in einem Zimmer des Hauses aufgestellt, welches Herr Goldbach mit mir gemeinschaftlich bewohnt. Auch für das große Verdienst, der Universität eine Sternwarte zu bewirken, die in dem botanischen Garten erbaut werden sollte, und zu welcher schon alle nöthige Entwürfe, Pläne und Anschläge gemacht waren, starb der vortreffliche Muraview zu früh.

IV. Das Münzkabinet.

Da Moskwa der Hauptsitz des innern russischen Kontinentalhandels ist, und Kaufleute und

Waaren aus allen Ländern Europa's und des westlichen Asiens hier zusammenströmen: so bekommt man vielleicht nirgends unter dem Monde so viel verschiedene Geldmünzen zu sehen, als hier, vorausgesetzt, daß man darauf achtet. Es lag darin schon eine natürliche Veranlassung, daß man, gleich nach der Stiftung der Universität, auf eine Münzsammlung bedacht war, die auch nach und nach zu einer beträchtlichen Summe anwuchs. Vor zwey Jahren kam das reiche Demidowsche Münzkabinet hinzu, in welchem sich die meisten russischen älteren und neueren Geld- und Schaumünzen, außer vielen antiken römischen, parthischen, byzantinischen und modernen europäischen, befinden. Was diesem Kabinette aber noch einen ganz eigenen Werth giebt, ist eine so vollständige Sammlung schwedischer Münzen, wie sie wohl nicht in Schweden selbst seyn mag, wenigstens außerhalb Schweden an keinem andern Orte angetroffen werden möchte. Eine Zahl goldner und silberner Medaillen, die auch schon seit längerer Zeit der Universität gehörten, unter andern die große goldne Stiftungsmedaille der Universität, waren bisher in der Bibliothek aufbewahrt worden; diese sind jetzt ebenfalls mit den übrigen Münzen der Universität vereinigt. Die Aufsicht über das Münzkabinet ist dem Herrn Kollegienrath und Professor Heym übertragen, der mit Abfassung eines wissenschaftlichen Verzeichnisses davon noch beschäftigt ist.

V. Der botanische Garten.

Vor mehreren Jahren lehrte der Herr Kollegienrath Friedrich Stephani als Professor bey dem kaiserlichen medicinischen Kollegium hier selbst die Chemie und Botanik. Dieser biedere

und verdienstvolle Gelehrte legte den sogenannten Apothekergarten an, und versah ihn sowohl mit einheimischen, als mit ausländischen Pflanzen, auch mit den seltneren aus dem ehemaligen Prokop Demidowschen Garten in Moskwa, der in botanischer Hinsicht von dem Herrn Ritter Pallas beschrieben ist *). Nach der Versetzung des Herrn Stephani von Moskwa nach St. Petersburg verwilderte aber der Apothekergarten gänzlich; er diente nur zum Anbau gemeiner Medicinalkräuter, und auch zu diesem nur zum Theil; mit dem übrigen Boden trieb die Natur ihr Spiel.

*) *E. Enumeratio plantarum, quae in horto Dni Procopii a Demidof Mosquae vigent, recensente P. S. Pailas; Petropoli 1781.* 2. Eine vollständigere Ausgabe erschien 1786. Die russischen Namen der Pflanzen, deren Zahl sich auf 4363 beläuft, sind beigelegt. Der ehemalige Prokop Demidowsche Garten in Moskwa ward nebst den dazu gehörigen ansehnlichen Gebäuden um das Jahr 1756 angelegt, im südwestlichen Theile der Stadt (nach dem Meridiane vom großen Johannisthurme, oder Iwan Welikoi), am rechten Ufer des Moskwaströmes, dem Donschen Kloster gegenüber. In der Folge hörte er auf ein botanischer Garten zu seyn; der verstorbene Graf Fedor Orlov kaufte ihn, von welchem er an seinen jetzigen erlauchten Besitzer, den Herrn Grafen Alexei Orlov Tschesmenskon gekommen ist. Von dem Herbarium vivum Demidovianum sind Reste vorhanden, und schon die ganze romantische Lage des Gartens, zumal im Lichte der Morgen- und Abendsonne, oder des Vollmondes, wo sie bezaubernd ist, zeigt von dem Sinne für Naturschönheiten, welchen der Urheber desselben hatte. Der Garten liegt im Mittelpunkte eines großen Bogens. Die eine Hälfte des Bogens, zur Linken Seite mit Lustgehöften und Landhäuser bedeckt, läuft fort bis zu den Sperlingsbergen, an deren vorderen Thalseite der Moskwastrom fließt; die andre Hälfte des Bogens macht der Kreml mit seinen Mauern, zahlreichen Thürmen, und deren vergoldeten Kuppeln, nebst einem anderweitigen großen Theile von Moskwa aus, welchen der Moskwastrom, der nun in gerader Richtung fortläuft, und dicht neben dem Kreml vorbeifließt, abschneidet. Man hat also aus diesem Garten von dem hohen steil abschüssigen Ufer des Moskwaströms eine der größten reizendsten Aussichten. Tief unten, gleichsam unter den Füßen, gleitet der Moskwastrom hin; jenseit desselben schweift der Blick in eine anmuthige wie senreiche stille Ebene aus, und weist nur den dem Junafrauenkloster im Vordergrunde, das ein sehr freundliches Aeußere hat; zur rechten Seite begrenzt den Horizont die prächtige Hauptstadt des russischen Reichs; zur linken das mit Waldungen bekränzte Gebirge.

Im Jahre 1805 geruhte Se. Kaiserliche Majestät den Platz für die Universität ankaufen zu lassen, und ihn allerbildreichst derselben in der Absicht zu schenken, daß er von neuem zu einem botanischen Garten eingerichtet würde. Herr Hofrath Hoffmann, Professor der Botanik, übernahm die Direktion der Anlage, und hat seitdem eine so große Sorgfalt darauf gewandt, daß jetzt unser botanischer Garten sich schon in einem sehr blühenden und achtungswerthen Zustande befindet, und Herr Stephani selbst vor kurzem, bey einem Besuche in Moskau, an dem neuen Emporkommen seines ehemaligen, von ihm verlassenen und verwaiseten Zöglings, Freude erlebt hat. Aus der ehemaligen Anlage rühren noch ein ziemlich großer Teich, schöne Alleen von alten Linden und Gruppen von Obstbäumen her, die seitdem herangewachsen sind, und jetzt im Frühjahr, in der Blüthezeit, den reizendsten Anblick geben und die lieblichsten Düfte verbreiten. Für die schöne Welt aus den vornehmeren Klassen des Publikums ist daher dieser Garten ein öffentlicher Lieblingsort geworden. Leider darf man nur keine Blume, ohne besondre Erlaubniß, pflücken! *) —

Ungeachtet der botanische Garten der Universität erst zwey Jahre existirt, enthält derselbe dennoch bereits eine Anzahl von 3400 Pflanzenarten (Species), und unter diesen kommen manche vor, die wohl in weit älteren botanischen Gärten fehlen

*) Eine Lokalbeschreibung des botanischen Gartens der Universität hat Herr Hoffmann schon selbst geliefert in der *Oratio de horto botanico medicis* (Mosquae 1807. 4.) pag. 22 ff. Er liegt im nordöstlichen Theile von Moskau, hat die Form eines Trapeziums und ist überhaupt 7 Dessatinen und 95 Quadratsaschenen groß, nach einer von Hrn. Hofrath Goldbach angestellten Messung. Jener gedruckten Rede des Herrn Hoffmanns ist auch ein Grundriß des Gartens beygefügt.

möchten. Ich will Ihnen nur einige nennen, z. B. *Adansonia digitata*, *Balbisia elongata*, *Boehra chrysanthemoides*, *Clerodendron viscosum*, *Corraea alba*, *Dalea Lagopus*, *Elephantopus Carolinianus*, *Georgina purpurea*, *Helminthia echiioides*, *Jatropha aconitifolia*, *Kleinia Porophyllum*, *Lagasca mollis*, *Lagunaea lobata*, *Leptospermum arachnoideum*, *Musa coccinea*, *Nitraria Schoberi*, *Ortega Hispanica*, *Pallasia canescens*, *Psidium Sapidissimum*, *Rhododendron dauricum*, *Robinia jubata*, *Smithia sensitiva*, *Stevia Ser-rata*, *Thunbergia fragrans*, *Verrea crenata*, *Ziziphora spicata* u. a. Wenn einst das wissenschaftliche Verzeichniß der vorhandenen Pflanzen von Herrn Hoffmann selbst erscheint, wird es gewiß besser beweisen, daß es wohl der Mühe lohnen dürfte, einen Blick auch auf den botanischen Garten in Moskwa zu werfen. Es ist wahr, daß unter den darin gezogenen Gewächsen sich viele einheimische befinden, wohl 300 und mehr Arten, wie natürlich und billig ist; aber auch diese sind doch größtentheils solche, die nicht überall in Europa, und auch in vielen botanischen Gärten nicht häufig sind, die in südlichen Ländern zu den größten Seltenheiten gehören.

Der vornehmste Gönner und Beförderer des botanischen Gartens der Universität ist Se. Excellenz der Herr wirkliche kaiserliche Geheimerath Graf Alexej Kyrillowitsch Rasumowsky, ein edler Mann, der den Musen lebt, und dem sie wiederum hold sind, besonders vertraut mit Naturgeschichte, Mineralogie und Botanik. Aus seinem reichen Garten zu Gorinka, unweit Moskwa, der zu den vornehmsten und berühmtesten botanischen Zierden Rußlands gehört, ging gleichsam eine

Kolonie der seltensten Pflanzen in den botanischen Garten der Universität über. Noch vor wenig Wochen hat er ein neuerbautes Gewächshaus mit einer zweiten ähnlichen Kolonie ausgeschmückt, von der ich wiederum nur einige mir bekannte Pflanzen, die *Banisteria purpurea*, *Bignonia ringens*, *Casuarina torulosa*, *Illicium parviflorum*, *Ixora purpurea*, *Murraya exotica*, *Pothos acaulis*, *Protea torta*, *Thalia dealbata*, *Vanilla aromatica*, erwähne. Denken Sie sich, m. v. F., unter diesen Umständen die Beruhigung, das Vergnügen, die Dankbarkeit, welche die Mitglieder der Universität darüber empfinden, daß unser angebeteter Monarch gerade diesen Mann zum künftigen Kurator derselben ausersehen hat. Was läßt sich nicht von ihm für die fernere Kultur jener dem russischen Reiche so wichtigen Wissenschaften, für das Gedeihen der ihnen gewidmeten Institute der Universität, für den Flor der Universität überhaupt im Ganzen und im Einzelnen hoffen! Wir ausländischen Professoren insbesondere haben unsern Kaiser dafür gesegnet, da wir schon vorher die Ehre hatten, von dem nunmehrigen Herrn Kurator persönlich gekannt zu seyn.

Mit kaukasischen und anderen südrussischen Samereyen haben den botanischen Garten der Universität versorgt Herr Hofrath Steven, der sich vor dem in Kislar, dann in Tiflis aufhielt, und jetzt, so viel ich weiß, in der Krimm lebt; ferner der Dr. Londeß, aus Göttingen, ehemals Botaniker zu Gorinka, der auf Kosten des Herrn Besitzers dieses Tempels der Flora eine botanische Reise in das südliche Rußland und nach dem Kaukasus machte, leider aber, zum Kummer seiner Freunde, auf dieser Reise gestorben ist. Eine

sehr große Anzahl der seltensten sibirischen Sämereyen verdankt der Garten einem gelehrten Zöglinge der Universität, dessen Andenken sie ehrt, dem Herrn Kollegienassessor Adam in St. Petersburg. Ansehnliche Transporte von deutschen und andern ausländischen Sämereyen erhielt er aus Wien, Pesth, Erlangen, Herrenhausen (bey Hannover), Weende (bey Göttingen, durch den berühmten Ökonomen Hrn. Oberkommissär Westfeld), aus Kopenhagen, Krakau, auch durch die Gefälligkeit des Hrn. Professors Delavigne zu Charkow u. v.

Man muß übrigens einen Begriff von den Schwierigkeiten haben, die damit verknüpft sind, im nördlichen Rußland einen botanischen Garten beständig mit einer großen Anzahl Pflanzen aus allen Erdstrichen zu versehen, um den Werth russischer botanischer Gärten, und die Einsicht und das Verdienst ihrer Vorsteher gehörig zu würdigen. Herr Hofrath und Professor German hat in seinem Verzeichnisse der Pflanzen des botanischen Gartens zu Dorpat treffende Bemerkungen hierüber gemacht, und es gereicht ihm zu großem Ruhme, daß dieser Garten unter den dortigen Verhältnissen dennoch schon 2367 Nummern zählt. Nur durch eine aufmerksamere Pflege der Pflanzen in Kübeln und Töpfen, durch eine größere Zahl von Gewächshäusern, durch größern Aufwand für den Unterhalt der Pflanzen während des langen Winters, durch eine weitläufige kostbare botanische Korrespondenz, kann der Mangel eines der Botanik günstigeren Himmelsstrichs ersetzt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

N e u e

wöchentliche Unterhaltungen

größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 3. Mitau, den 20. Januar 1808.

L i t e r a t u r.

Janus oder russische Papiere. Eine Zeitschrift für das Jahr 1808. Herausgegeben vom Probst Heidecke. Erstes Heft. Riga, 1808. Bey Hartmann. VIII. und 152 S. 8.

Wir finden in dieser neuen Zeitschrift unter mancherley Überschriften sehr schätzbare und zum Theil lehrreiche Notizen aus der älteren Kultur- und Sittengeschichte des russischen Reichs. Es wäre zu weitläufig und dem Zweck dieser Blätter entgegen, hier Auszüge zu liefern, die unser Urtheil bestätigen, — eine Nomenklatur der verschiedenen Rubriken aber vielleicht noch weniger an ihrem Platze. Wir begnügen uns daher, die Leser auf das Journal selbst zu verweisen, das wir ihnen im Allgemeinen empfehlen können — und wollen hier nur auf ein Paar Artikel besonders aufmerksam machen. „Über die Einführung und den

Fortgang der Buchdruckerkunst in Rußland“ findet man mit großer Sorgfalt alles zusammengetragen, was sich in Archiven und alten Nachrichten von diesem Theile der Gelehrten-Geschichte Rußlands erhalten hat. Zu bedauern ist es dabey, daß der Artikel gerade da, wo er am interessantesten zu werden verspricht, aus Mangel an geschichtlichen Daten abgebrochen werden mußte; daher denn auch die Schicksale der Typographie in Liv-, Esth- und Kurland vorjetzt keinen Platz fanden, und der mit Recht berühmten Stephenhagenschen Officin bloß beyläufig Erwähnung geschehen konnte. Anziehend durch sich selbst, und merkwürdig in historischer Hinsicht ist die Gesandtschaftsreise des Stolnick's und Statthalters von Borowks, Peter Swannowitsch Potemkin, nach Spanien und Frankreich im Jahre 1667, unter dem Zar Alexei Michaelowitz. Die aus dem Reisejournal hier gelieferten Auszüge gewähren die angenehmste Unterhaltung, und werden so leicht keinen Leser unbefriedigt lassen. Sonst ist bey allen übrigen Aufsätzen für die Unterhaltung derjenigen, die nicht Belehrung suchen und jene zugleich in dieser finden, weniger gesorgt, und in dieser Hinsicht wäre ihnen sämmtlich weniger Trockenheit und eine gefälligere Einkleidung zu wünschen.

Die übrigens unerheblichen Korrespondenz-

nachrichten am Schlusse des Hefts konnten, da sie, wegen der Entfernung des Herausgebers vom Druckort, schon veraltet zur Publicität gelangen, ohne allen Nachtheil für den Zweck des Ganzen wegfallen. Bey einer in zwanglosen Heften, zu unbestimmten Zeiten erscheinenden Zeitschrift, wie die hier angezeigte, dürfte dieser Artikel sehr entbehrlich seyn. Eine gleiche Bewandniß hat es mit den hinten angezeigten Schriften, die — besonders da der Herausgeber Verlagsartikel auswärtiger Buchhändler (dießmal drey Verlagsartikel der Jakobäerschen Buchhandlung in Leipzig) zu empfehlen sucht — bis dahin schon durch den Buchhandel bekannt geworden und durch sich selbst empfohlen — oder nicht empfohlen sind.

— 8.

Mathesius Sarepta und der preussische Bernstein *).

Quicquid id est, silvestre licet videatur acutis
auribus et nostro tantum memorabile pago,
dum mea rusticitas, si non valet arte polita
carminis, et certe valeat pietate probari.

Titus Calpurn. Ecl. 4.

Fast scheint es ein Hochberrath an dem jetzigen
hyperästhetischen Geschmack zu seyn, wenn man

*) Einiger Rücksichten wegen muß ich bemerken, daß die nachfolgende Arbeit diejenige in der königl. preuss. deutschen Gesellschaft zu Königsberg gehaltene Vorlesung ist, deren

heut zu Tage das Publikum mit Predigten und Predigtbüchern der alten Zeit unterhalten will. Man hat diese, mit dem verdächtigen Worte: Postillen gestempelt, vor aller Welt Augen auf den Trödelmarkt und in die Hökerbuden verwiesen. Sonst war es freylich ganz anders. Auf den Toiletten der Damen, wo sich jetzt Modenjournalen, Almanache, Romane und Schauspiele um Böttigers Sabina gruppiren, lagen sonst, in fein geistlichem Gewande, Gesang-, Gebet- und Predigtbücher um die ehrwürdige Bibel. Predigten waren sonst eine kurrente Lektüre, und heut zu Tage schämen sich sogar manche Herren Theologi zu gestehen, daß ihre Bibliothek größtentheils aus Schriften ihres Fachs bestehe. Schüchtern sollte ich daher bekennen, daß ich jetzt nur von — einer Postille, und zwar von einer recht alten, nämlich aus dem sechszehnten Jahrhunderte, reden will, und nach einer möglichst fein gedrechselten captatio benevolentiae um geneigte Aufmerksamkeit bitten. Allein, wenn ich bedenke, daß unsre Schönen jetzt ihre Moden meist von den uralten Konterfeyen abborgen, daß unsre Gelehrten wieder, wie die des sechszehnten Jahrhunderts, große Lexika schreiben und nur eigentlich die Postillen der letzten zwey

mein verewigter Lehrer, der Konsistorialrath und Prof. D. Haffe im II. Th. seiner „Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte S. VII der Vorw.“ erwähnt.

Jahrhunderte zu einer verrufenen Waare herabgesunken sind; wenn endlich ich sogar im vorjährigen Leipziger Meßkatalog finde, daß ein Theil der Predigten des Mannes, von dem ich jetzt reden will, wieder neu aufgelegt ist *): so darf ich wohl Verzeihung hoffen, daß ich hier, auch ohne *captatio benevolentiae*, in einem der Unterhaltung gewidmeten Blatte einen kurzen Auszug aus einem alten Predigtbuche mittheile, das wohl unterhalten kann. Es ist nicht nur ein Spiegel der damaligen Lebensart mehrerer Stände, sondern behandelt auch einen Gegenstand, der für uns Ostseefüstenbewohner ein altes Interesse hat, nämlich den Bernstein. Auch die kunstvolle Methode, mit der der gutmüthige Pfarrer seine asketische Sauce über die fremdartigen Gerichte zu gießen versteht, die er von der Kanzel herab aufsticht, verdient die Beachtung der Sachkundigen. Man gewinnt ihn auch lieb wegen der leichten Manier, mit der er seinen Gegenstand behandelt, und fühlt sich gezwungen, ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit und Belesenheit zu schätzen, die aus seinen Arbeiten hervorleuchtet. Schon seine Zeitgenossen hielten viel auf ihn, und die derzeitigen Gelehrten buhlten um seine Bekanntschaft. Einer seiner ersten Freunde war Melanchthon, dessen viele

*) M. J. Mathesius Historien von dem Leben und Schicksalen des großen Reformators D. M. Luther, in 17 Predigten beschrieben. Leipzig, bey Künke, 1806. gr. 8.

Briefe an ihn, welche größtentheils gedruckt sind, eine hochachtungsvolle Freundschaft athmen. Der gute Matthesius bedarf also meiner unbedeutenden Empfehlung nicht, wenn er auch jetzt wieder von seiner böhmischen Kanzel herab und zu uns reden muß.

Das in Rede stehende Buch, aus welchem ich einen Auszug mittheilen will, führt den Haupttitel: „Historia vnserß lieben Herren vnd Heylandes Jesu Christi 2c. durch den alten Herrn M. Johann Matthesium seligen in S. Joachimssthal auff die Sonntag vnd Fest im jar gepredigt vnd für seinem Christlichen ende verfertigt. Zwen Theile. Gedruckt zu Nürnberg, durch Dietherich Gerlatz, in Johans vom Berg seligen Trückeren. 1568.“ Der Herausgeber des Buchs, der Sohn des Verfassers, hat es dem Rath der Stadt Nürnberg dedicirt. Im ersten Theile sind 25, im andern aber 32 Predigten. So merkwürdig diese auch in mancher Hinsicht sind, so beschäftigen sie uns hier nicht, sondern ein anderes kleineres, von dem Verf. früher selbst herausgegebenes Werk, das man aber selten allein, sondern gewöhnlich als Anhang dem ebenangeführten bengebunden findet, daher ich dessen noch besonders erwähnt habe. Dieses letztere hat den ganz kurzen Titel: Sarepta oder Bergpostill, samt der Joachimssthalischen kurzen Chroniken. Nürnberg 1564. Beyde sind in Folio.

Die Vorrede dedicirt zugleich die Bergpostill

„allen gottseligen Bergkherrn, Bergkstedten, Bergkleuten inn der Kron Behem vnd Deutschen Landen zum neuen Jahre“ und enthält manche Lebensumstände des Verfassers, nebst einer Schilderung seiner individuellen Lage als Bergwerksprediger. Unter andern rühmet er die Geschenke an Mineralien, die er von unterschiedenen Orten erhalten habe, z. B. „von der Eul in Behem, wie auch auß den Bngerischen Bergkstedten vnnnd etlichen Steyerischen Gebirgen sind mir etliche goldstüflein vnd schöne würflete marchasith ¹⁾, gelff ²⁾ und agsteyn ³⁾, der inn fleßen ⁴⁾ nierig, zu Leinbach in Osterreich jetzt bricht, zukommen“; woraus zu ersehen ist, daß man nicht bloß in Preussen, Pommern und Polen, sondern auch schon vor Alters in Ostreich Bernstein gegraben habe. Seine angenehme Lage in Joachimsthal schildert er sehr naiv in eben dieser Vorrede. „Unser lieber Gott hat mir durch meiner Schüler danckbare Eltern etliche fürlein ⁵⁾ zugeworfen, darum ich (im sey die ehre) zwey jar zu wittenberg zum andern mal studiret, vnd ein schöne kleine Liberey erzeuget habe. Darneben hat er mir in diesem gebirge,

1) würflichte Markasiten, ein derber würflichter Schwefelkies, welcher Gold enthält, in der Bergwerkssprache. 2) Gelf ist eine oberdeutsche Benennung, sowohl des gelben Kupfererzes, als auch eines silberreichen Schwefelkieses. 3) Agtstein, Bernstein. 4) Flöz, eine Schicht. 5) Diminut. von Kur, d. i. der 120ste Theil einer Zeche, d. h. einer Zunft oder Gewerkschaft, der eine Fundgrube oder ein Stollen gehört.

unter den Herrn Schlicken gnedige Herren, gute und beständige Freunde, gehorsame Pfarrkinder, vnd gottselige vnd fleissige Collegen, eynes theils gute nachbarn, dankbare schuler, die vil Stetten mit ehren dienen, gegeben. Vber das ein beqveme vnd lustige wonung vnd eyn tugentlichs weyb auß ehrlicher freundschaft, liebe kinder, trewes gesünd, vnd darneben mit gelerten leuten grosse kundschaft machen lassen u. s. w.

Die erste Predigt handelt von der alten Bergstadt Sarepta vnd ihrer Religion über 1 Könige 17.

Die andere: von ankunfft vnd außbreitung der Bergwerk vnd welches die eltesten Bergfleut gewesen. In dieser Predigt legt er seinen Zuhörern eine selbstverfasste Bergordnung auß den zehn Geboten vor, worin er das zehnte Gebot auf sie so anwendet: „Keiner bring sein nechsten vmb sein zech vnd fur mit geschwinden griffen vnd bösen practicken, denn vntrew trifft sein engen Herrn vnd vntrew gut faselt ¹⁾ nicht. Vor allen dingen aber vergesset des eilfften gebots nicht: glaubet an Jesum Christum.“ Zur Arbeitsamkeit ermahnt er seine Zuhörer durch folgenden Vers:

Wer nicht recht vnd gabelt ²⁾,
wenn die brem sticht vnd krabelt,
der laufft im winter mit eim strofeyl,
fragt, hat auch jemand's hew feyl?

1) gebleist. 2) d. h. wer nicht sein Heu zusammenharkt und auf den Schoppen steckt.

Die dritte Predigt handelt „von ursprung, zu vnd abnemen der metallen vnd minerischen Bergarten vnd erzgen vnd das Gott der rechte erzmacher sey vnd wie ein bergkman bergkflufftiger weyße schürffen ¹⁾ vnd bawen solle.“

Die vierte Predigt: „vom Golde, auf heyiligen drey künige tag“ etymologisirt die Namen des Goldes bey den Hebräern Zahaf und Pacz, läßt die drey Weisen Mitglieder des persischen Parlaments seyn, beschreibt die Reichskleinodien der Regenten, und schilt weidlich auf den übermäßigen Puz, besonders der Fräulein und der armen Leute, die sich für geborgtes Geld in Gold und Sammet sehen lassen. „Ich mögte gern wissen,“ sagt der Zelote, „wie einer denket, der da lesset seine kinder herein treten wie die außgehaweten Ercker, wie die schrift von den claretgen ²⁾ vnd purpurfrewlin redet, Item was sol das für eyn ehrenkleid seyn, da die fraw ein damascken rock vnd güldene ketten tregt, vnd sammet paret ³⁾, vnd der mantel gestehet ⁴⁾ 50 gülden und man ist alles dem kramer schuldig. An armer leute hoffart, da wischet der Böse seine lateinische Kunst an. Denn ober jene hoffart wöllen nun bürgerin vnd ire töch-

¹⁾ schürffen bedeutet im Bergbaue: am Tage einschlagen, d. i. durch die Oberfläche der Erde graben, um nach Gängen, Klüften oder Flözen zu suchen. ²⁾ Klarettchen drückt das aus, was wir jetzt Bierpöppchen nennen würden. ³⁾ Baret, Mütze, Haube. ⁴⁾ kostet.

ter auch güldne armring, sammete weßker ¹⁾ mit silbern schlossen, sammete paret mit medeyen ²⁾ vnd feinen straußfederlein geschmückt füren. Item fleydung von nesselgarn, oder die gar durchlöchert seyn, etliche vnterlegen die durchlöcherten ermel mit gülden zindel ³⁾ vnd verbremen ire fleydung mit gülden ketelein. Was sol man von der gestuzten vnd geschwenkten, außgezupfften, gestickten fleydung sagen, da jekund die röcke von perlen starren, da wird nichts gutes auß vnd bald jammer vnd not folgen.“ C'est tout, comme chez nous.

Die fünfte Predigt handelt vom güldigen Silber und alten Electro und Conterfey ⁴⁾, davon aber zelegt.

In der sechsten Predigt „vom Silber vnd dem ganzen proceß vom Silberbergßwerk, mit erklärang der Sprüche in der heyligen Schrift, so vom silber reden“ giebt der Redner seiner Gemeine ein Räthsel vom Golde auf:

1) bedeutet einen Gürtel, eine Geldtasche, Börse; in Preussen Watscher. Das Wort ist Slavischen Ursprungs. Im Poln. heißt es Wacek. 2) Dieß Wort hat schon Haltaus in s. Gloss. Germ. aus dem Mathesius angeführt. Er citirt den Besold, der es für verderbt aus Medailles hält. Wir sagen jest dafür Medailon. 3) Zindel, oder richtiger Sendel (franz. Cendal) ist eigentlich die geringste Art des Taffets, die sehr leicht, dünn und durchsichtig ist. Hier aber ist wahrscheinlich Goldstoff gemeint. 4) unächtes Gold oder Silber. Unter dieser Bedeutung hat man das Wort nur bey Mathes und in der Straßburgschen Polizeyordnung gefunden.

Es ist ein Wort, das hat ein Z,
wer es sieht, begert es schnell.
Wenn das Z nicht drinnen ist,
kein höher schatz in der welt ist.

Die siebente Predigt: „vom kupfer vnd kupfferbergwerk vnd seygern.¹⁾), samt erklärang Mosiß kuppfferner Schlang vnd den Sprüchen, so des lautern vnd polierten kupffers gedenken“ erstreckt sich auf Messing, Galmen, Glockenspeise und auf die ganze Verarbeitung des Kupfers.

Dem Eisen und Stahl ist die achte Predigt gewidmet, die auch eine Erklärung der Regimentssäulen Daniels und die Geschichte der vier Hauptmonarchien in der Welt, sammt einer kurzgefaßten Kirchengeschichte, in sich enthält.

Die neunte Predigt handelt vom „Zyn, Bley, Glet²⁾), Wismut und Spießglas und der Geschichte des Joachimthalschen Bergwerks.“ Auch nimmt der Redner Gelegenheit, seine Zuhörer über den Ursprung der Schreibekunst, des Papiers, der Dinte, der Bücher und der Druckerey zu belehren. Bey der Materie vom Schreibzeuge sagt er: „ich muß der schulen vnd allen frommen schulerlein auch den schreibzeug, pennal oder Dintefasß im alten Testament zeigen. Vnd damit sich niemand seines Handwerks scheme oder ihn verbrieße, da vnge-

¹⁾ seigern heißt im Bergbaue das noch mit Silber vermengte Kupfer bearbeiten. ²⁾ Glätte oder Glöthe, die glasartige Schlacke des Bleyes.

lehrete scharrhansen vnd striegelblaser ihn vossen ¹⁾, sehen wir Ezechieln am 9 Cap. daß auch die lieben Engelein als himmlische Studenten ihren schreibzeug an ihrer seyten tragen.“ Bey Erwähnung der Druckerkunst, die viel Makulatur oder Scharnüzlen ²⁾ den Krämern verschafft, scherzt er auch über seine Predigten: „Vielleicht fehlet es auch den Krämern noch an scharnüzlen, drumb müssen diese meine predigten auch gedruckt werden.“

Die zehnte Predigt über Psalm 119 v. 119 redet von Schlacken, Riß und Kobolt.

Die eilfte „von den Bergkafften, als Salpeter, Borraß, Alaun, Kupfferwasser, Schwebel vnd vom Salz zu Halle in Sachsen vnd den sprüchen, darin dieser saffte gedacht wird.“

Die zwölfte Predigt ist überschrieben: „vom schlegel und eisen ³⁾, bergkgezaw ⁴⁾ vnd bergarbeit, Magneten vnd marscheyden ⁵⁾, wasserfünften vnd wettersfuren ⁶⁾, zu erklerung der fart Jacob und Jeremie bergfeustel, über Hiob 28 und

1) ihn einen Fuchs, d. i. einen Neuling und im Bergbaue Unerfahrenen schimpfen. 2) in andern Gegenden Schwarzmügel, Scharnute, eine papierne Lüte. 3) Schlägel und Eisen werden zusammen das Hand-, Säusel- und Berg-eisen, als die Hauptinstrumente bey dem Bergbau, genannt. 4) Berggezäh oder Gezäu, das sämmtliche Gezeug oder die Geräthschaften bey dem Bergbaue, Nied. Sächs. Lou, Getou, Lowe, Geräth. 5) Das Markscheiden, die Abmessung und Bestimmung der Grubengebäude unter der Erde; die unterirdische Geometrie. 6) Vorrichtungen zum Leiten der Luft in den Gruben, z. B. durch Windsänge, Röhren und Bälge.

Jerem. 23 v. 29: ist nicht mein wort wie ein feuer, damit man im berg setzt vnd wie ein Hammer, damit man felsen zerstuft? — Der Eingang liefert eine vollständige Kirchengeschichte des Joachimthals und des dasigen geistlichen Regiments. Bey dessen Schluß sagt der Redner: „nun können wir zu ewern schlegel vnd eyßen vnd was ihr ferner für gezaw oder instrument vnd werckzeug zu ewer bergarbeit in schürffen, reschen ¹⁾, stollen, schechten ²⁾, strecken, hornstetten ³⁾ bedürffet; als klein vnd große peuschel, handfeustel, blösz, federn, keyl, fimmel, rißeisen, keylham, krazen, prechstangen, scheide- vnd puchhammern, erzquetscher, grubenliechter, compast, grubenscherper, vnschlittaschen, sicher- berg- vnd erztröge, laufflarn, kübel, seyl, pfützeymer vnd pfendel, hund oder trühen, wasserzüber, fart vnd farthaffen vnd ander gezaw zum schacht vnd stolln außzimmern, vnd wenn ihr rhunbaum, pfulbaum, tumpholzer leget vns haspelsützen setzet, ein fackthonen drauff schlaget vnd die farten anhespelt, tragstempel vnd jöcher leget, mit einstrichen verpfendet vnd mit spreutzen vnd pfelen verschieffet vnd wo es gespreng hat, da jr werckstempel leget, vnd wenn ihr die stolln fasset, thürstöck vnd kappen

1) röschen, einen Graben unter der Dammerde zur Abführung der Tage-Wasser, oder Gänge damit zu entblößen, ziehen.

2) Schachtmachen. 3) Hornstatt ist der Raum zu beyden Seiten des Haspelgestelles, darin die Bergleute stehen, welche an dem Haspel ziehen.

darauß setzet, tregwerck schlaget, grin vnd gesteng
 leget vnd sumpff vnd festen schlaget, künste hen-
 get, oder in gepeln vber die richtschacht richtet.
 Vnd was jr feruer im gesent vnd vorm ort be-
 dürffet, wenn ihr sincken, vorsumpffen, zufüren
 vnd für sich, oder vber sich prechen, außlengen,
 qverschlag machen, hornstat brechen, verschremen,
 rigen, oder ein wand werffen vnd erz nachschlagen
 vnd den berg zu seil schicken vnd zu tag außfödern
 oder erz außfüren, scheyden und puchen wöllet.“

— Alle diese Instrumente und Borrichtungen zur
 Gewinnung des Erzes werden in der Predigt nicht
 nur beschrieben, sondern auch in der Bibel aufge-
 sucht. Dann folgt eine etymologisch-historisch-
 kritische Beleuchtung des Magneten und Kompass-
 ses, und eine Beschreibung vieler künstlichen Ma-
 schinen, die aus Erz und Eisen verfertigt werden.

Hennig.

(Der Beschluß folgt.)

Nach dem Französischen.

- Auf einer Straßē ging ein Pferd,
 Das trug einen Sack und ein Mädchen.
 Ich sah' vorüber gehn das Pferd,
 Und warf einen Blick auf das Mädchen.
 Ha! rief ich, welch ein schönes Pferd!
 Viel schöner noch ist doch das Mädchen.

Es wurde scheu vor mir das Pferd,
 Das Gleichgewicht fehlte dem Mädchen.
 Herunter fiel der Sack vom Pferd'
 Und hinter ihm her auch das Mädchen.
 Ich näherte mich d'rauf dem Pferd'
 Und sahe den Sack auf dem Mädchen.
 Ich stolperte, fiel hin beym Pferd'
 Und fühlte auf mir sitzen das Mädchen.
 Es saß da nicht, wie sonst aufs Pferd
 Zu sehen sich pflegen die Mädchen,
 Es saß ganz wie ein Mann zu Pferd'.
 Ich schüttelte mich unter dem Mädchen,
 Da fiel es — und fiel unter's Pferd,
 Mit dem Kopf nach unten, das Mädchen.
 Ich fürchtete den Schlag vom Pferd',
 Doch minder für mich, als das Mädchen;
 Ergriff beym Zügel schnell das Pferd,
 Und zog auf die Seite das Mädchen,
 Daß es nicht schlagen möcht' das Pferd:
 Des freute sich innig das Mädchen.
 Man müßt' auch seyn ein wahres Pferd,
 Ein Bar, wenn man könnte ein Mädchen
 So überlassen einem Pferd',
 Ich — helfe, sey's Frau, oder Mädchen.
 Den Sack legt' ich nun auf das Pferd,
 Auch wollt' ich d'rauf setzen das Mädchen,
 Da nahm Reithaus das rasche Pferd,
 Entfloß, ließ zurück mir das Mädchen.
 Es lief wohl nach dem wilden Pferd',
 Ich aber lief schnell nach dem Mädchen.
 Für Dich ist gar zu wild dieß Pferd,
 Es taugt, sprach ich, nicht für ein Mädchen;
 Nimm lieber für ein solches Pferd
 Ein Langohr forthin, liebes Mädchen.
 Für Dich ist's besser als ein Pferd,
 Drauf reitet viel sanfter ein Mädchen;
 Es läuft ein Mädchen auf dem Pferd'
 Zu große Gefahr schon als Mädchen,
 Und größ're noch, fällt's von dem Pferd,
 Zu sehr sich zu zeigen als Mädchen.

Æ q.

Der verkürzte Modeschatten.

Neiget zum Untergang sich die Sonne, so scheinen
 die Schatten
 In die Länge gedehnt, oberwärts aber verkürzt;
 Seht doch den flatternden Wurf, am Obertheil
 abendlich schattend,
 Sant in der sittlichen Welt auch schon die Sonne
 hinab?

Broße.

Der Bartfühlende.

Er hebt die Nase hoch bey jedem Schritt,
 Um nicht zu sehn — was er mit Füßen tritt.

Schriftstellerruhm.

Stag meint, daß er auf Lorbeern ruht;
 Wir glaubten, daß er Buße thut.

An ———

Es hatten Aff und Kaze sich gepaart;
 Und so entstandst Du Bastard feltner Art.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 4. Mitau, den 27. Januar 1808.

L i t e r a t u r.

Iris ein Wochenblatt für Damen. No. 1 und 2.
(Riga. 8. Jede Nummer mit einem illuminierten Modenkupfer.)

In dieser sublunariſchen Welt iſt es nicht wohl möglich, allen alles zu ſeyn. So konnten auch die wöchentlichen Unterhaltungen nicht dem ſtarken und dem ſchönen Geſchlechte zugleich genügen. Wenigſtens erhob ſich im vorigen Sommer aus der Welt der Schönheit eine Stimme, welche vom Herausgeber öffentlich verlangte, daß er mehr Rückſicht auf das ſchwache Geſchlecht nehmen möge bey der Wahl der Aufſätze. — Antik iſt freylich ein ſolcher Gegenſatz zwiſchen Schriften für Weiber und Männer nicht. Die Alten ſchienen zu glauben, daß Wahrheit und Schönheit für beyde Geſchlechter dieſelben ſeyen. Allein die meiſten unſrer Damen lieben Antiken nur an ihrem Schmucke, und mögen von andern Antiquitäten

nicht gerne reden hören, indem die Heiden offenbar abscheuliche, unchristliche und keizerische Ideen hatten von Würde der Frauen und ihrem Verhältniß zu Männern. Man lese nur, unter andern, wie kurz Telemachos gegen seine leibliche Mutter angebunden ist, da diese aus ihrem Stoller herabsteigt und einem Sanger Vorschriften machen will, was oder wie er singen soll. „Laß ihn singen,“ sagt Telemachos ungefähr, „wie es ihm das Herz im Busen gebietet; du aber befehl den dir dienenden Jungfrauen, denn die Herrschaft im Hause gebühret dem Manne, mir aber am meisten u. s. w.“^{*)}.

— Wie übel würden die Griechinnen weggekommen seyn, wenn sie ein eignes Journal zum Nutzen und Vergnügen ihres Geschlechts verlangt hätten! Die moderne Zeit ist der Weiblichkeit günstiger. Kaum ist hier und da eine zarte weibliche Klagestimme vernommen worden (wir haben deren mehrere gehört); so ist auch Hülfe nah'. Die *Fris* nennt sich selbst „ein Wochenblatt für Damen,“ und die wöchentlichen Unterhaltungen machen es sich zur angenehmen Pflicht, ihre Erscheinung anzukündigen.

Von dieser Zeitschrift wird seit dem neuen Jahre wöchentlich ein halber gedruckter Bogen, nebst einem Modenkupfer, ausgegeben. Der Pränumerationspreis ist 5 Thaler Alb. für ein halbes

^{*)} Odüsssee I. 345.

Jahr. Billig genug bey der, durch die Kupfer, gewiß großen Kostspieligkeit des Unternehmens! Zum mindesten ist kein auswärtiges Blatt der Gattung bey uns um diesen Preis zu haben. Ref. hat, außer der mit dem Zuschauer ausgegebenen Probe, zwey Nummern vor sich liegen. Erstere enthält, unter andern, Fris Erscheinen, ein artiges Gedicht von A. B. Der Inhalt von No. 1 u. 2, besteht in Briefen und Nachrichten aus Paris, Wien, Berlin und Riga, einem aus Jacobi's Taschenbuch entlehnten Aufsatz: Die Tageszeiten, u. s. w. Die Kupfer mögen wohl die ersten seyn, welche jemals in Riga gestochen wurden, und sind nicht nur als solche bemerkenswerth, sondern verdienen auch sonst Lob. Sie werden von einem jungen Künstler, Namens Behrendß, dem Vernehmen nach unter Anleitung und Aufsicht des Herausgebers, gearbeitet. Die zu den bemerkten drey Blättern gehörigen Tafeln zeigen uns eine Dame im Costume de bal, eine andere im Costume de promenade und einen Herrn im Costume Parisien. Das letzte Stück ist am besten gelungen und für Damen allerdings unentbehrlich, um bey Beurtheilung der Eleganz einen sichern Maßstab zu haben. Ein französisches Modenblättchen wird zu Zeiten, als Supplement, beygegeben; auch haben diese wenigen Nummern schon ein gefälliges Musikblatt in ihrem Geleite.

Wir zweifeln nicht, daß die Iris das seyn und bleiben wird, wofür sie sich ausgiebt, und daß alle Frauen angenehme Unterhaltung in ihrer Gesellschaft finden werden, welche ihr, der Ersehnten, billige gastfreundschaftliche Aufnahme gewähren; wie wir denn der Götterbotin solches von Herzen wünschen.

Y.

Mathesius Sarepta und der preussische Bernstein.

(Beschluß des in No. 3. abgebrochenen Aufsatzes.)

Die dreyzehnte Predigt über Jerem. 6, 27 = 30 handelt vom Schmelzen, Abtreiben und Silberbrennen, und beweiset unter andern, daß der Sohn Gottes „ein rechter geyslicher schmelzer und hüttenreuter ist.“

Die vierzehnte ist betitelt: „von der münz in-
gemein, neben einem guten bericht, was die alten
münz, der die schrift erwehnet, für schrot, forn
vnd gepreg gehabt, vnd was sie nach vnser münz
zu rechnen, golten habe.“ Dieß Versprechen
erfüllt der Bibelist, so nennt der Verfasser sich
selbst, auch ganz vollkommen und mischet in seinen
Vortrag zugleich manche griechische Legenden und
Mythen, die er, auf seine Art, recht sinnreich

travestirt. Mit gründlicher Gelehrsamkeit zeigt er, daß des Hesiodus Epimetheus und Pandora mit Adam und Eva identisch, Lycaonis Fabel aus Kains Geschichte genommen sey, Vulkan den biblischen Tubal-Kain bedeute, des Teufels Fall der Mythos von Phaethon sey u. dgl. m. Erklärungen, auf welche sich neuere Mythenausleger viel zu Gute gethan haben. Wie reichhaltig diese Predigt sey, beweiset schon ihre Taille, die 72 Foliosseiten einnimmt.

Die funfzehnte Predigt beschreibt das Glasmachen und die Gefäße, deren die Bibel gedenkt. Er dehnt die Bedeutung des Wortes Glas sehr aus, indem er alles, was klar, durchsichtig und glatt ist, wie Eis, darunter nimmt. Daher handelt er hier vom Diamanten, Krystall, Beryll, Chalcidon, Hyacinth, andern Edelsteinen und den Gefäßen und Kunstwerken, wozu man sie gebraucht hat oder noch braucht, z. B. vom Urim und Thummim (wobey er Gelegenheit nimmt, zu beweisen, daß der Teufel Gottes Affe ist), ferner vom Porzellan oder, nach seiner Schreibart, Porzelach, und dann vom gewöhnlichen Schmelzglase. Weitläufig wird von dessen Erfindung, Bearbeitung, Anwendung zu Kunstwerken und Geschirren geredet, und kein einziges Wort in der Bibel vergessen, das an das Glas der Alten erinnern könnte; daneben wird aller nur bekannten Trinkgeschirre der Alten und der damaligen Welt, von dem Wasserkrüge

der Rebekka an bis auf unsre Viertonnen und Weingläser, gedacht. Bey dem Kapitel vom Bier giebt er seinen andächtigen Zuhörern den Vers zu bedenken: runcinat in firnis, mirabilis intus in hirnīs. Man sollte kaum glauben, wie fein der alte Pfarrer diese fremdartigen Materialien seiner Predigt zu seiner Absicht zu benutzen weiß, und mit welcher Vorsicht er zugleich seinen homiletischen Senf über diese zu gießen versteht. Das Glas dient ihm, wegen seiner Zerbrechlichkeit, zum Gleichniß für den menschlichen Leib, und seine Klarheit und Reinheit zum Gleichniß für unsern ätherischen Leib nach dem Tode. Dadurch wird diese Predigt zugleich ein Nekrolog seiner besten Freunde und seines Vaters, und giebt ihm Gelegenheit, seiner eignen Grabscrift zu erwähnen, die er sich selbst gesetzt hat.

Mit gleich nützlichen Anwendungen beschäftigt sich auch die folgende sechszehnte und letzte Predigt, die von den Bergleuten zu Philippus handelt und das sechszehnte Kapitel der Apost. Gesch. erläutert. Dann folgt ein geistliches Verglied, und zuletzt eine Chronik der freyen Bergstadt in St. Joachimsthal.

So oft ich diese alte Predigtsammlung durchblättert, habe ich mich des Wunsches nicht erwehren können, daß, so wie diese Predigten, verhältnißmäßig auch unsre kirchlichen Vorträge im Allgemeinen eine mehr wissenschaftliche Tendenz

erhalten möchten, damit die Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr gefesselt und dadurch der Kirchenbesuch befördert werde. Daß Dogmatische der Religion ist den Leuten schon aus der Schule bekannt, daher schläft der gemeine Mann bey einer bloß dogmatischen Predigt leicht ein, weil er sie nicht mehr für seine Jahre passend glaubt. Die Moral, ach! die liebe Moral ermüdet am Ende doch, wenn sie immer auf dem Tapet ist; denn der Mensch hat es wohl gern, wenn man ihm zuweisen die Wahrheit ins Gesicht sagt, allein man muß ihm nicht zu oft kommen. Ne quid nimis! Schon Luther sagt hierüber ganz treuherzig: „man kann den Leuten in einer Viertelstunde mehr vorpredigen, als sie in zehn Jahren halten können.“ Wie viel möchten demnach unsre kirchlichen Vorträge gewinnen, wenn Gegenstände aus den Wissenschaften, vorzüglich aus der Physik und Geschichte, und aus dem Gebiete der Kunst und des Gewerbes, unter religiösen Ansichten vorgetragen, öfter darein aufgenommen würden! Dadurch würde der Zuhörer unfehlbar mehr beschäftigt, ein großer Theil Menschen, der jetzt die kirchlichen Versammlungen bloß daher versäumt, weil er darin nichts neues mehr zu lernen wähnt, zum Kirchenbesuch wieder angemuntert werden, unsre Prediger ihrem Berufe als Volkslehrer näher treten, und so die Aufklärung des gemeinen Mannes einen weit richtigern Weg nehmen, als sie durch

die steten moralischen Predigten genommen hat. Allein dann könnte freylich keine Predigt mehr aus dem Ermel geschüttelt werden, sondern ein jeder Prediger müßte, wie der gute Mathesius, die Kunst verstehen, das Gemeine und Alltägliche zu heben, und das Fremdartige einheimisch und zweckmäßig zu machen und zur Erbauung anzuwenden. Ich weiß zwar, schon mehrere Prediger unsrer Zeit haben auch hiezu einen merklichen Vorschritt gethan, z. B. Rosgarten in seinen Uferpredigten, Stolz in seinen politischen und Ewald in seinen Predigten über Naturtexte, allein im Ganzen ist hierin noch wenig geschehen. Jedes Land hat sein Eignes in physischer, moralischer, politischer und andern Hinsichten, wie viel Stoff für einen denkenden vaterländischen Prediger! Wie begierig würde unser Landmann zuhören, wenn er z. B. eine Predigt über den Bernstein, von dem die fünfte Predigt unsers Mathes handelt, zu hören bekäme!

Aus dieser will ich noch zum Schluß eins und das andre anführen. Der logischen Ordnung gemäß, die Mathes in allen seinen Vorträgen beobachtet, untersucht er auch in diesem zuerst die verschiedenen Namen des Bernsteins. Electrum kommt her von der anziehenden Kraft des erwärmten Bernsteins, daher dieser auch Agstein heißt, weil er trockene Haare, Algen und Hülsen an sich zieht. Bernstein kommt von dem Altdutschen

bernen oder brennen, so wie der preussische Name Gentar eine Materie zum Räuchern anzeigt. Die Türken und andre orientalische Völker räuchern noch heut zu Tage mit Bernstein, vorzüglich bey Leichen: Succinum heist er, weil er aus Bäumen quillt, und Glessum vom alten Worte Glisz, Glanz. Der gute Matthes findet den Bernstein unter mehrern Namen in der Bibel wieder. Zuerst in dem Worte Chasmal in Ezech. 1., dann in dem Gabis bey Hiob c. 28, in dem Elgabisch im Ezech. c. 13. am sichersten aber in dem Bdolach oder Bdellium, von dem Mose Gen. 2 u. Num. c. 11. redet. Das sagt Matthes schon seinen Bauern in Joachimsthal im sechszehnten Jahrhundert, und behauptet dabey, daß das Bdellium im Mose schon von vielen alten Auslegern für den preussischen Bernstein gehalten worden sey. Und doch wundern sich noch im neunzehnten Jahrhundert selbst Gelehrte darüber, wie der neueste Schriftsteller über den Bernstein, Preussens erster Philolog, den Bernstein im Mose finden konnte.

Matthes giebt, als studierter Bergmann, dem Bernstein eine solche Erzeugung, wie die der Steinkohlen, des Naphtha oder Asphaltes, des Umbra, des selbstgewachsenen Kamphers und anderer Gummiarten mehr. Er sagt darüber folgendes: „An dem ist aber kein zweyffel, Bornstein zumal den man aus der Sehe schöpffet, oder am strande

aufflieset, oder am ufer außgrebet, sey ein zehrer, schmirwiger vnd denischer safft, der in Schwedischen oder Dennemarckschen gebirgen durch natürliche Hitze auß fetten dünstten vnd brodem gewircket, endlich durch die außgehölerten felsen ins meer tröpfelt vnd oft spinnen, mücklein, bletlein in sich wickelt, wenn er so weich ins wasser felt. Wenn nun dieser bergksafft oder erdwachs im wasser gestehet oder hart, rein hell vnd glat wird, stossen in die stürmwind nach gelegenheit des landes mit dem wasserschwal im Samland in etliche wicken oder hasen, do fahen und schöffen in die Sudauer mit gestrickten hemlein, nach art vnd gelegenheit des sturms, wie die erfahrung zeuget. Das ist aber natürlich vnd gebreuchlich, daß die erden, so ihre natürliche hitz vnd wirkung hat, durch jr verborgen feuer, daß oft zu tag ausschlegt, in gengen feuchte, fette vnd schweblichte dünste operir, daraus allerley bergkart, metal vnd safft werden, wenn sie erharschen oder zusammen sintern, wie bergkleut reden. Wie wir auch in unsern silbergengen offtmals pichichte vnd zehe bergkart finden, welches, so es erwarmet, fleust vnd denet es sich wie schuhpech. Gott hatt seine wunderbare laboratoria vnd Destilliröfen vnter der erden. Findet man doch auch in vnd neben silbergengen schmerklufft ¹⁾ vnd schmirwig gestein, das fett

1) Schmeerstein oder sogenannter Speckstein.

vnd zech ist wie seiffe, daher man es auch seiffengebirg heisset. So giert vnd derkreuselt sich im berge, wie das hier im pottich, daher so mancherley zennicht ¹⁾, hericht vnd wüßschlicht silber wirdt. Ich hab ein schwarzen vnd tichten kobalt gesehen mit schwebelichten Dünsten vnd fettigkeit vermengt, der brandt wie ein steinkol oder gelber agstein, wenn man ihn anzündet vnd verrauchet biß er gar zu asch wardt.“

Mathes trägt diese Erzeugungart des Bernsteins mit kategorischer Gewißheit vor, und giebt sie für völlig unbezweifelbar aus. Ich muß, aus Unkunde der neuern Chemie, den Sachverständigen überlassen, zu entscheiden, ob diese Erklärungsart der Bernsteinerzeugung vor dem Richterstuhl der Chemie bestehen könne, und ob sie von neuern Phytologen ebenfalls vorgetragen oder schon hinlänglich widerlegt worden sey. In Hasse neu-
sten Entdeckungen finde ich wenigstens der historischen Angaben, die unsers Mathes Hypothese auszeichnen, nicht erwähnt.

Auch über den Schohamstein, den Hasse für den näher bestimmenden Namen des Bernsteins bey Mose hält, verbreitet sich die gelehrte Predigt unsers Mathes. „Soham,“ sagt er, „ist Onich gedeutschet, welchs ein edelgestein ist, der eines menschen fingernagel von farben ehnlich ist, aber

1) Lange und dünne Stücke Silber; von Zain.

do es auch ein natürlicher Dnich were, so ist er doch der edelste stein nicht. Weyl aber Mose eben von den schekzen an dem ort redet, die auß dem wasser kommen vnd Adam dienen solten zu erhaltung seines leybes lebens, bleyben wir bey der Chaldeischen Bibel, die gibt das Soham mit dem wort Burla, welches auch die Deutschen von den Jundfrawen reden, denn Jundfraw Burla, Berlach, Verbel, Barbara ist ein name (ich setze hinzu ist auch das Wort Perle), welches die Grecken, den Arabern nach, Margaritha nennen, als eine tochter der Perlunken, Perlmutter, oder schneckenhauß, darinn es wunderbarlich auß dem himmelischen taw, in vngestümen wettern geboren wirdt vnd ein sonderlich herzsterkung ist. Denn das Soham auch in Aharonis amptschildlein stehet, kann auch wohl ein edles perlein seyn, wie Cleopatre der Königin von Egypten, welchs auff ein tonne goldes geschazet, welches sie im essig zubeisset vnd irem Herrn zu gefallen in einem trunck verzeret. Schneidet man doch auß Corfen oder Indianischen Schneckenhäusern Medeyen, die man zu großen ehren tregt, solt denn nicht Aharon auch das edle Perlein auff seiner Brust getragen haben? Edelgesteine grebt man auß der erden, wie auch den schwarzen agstein vnd man findet sie oft in fletz vnd gengen, wie die Malachiten vnd Jaspiß. Aber das Soham davon Mosiß redet, ist im Wasser gewesen, wie gold vnd bornsteyn.“

Genug! — Möchte mein guter alter Matthes und seine Vergpostill bey meinen Lesern in gutem Andenken bleiben!

Heinig.

Warum haben schöne Frauenzimmer gemeinhin ausgezeichneten Verstand? *)

Daß die Schönheit der äußern Bildung gewöhnlich mit dem Verstande vereinigt sey, kann nur die Erfahrung lehren. Denn wollte man es als ein Axiom annehmen — was in alten Zeiten schon geschehen ist — daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse; so hätte man den Einwurf zu fürchten, daß eben jener äußere Glanz der Gestalt ein Haupthinderniß der Bildung der ursprünglichen Schönheit des Gemüths sey. Die Störung der Vereinigung beider, könnte man sagen, liegt schon in der Natur des Menschen; Schönheit macht ihn eitel, Eitelkeit thöricht. Ich halte mich also an das, was viele andre mit mir gesehen haben: die ausgezeichnete Form verrieth gemeinhin einen ausgezeichneten Verstand. Wer dem widersprechen will, der zeige mir doch, daß die unendliche Menge, der es an Schönheit mangelt, durch die Folgen dieses Umstandes besonders verständig geworden ist. Schon deshalb zweifle ich daran, weil auch ein Frauenzimmer mit unangenehmen Zügen noch immer Reize genug zu besitzen glaubt, ohne den Kopf zu Hülfe rufen zu müssen. Auch bemerkt man eben nicht, daß alte Weiber, darum, weil

*) Man sehe den vorigen Jahrgang Bd. 6. S. 429.

der Spiegel ihnen die verlornen Reize zeigt, sich besonders durch einen glänzenden Verstand hervor-
 thun. Gefallen wollen sie doch gewiß eben so sehr,
 als jede ihres Geschlechts. Will man diesen Wunsch,
 zu gefallen, Eitelkeit nennen, so ist diese eine
 Eigenschaft aller Frauenzimmer; und daß sie durch
 Schmeichelen übermäßig verstärkt werde, hat
 nicht die Schöne allein zu fürchten; jede Auszeich-
 nung an einem Frauenzimmer wird ja mit Über-
 treibung gepriesen. — Wenn aber der Beyfall
 den Dünkel erzeugt, so veranlaßt dessen Entbeh-
 rung nur zu oft Unzufriedenheit mit der Welt,
 und, was noch schlimmer ist, Neid. Wer erin-
 nert sich hierbey nicht der tausend künstlichen
 Mittel, den Beyfall zu erschleichen, deren sich
 diejenigen bedienen, welche nicht bemerkt zu wer-
 den fürchten? Daß sie es nicht sehen, wie sehr sie
 ihren Zweck verfehlen, ist eben kein Beweis von
 Verstand. Dieser Klippe der Reinheit des Herzens
 und Richtigkeit des Verstandes wird die Schöne
 sich selten nahen. Ihr unerreichbarer Vorzug ist
 ihr bekannt — aber zugleich als ein unverdientes
 Geschenk der Gottheit. Daß sie es nicht vergesse,
 sich Verdienste zu erwerben, zu welchen nur Selbst-
 thätigkeit erhebt, dafür werden ihre Freundinnen
 wohl sorgen, die sicher um so geschäftiger sind, sie
 zu tadeln, je mehr sie von der Natur begünstigt
 ward. Die Furcht vor der Mißgunst und falschen
 Beurtheilung der Gespielen ist ohne Zweifel kein
 geringer Antrieb für die Schönheit, sich mit dem
 Verstande zu vereinigen. Männer suchen sie, —
 erfreuen sich ihrer. Besser wäre es ihr freylich,
 sich im Kreise vollendeter Frauen zu bilden; da
 deren Anzahl aber noch so äußerst gering ist: so
 möchte es wohl ein Vortheil seyn, dessen sich die
 Schöne zu erfreuen hat, daß sie ihren Umgang

unter den Männern wählen kann. Vergleiche man nur in der nächsten besten Gesellschaft das Gespräch der Männer und das der Weiber. Welches ist wohl tauglicher den Verstand zu bilden? Wird aber dennoch ein schönes Mädchen eine Thörin, so wäre sie dieß wahrscheinlich ohne Schönheit nicht minder geworden.

— f —

Der Neujahrstag in Goldingen.

(Aus einem Schreiben an den Redakteur.)

— — — Sie müssen nun auch etwas aus dem frohen, freundlichen Goldingen hören. Veranlaßt durch die in den Zeitungen geschehene Ankündigung einer Masquerade zum Neujahrstage reiste ich gleich nach Weihnachten dahin, denn ich wollte mehr als tanzen und lustig seyn. Ich wollte meinen Geist durch die Vorstellungen des dasigen Liebhabertheaters erheitern und — ich habe meinen Wunsch erreicht. Indessen kam ich um einen Tag zu spät, so daß ich nur einer Vorstellung beywohnen konnte. Diese eine war — Emilia Galotti. Ich darf mit Zuversicht behaupten, sie fiel so gut aus, daß für den Dilettanten fein und für den scharfen Kritiker vielleicht nur hie und da ein leiser Wunsch übrig blieb. Die Rollen waren meisterhaft vertheilt, der Charakter einer jeden, bis auf die kleinsten Nuancen, festgehalten und dieser dennoch mit einer gewissen Innigkeit und Wärme durchgeführt, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer aufs stärkste gefesselt wurde. Besonders richtig und studiert war das Spiel der Damen, eine auf der Bühne wirklich seltene Erscheinung.

Die Maskerade war zwar nicht so brillant, als die vor zwey Jahren, allein sie gewährte ganz den Genuß, auf den sie berechnet war. Jedes Herz überließ sich der Borne, von Hoffnung voll, mit diesem Tage ein Jahr zu beginnen, dessen Genius Blumen der Freude auf die blutenden Fußtapfen der Kriegshyder streuen werde. Der gute freundliche Knabe kann uns nicht trügen, dachte ich, als ich in den schon vollen Tanzsaal trat, der im Komödienhause aptirt war. Das alte Jahr mit seinen Sorgen und Schrecknissen schien von jedermann vergessen zu seyn und der frohen Hoffnung Genuß nur allein zu dominiren. Der Saal war zu groß, um ein Gedränge zu veranlassen, deß ungeachtet sollen über 400 Billeter ausgetheilt seyn. Wenn ich jetzt einem Damenzirkel referirte, würde ich eine Beschreibung der verschiedenen, wenigstens der hervorstechendsten, Charaktermasken versuchen; allein Sie werden von mir kein ausführliches Detail erwarten. Indessen muß ich doch zweyer Quadrillen erwähnen, die die erregte Aufmerksamkeit ganz verdichteten, nämlich zuvörderst der Türkenquadrille, mit welcher der Ball eröffnet wurde. Das reiche Kostum, sowohl der Damen als Herren, war zu richtig getroffen, als daß man darin die Anordnung eines im Orient mit Nutzen Gereizeten hätte verkennen können. Eben so sorgfältig war das Kostum für die Quadrille der vier Jahreszeiten ausgedacht und angewendet. Der Saal war mit Tapeten ausgeschlagen, die Beleuchtung der zahlreichen Gesellschaft angemessen und für die Musiker ein besonderer Chor aufgerichtet 2c.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 5. Mitau, den 3. Februar 1808.

L i t e r a t u r.

HECTOPB. Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grund Sprache verglichen, übersetzt, und erklärt von August Ludwig Schlözer, D. Hofrath und Professor in Göttingen. Erster Teil. Allgemeine Einleitung in die alte Russische Geschichte, und in die Nordische Geschichte überhaupt. Göttingen, 1802, v. Heinr. Dieterich, XXIV u. 120 S. Zweiter Teil. Rußlands Vor Geschichte. Entstehung des russischen Stats. Erster Gros Fürst Rurik, bis zu dessen Tod im J. 879. Allgemeiner Plan, die russischen Annalen kritisch zu behandeln. 1802. XXXIV u. 340 S. Dritter Teil. Oleg, v. J. 879=913; zweiter Gros Fürst und zweiter Stifter des Russischen Reichs. 1805. XII u. 363 S. Vierter Teil. Igor, dritter Gros Fürst, v. J. 913=945. Anhang: Pseudo=Joachim. 1805. XXXVIII u. 141 S. 8.

Die beyden ersten Theile dieses für die gesammte historische Literatur, und für die

Russische Geschichte insbesondre, höchst lehrreichen und schätzbaren Werkes erschienen einige Jahre vor dem Anfange unsrer Blätter. Außer ein Paar allgemeine Bemerkungen über das Ganze, schränkt sich daher Rec. bloß auf eine genauere Anzeige des dritten und vierten Theiles ein.

Der Beyfall, welchen die in den beyden ersten Bänden von dem Hrn. Verf. vorgelegten Resultate eines dreißigjährigen mühsamen Studiums des Nestor in seinem Vaterlande, und auch in Rußland, erhielten; vorzüglich aber die ehrenvolle Belohnung, die Se. Kaiserliche Majestät, unser allerbühmreichster Monarch, ihm zu ertheilen geruhte, und für welche die Vorrede zum dritten Theile den ehrfurchtvollsten Dank ausdrückt, haben ihn zur eifrigen Fortsetzung seiner Arbeit lebhaft angefeuert; und wenn die Vorsehung dem gelehrten verdienstvollen Greise Leben und Gesundheit verleiht, was Rec. herzlich wünscht: so ist zu hoffen, daß er sein Ziel, die Vollendung der kritischen Bearbeitung und Erklärung der Nestorschen Annalen, zur Freude des die Geschichte liebenden Publikums, und zum dauernden Denkmale seines literarischen Ruhmes, erreichen werde.

Der Plan des Verfassers bey diesem Werke, und die Art, wie er denselben theils schon ausgeführt hat, theils künftig ausführen wird, bestehen überhaupt in Folgendem: Er will den Text des

Nestor durch eine sorgfältige Vergleichung der Manuscripte, von denen er selbst entweder genaue Kopien, oder Excerpte und Varianten besitzt, und durch die Anwendung aller Hülfsmittel der Kritik, die in seiner Gewalt sind, berichtigen, und, so viel es ihm möglich ist, zur ursprünglichen Reinigkeit wiederherstellen; außerdem will er von diesem Texte eine getreue deutsche Uebersetzung liefern; und endlich die von Nestor wirklich erzählten, oder angeblich erzählt seyn sollenden Fakta der Geschichte in einem Commentare weiter aufklären und prüfen. Er bescheidet sich zugleich, daß es gegenwärtig, und nach der Beschaffenheit der vorhandenen Quellen und Hülfsmittel noch unmöglich sey, den obigen Plan vollkommen zu realisiren; daher will er auch nur, daß man seine Arbeit als einen Versuch, als ein Beyspiel betrachte, wie sich jener Plan, durch fortgesetzte historische Forschungen anderer, besonders einheimischer russischer Gelehrten, bey hinzukommenden besseren Quellen und Hülfsmitteln, in immer größerer Vollkommenheit realisiren lasse, und wie überhaupt die Quellen der ältern russischen Geschichte noch bearbeitet werden könnten und müßten. Von den Manuscripten der Annalen des Nestor, die der Verf. kannte und bey den zwey ersten Theilen benutzte, so wie von den anderweitigen kritischen und historischen Hülfsmitteln, die er gebrauchte, hat er im ersten Theile Nachricht

gegeben. Eine besondere Nachricht von denen, die bey dem dritten und vierten Theile gebraucht sind, ist wiederum dem dritten vorgelegt. Der Verf. brauchte hier weniger Handschriften des Nestor, als bey dem zweyten Theile, bey der Vorgeschichte Rußlands und der Geschichte Kuriks. Mehrere Manuscripte, die er hat, endigen bey der Regierung Dlegß, und von einigen andern hat er die Abschriften nicht weiter. Hingegen sind für die Geschichte Dlegß und Igorß einige neue Manuscripte von ihm benützt, jedoch nur in einzelnen Stellen. Die deutsche Übersetzung des Nestor hat auch im dritten und vierten Theile mehr Verbesserungen erhalten durch die Einsicht und Sprachkenntniß zweyer achtungswerther junger russischer Gelehrten, der Herren Kaisarow und Gussiatnikow, aus Moskwa, die vor kurzem noch in Göttingen sich aufhielten, und deren sich auch Rec. als seiner ehemaligen Zuhörer in Göttingen mit Vergnügen erinnert.

Die Periode der Nestorschen Annalen, welche die Geschichte der Regierungen Dlegß und Igorß begreift, hat sowohl in Ansehung der Kritik des Textes, als in Ansehung der Erklärung und Beurtheilung seines Inhalts, große Schwierigkeiten. Der Text ist in allen bisher bekannt gewordenen Handschriften sehr verdorben, hauptsächlich da, wo von den berühmten, von den Russen mit dem byzantinischen Hofe geschlossenen, Friedensstraktaten

die Rede ist. Die bisherigen Ausleger des Nestor, so wie mehrere russische Geschichtschreiber, haben auch öfter einen Sinn hineingetragen, der gar nicht darin liegt, oder zweifelhaft und verdächtig ist. Die größte Unordnung und Ungewißheit herrscht in der Angabe der Jahrzahlen. Sogar kommt es hier noch auf eine Untersuchung der Fragen an, welche der Verf. auch angestellt hat: Ob Oleg jemals Konstantinopel belagert habe? — Ob er und Igor jemals mit dem byzantinischen Kaiserhofs Traktate abgeschlossen habe? — Ob nicht dieses alles Mißverstand oder patriotische Erdichtung sey? — Von einer andern Seite interessirt aber auch die Regierungsperiode Olegs dadurch, daß die Annalen des Nestor manche Nachrichten enthalten, die für die Weltgeschichte überhaupt merkwürdig sind, und die bisher allgemein unbekannt waren, z. B. von den Ungern, den Mären, von dem unsterblichen Sviatopolk, von Kyrillus und Methodius, von der Einführung der Schreibkunst unter einigen slavischen Völkern, von der slavonischen Bibelübersetzung u. a. Auf die Prüfung und Erläuterung dieser Nachrichten hat auch der Verf. den größten Fleiß gewandt, und dabey eine bewundernswürdige Gelehrsamkeit gezeigt.

Der dritte Theil fängt mit einer Einleitung an, welche die in den beyden ersten Theilen

erörterten Fakta der russischen ältesten Geschichte näher an einander reihet, und durch Zusammenstellung anschaulicher macht; auch einiges ergänzt und berichtigt. Von der Chronologie der ältesten russischen Geschichte findet Hr. v. Schöbzer bloß die Jahrzahl 879, da Rurik starb, entschieden gewiß; alle übrigen chronologischen Angaben in den russischen Annalen vor Ruriks Tode, sind ihm, wenigstens nach den bisher aufgefundenen Codicibus, ungewiß; weil sie sowohl unter sich selbst und mit der Natur der erzählten Begebenheiten, als auch mit den Angaben der byzantinischen Schriftsteller, im Widerspruche stehen. Aber auch die byzantinische Chronologie ist voll Verwirrung. Merkwürdig ist das Resultat, welches der Verf. aus dieser seiner Untersuchung der ältesten russischen Chronologie zieht: daß der Anfang des russischen Staats nicht erst, wie gewöhnlich, in das Jahr 862 gesetzt werden könne, sondern weiter vorgerückt werden müsse, und daß man geradehin die Mitte des neunten Jahrhunderts (850) als die Stifungsepöche des russischen Staats zu betrachten habe. Dieses Resultat bemüht sich der Verf. noch durch mehr historische Gründe darzuthun.

Eben so interessant sind die Bemerkungen des Verf. über die ersten Völker, welche das russische Reich ursprünglich gründeten. Er nimmt

deren nicht fünf, sondern sechs, an: 1) die Tschuden; 2) die Slaven in Nowogorod; 3) die Meren, südöstlich von Nowogorod, theils am Rostowschen, theils am Klesczinschen See; 4) die Kriwitschen, deren Hauptstadt Smolensk war; 5) Wessen, nordöstlich von Nowogorod, am weißen See (Bjelozero); endlich 6) die Waräger oder Normänner. Diese sechs Völker führte hernach auch Oleg zur Erweiterung des neuen Reichs gegen Süden. Sie waren von verschiedener Abkunft, und redeten auch verschiedene Sprachen. Die Tschuden und Meren gehören unstreitig zum finnischen Völkerstamme. Die Abkunft der Kriwitschen ist zweifelhaft; der Verf. vermuthet, daß sie Letten gewesen seyen. Die Waräger waren vom germanischen Stamme (Nijemzi). Die einzigen Nowogoroder waren Slaven. Dieses letztere Volk wurde indeß in der Folge das Hauptvolk der neuen Monarchie, das nicht nur die andern vier Völker verschlang, sondern auch überwand; so daß alles Slavonisch wurde: eine historische Erscheinung, die bis jetzt noch nicht völlig erklärt ist. Sogar von den Warägern blieb nach zweyhundert Jahren keine Spur mehr. Die scandinavischen nomina propria verloren sich schon nach Igor aus dem regierenden Hause, und lauter slavonische Namen, späterhin mit griechischen Taufnamen vergesellschaftet, nahmen ihre Stelle ein.

Die slavonische Sprache litt durch die normännische der Waräger nicht die geringste Veränderung; anstatt daß bekanntlich die lateinische Sprache in Italien, Spanien, Frankreich durch die germanische so wesentlich verändert wurde. (Rec. möchte gegen die letzte Bemerkung des Verf. doch einwenden, daß wir jetzt nicht mehr wissen können, welche Veränderungen die slavonische Sprache, das heißt hier, die Sprache der Nowogoroder Slaven, durch die normännische erlitten habe; da wir jene in der Beschaffenheit, die sie vor Rurik hatte, nicht mehr kennen. Auch war eine solche große Veränderung der slavonischen Sprache durch die Waräger nicht möglich, wie in Ansehung der lateinischen durch die germanischen Völker bewirkt wurde; denn der Waräger waren nur wenig in Vergleichung mit der Masse der germanischen Völker, die das südliche Europa überschwemmten. Eher ließe sich hier der Einfluß des Arabischen auf die spanische und portugiesische Sprache als Beispiel anführen.)

Den Umfang des russischen Reichs von seinem ersten Anbeginne bestimmt der Verf. folgendermaßen. Die Orte, die in der Geschichte der verbündeten Völker bis zu Ruriks Ankunft ausdrücklich genannt werden, sind Nowogorod, Ladoga, Isborsk, Bielosero, Rostov, Polotsk und Murom. Nun geht der Verf. von Nowogorod, als dem Mittelpunkte,

aus, und mißt die Entfernung jener Orte. Dann kommen heraus: von Nowogorod westwärts bis nach Tschboršk und an die Küste der Tschuden, 400 Werste; nordwärts nach Bjelosero, 500 Werste; ostwärts nach Koston, 800 Werste. Genauere Gränzen nach Norden, Süden, Osten lassen sich für das russische Reich bey seinem Entstehen nicht angeben.

Die Namen Dleg und Igor sind normännischen Ursprungs. Dleg ist der noch jetzt bey den Schweden allgemein gebräuchliche Vornamen Dlof oder Dlaw, und Igor ist derselbe mit Tschwar oder Tschwar (Eduard). Herr von Schlobzer wirft hier die Frage auf: War Dleg bloß Vormund oder Reichsverweser (administrator Imperii) während der Minderjährigkeit Igers? Oder: war er wirklicher Regent? der also in der Reihe der russischen Großfürsten als solcher mitgezählt werden muß? — Der Verf. entscheidet für das letztere. In allen Handschriften finden sich folgende Data: 1) Kurik übergab die Regierung dem Dleg, weil dieser sein Verwandter und Igor sehr klein war; denn noch auf dem Zuge Dlegs gegen Kiew wurde Igor getragen; 2) Kurik übertrug ihm die Vormundschaft über seinen Sohn; nun regierte aber Dleg dreyßig Jahre bis an seinen Tod; da mußte Igor wenigstens fünf und dreyßig Jahr alt seyn; und so lange dauert keine Minder-

jährigkeit; 3) Daß Oleg wirklich und allein regierte, erhellt auch aus den Friedensstraktaten mit den byzantinischen Kaisern, die bloß mit dem Großfürsten Oleg verhandelt und abgeschlossen wurden. Die Olga endlich regierte nachher auch; aber immer nur als Vormünderin, und bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes.

Es gereicht Nestorn zum besondern Verdienst, daß er die Namen Kurik und Oleg verewigt hat; denn die alten ausländischen Geschichtschreiber kennen diese beyden Namen gar nicht. Daß die Geschichte der Regierung Olegs den Ausländern unbekannt geblieben ist, bevor sie dieselbe aus unsers Nestors Annalen erfuhren, darüber hat man allerdings Ursache sich zu verwundern. Denn er machte doch große Eroberungen, rückte tief gegen Süden herunter, und setzte sich in Kiew am Dnjepr fest, welchen Fluß man in Konstantinopel gut kannte. Noch mehr zu verwundern ist jenes Stillschweigen der ausländischen Geschichtschreiber, besonders der byzantinischen, von Oleg, wenn er wirklich seinen gewaltigen Zug gegen Konstantinopel unternommen und die berühmten Friedensstraktate mit dem byzantinischen Kaiserhose geschlossen hätte. Der erste russische Beherrscher, welchen die Ausländer kennen, ist Igor, vom Jahre 913=945. Sowohl die byzantinischen, als die fränkischen Annalen des Luitprand erwähnen der Niederlage desselben vor Konstantinopel.

Da wir unsern Lesern die Art überhaupt bereits beschrieben haben, wie der Verf. den Text des Nestor berichtigt, deutsch übersetzt und erklärt: so wollen wir aus seinen merkwürdigeren Erklärungen und Untersuchungen der Begebenheiten und Fakta, die Nestor entweder selbst wirklich erzählt hat, oder die ihn seine Abschreiber und Glossatoren erzählen lassen, einiges auszeichnen, wovon wir glauben, daß es am meisten interessiren werde.

Nach einigen russischen Geschichtschreibern wird Oleg für den ersten Stifter und Erbauer von Moskwa gehalten. Er habe, sagt man, vorher, ehe er gegen Kiew zog, eine Reise durch seine Provinzen gethan, und sey an den Ort gekommen, wo sich die Flüsse Moskwa, Tawza und Neglinnaja mit einander vereinigen; hier habe er ein kleines Städtchen erbaut, welches er nach dem ansehnlichsten dieser drey Flüsse benannte, und einem von seinen Verwandten zum Besitze gab; aus diesem kleinen Städtchen sey hernach das jetzige große Moskwa hervorgegangen. Unter andern neuern russischen Geschichtschreibern hat Sezerbatov diese Meinung über den Ursprung Moskwa's vorgetragen, und in seinem russischen Werke wird auf eine Note (29) verwiesen, die aber fehlt. Wahrscheinlich folgte er dem Metropolitn Makarius, der das Alter der Stadt Moskwa um dreyhundert Jahre höher hinauf-

rückte, als es wirklich ist. Andre russische Geschichtschreiber haben aber jene Behauptung verworfen; und Herr v. Schöizer stimmt ihnen bey. Sie setzen die Entstehung Moskwa's erst in das Jahr 1147, und erzählen die Veranlassung dazu ganz anders. Wer diese Erzählung kennt und sich die Gegend in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit denkt, wo jetzt die prächtige Hauptstadt steht, der möchte den Ausruf des Maupertuis hier anwenden:

Dieu! qui croiroit,
Qu'en cet endroit
On trouveroit Cythère!

Umständlich ist der Verf. in der Prüfung der Erzählung von Oskold und Dir, welche Kiew zur Zeit Dleg's beherrschten und von diesem überwunden wurden. Seine Meinung von dieser Begebenheit ist schon aus einer frühern Schrift bekannt. Er hält Kiew für sehr unbedeutend in der damaligen Periode; ob es gleich eine der ältesten bekannten Städte des russischen Reichs ist; denn schon im neunten Jahrhundert wird ihrer gedacht bey dem Anzuge der Madjaren, und Kaiser Konstantin Porphyrogenet nennt sie schon Κιοάβα; dieser aber lebte um die Mitte des zehnten Jahrhunderts. Der Verf. führt die Gründe aus, welche den Dleg bewogen haben mögen, die Residenz nach Kiew zu verlegen. Diese Stadt blühte seitdem schnell auf. Im

Jahre 988 ward das Christenthum dort eingeführt; und schon im Anfange des eilften Jahrhunderts, nach der Erzählung Ditmars, des Bischofs von Merseburg, in seiner Chronik, hatte sie 400 Kirchen, acht große Marktplätze (mercatus) und eine außerordentlich große Volksmenge. Vermuthlich ist indeß hier in Ansehung der Zahlen ein Schreibfehler vorgegangen, wenn es anders richtig ist, daß erst dreyßig Jahre vorher das Christenthum in Kiew angenommen wurde, und daß die Stadt überhaupt, nach der Voraussetzung des Herrn v. Schldzer, vorher unbedeutend war, ehe sie unter Dleg zur Residenz wurde. Die Hülfsmittel, welche Peter der Große und seine Nachfolger hatten, um St. Petersburg zu erschaffen, hatten doch Dleg und seine Nachfolger nicht, und dennoch ist ein Jahrhundert verflossen, ehe St. Petersburg wurde, was es jetzt ist.

Eine lehrreiche Untersuchung hat der Verfasser hier eingewebt auf Veranlassung der Erzählung Nestors von dem Tribute, welchen die Kiever zu entrichten hatten, über die Gegenstände dieses Tributs selbst, namentlich über die verschiedenen Arten der Felle, die an Zahlungsstatt geliefert wurden. Bey Gelegenheit der Steuern geschieht auch schon der Griwnen Erwähnung, in welchen die Nowogoroder ihre Steuer an die Waräger abtrugen. Der Herr Verf. findet es unwahrschein-

lich, daß schon im Jahre 885 Silbergrivnen in Nowogorod kursirt hätten. Er meint vielmehr, daß hier überhaupt bloß ein Zeichen des Werthes (Signum valoris) gemeint sey, und daß die Steuer in Fellen von Eichhörnern und Mardern entrichtet sey. Bey dieser Gelegenheit streut der Verf. auch mehr gelehrte Bemerkungen über die des Handels wegen stattgehabte Verbindung von Nowogorod mit den Hansestädten ein; auch in Beziehung auf des Herrn Sartorius Geschichte des hanseatischen Bundes. Die ältere Chronologie und Genealogie der russischen Großfürsten, die hierauf beyrn Nestor (Cap. VIII.) vorkommt, wird vom Verf. schlechthin als falsch und als eine spätere Interpolation verworfen.

Moskwa.

Buhle.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Emma.

Rühn bis zum Knie das Röckchen geschürzt, die Sphären des Busens

Jedem Auge zur Schau, schreitest Du, Emma, einher.
Wie bedauern wir Dich, daß Du zum offenen Angriff

Dich entschließen gewußt, um noch zu haschen den Mann.

X. V.

Miscellen.

- A. Ob Wölfe bey uns heulen oder bellen?
 B. Die Töne sind so eine Art Miscellen.

A n z e i g e.

Herr Professor Rambach in Dorpat hat neuerlich drucken lassen: Ankündigung eines allgemeinen Adreßkalenders und statistisch-ökonomischen Jahrbuchs für die Ostseeprovinzen des russischen Reichs Liew- Est- und Curland. Dieß Werk wird enthalten I. Eine allgemeine Übersicht der merkwürdigsten Begebenheiten aus der Geschichte der Ostseeprovinzen. II. Darstellung des Geschäftsganges in den drey Ostseeprovinzen. III. Die Genealogie des Allerhöchsten Kaiserlichen Hauses. IV. Das eigentliche Adreßbuch, d. h. namentliche Anführung aller Personen, welche bey allen, unter No. II. begriffenen, sowohl Kron- als Landes- und Stadtbehörden angestellt sind, nach ihren Tauf- und Zunamen, Rang, Charakter, Orden etc.; und zwar werden diese geordnet: 1) nach den drey Provinzen Liewland, Esthland und Kurland, von welchen jede ihre eigne Seitenzahl und ihr besonderes Register erhält; 2) nach den Städten und Kreisen, in welchen die Behörden errichtet sind; wobey jedoch das Departement der Volksaufklärung eine Ausnahme macht, indem alles, was zu demselben gehört und der Universität Dorpat untergeben ist, unter eine Rubrik gestellt, auf diese aber bey den einzelnen Provinzen, Kreisen und Städten zurückgewiesen wird. Noch soll dieser Theil des Adreßbuchs Auskunft geben über alle Armenianstalten, milde Stiftungen, Wittwenanstalten, Krankenhäuser, Ärzte, Wundärzte und Apotheker, über Rechtskonsulenten, Schriftsteller, Bibliotheken, Buchhändler, Buchdrucker und Künstler, über die angesehensten Handelshäuser an jedem Orte, über Mäkler, Bräuer, Gasthöfe etc. V. Die Landrolle, d. h. ein nach den Kreisen und Kirchspielen geordnetes Verzeichniß der Kron- und Privatgüter

(nebst der Zahl der Einwohner). VI. Geburts-, Ehe- und Sterbelisten sämtlicher Städte in den drey Provinzen. VII. Postenlauf durch diese Provinzen bis St. Petersburg, Moskwa und zur deutschen Gränze, nebst dem Betrage des Porto. VIII. Tabellarische Reiskarte durch alle diese Provinzen von der Gränze bis St. Petersburg und Moskwa. IX. Vergleichung der Maße, Gewichte, Münzen des In- und Auslandes. X. Kurze Anzeige der sowohl bey den hohen Reichs- als andern Kollegien, bey den Staatsbeamten und Privatpersonen im Briefstyl üblichen Titulaturen. Endlich sollen auch, falls der Herausgeber mit den dazu nöthigen Notizen unterstützt wird, in einem Anhange geliefert werden: Biographien merkwürdiger und verdienter, im verfloßenen Jahre verstorbener Männer, die entweder in diesen Provinzen geboren oder hier angestellt und verdienstvoll thätig waren. Dieser Adresskalender wird übrigens nicht jährlich, sondern frühestens im sechsten, spätestens im zehnten Jahre nach seiner ersten Erscheinung wieder neu herausgegeben werden, dagegen aber jährlich als Supplement ein statistisch-ökonomisches Jahrbuch für die Ostseeprovinzen erscheinen. Der Preis des Adresskalenders wird ungefähr für 24 Bogen auf Druckpapier 2 Rub., und für eben so viel Bogen auf Schreibpapier 2 Rub. 50 Kop. betragen. Hier in Mitau nehmen der Herr Gouv. Schuldirektor Luther und die Herren Steffenhagen und Sohn Vorauszahlung an. Wer sich überdem mit Pränumerantensammeln befassen will, erhält das eilfte Exempl. frey.

Es ist übrigens sehr zu wünschen, daß der Herr Herausgeber, seinen Erwartungen und Bitten gemäß, von Männern, denen die zu einem solchen Werke durchaus erforderlichen Notizen und Verzeichnisse zu Gebot stehen, besonders aber von den Herren Sekretärs der verschiedenen Behörden, bald und kräftig unterstützt, und dadurch in den Stand gesetzt werde, den Freunden der vaterländischen Statistik und allen Geschäftsleuten ein längst vermißtes Buch möglichst vollständig in die Hände liefern zu können.

N e u e wöchentliche Unterhaltungen

größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 6. Mitau, den 10. Februar 1808.

L i t e r a t u r.

1. Lieder für Freunde der geselligen Freude. 1807. (Riga.) 136 S. 8.
2. Lieder = Sammlung für die Euphonie. Neue Ausgabe. Riga, 1807. 36 S. 8.

Lieder zur Erhöhung der Freude für eine gebildete Gesellschaft — denn von einer solchen kann doch nur die Rede seyn, sobald diese Lieder öffentlich im Druck erscheinen — sind allerdings ein ehrenwerthes Geschenk, wenn sie die Forderungen erfüllen, welche der Gebildete an sie zu machen das Recht hat, d. i., wenn edle Einfalt und feiner Geschmack in ihnen herrschen. Nicht nur erhabene Gefühle, welche der Dichter im höhern Fluge der Begeisterung in das Gewand der Worte hüllte — denn warum sollte man diese nicht in einer Gesellschaft von Menschen wahren Werthes erregen dürfen — sondern auch die der scherzenden, hüpfen-

den, ja muthwilligen Freude sollen diese Lieder ausdrücken und erwecken; doch so, daß die jüngste der Grazien nicht erröthe, daß das Band der Menschenliebe, der Freundschaft die Glieder der Gesellschaft fester umschlinge und wahre Humanität erweckt, befördert und erhöht werde. Diese Forderungen glauben wir im Namen aller Gebildeten an eine solche Lieder Sammlung machen zu müssen, wenn sie ihren Zweck erreichen soll. — Sonach hätte die Auswahl in No. 1. strenger seyn müssen; doch wird sie an ihrem Orte das Ihre thun. Nur sieht man nicht recht, warum das sonst schöne Lied: (S. 83.) „Wie sie so sanft ruhn“ 1c. in den fröhlichen Kreis aufgenommen ist. Eine Familie, — so darf man denken — welche sich ihrer abgeschiedenen Geliebten erinnert, könnte es anstimmen, schwerlich aber eine heitere Gesellschaft mitten im frohen Lebensgenuß. Doch, zuweilen pflegt ja auch wohl bey solchen Gelegenheiten eine Todtenfeier gehalten zu werden. —

No. 2. ist durch eine allerdings sorgfältigere Wahl ausgezeichnet, obgleich wir auch hier nicht allen Liedern Geschmack abgewinnen können und sie als Muster in ihrer Gattung empfehlen möchten.

Der Tanz als geselliges Vergnügen.

Wir sehen junge Leute, die gar nicht tanzen, und alte, die gern tanzen; beyde sind nicht zu tadeln. Es giebt aber auch Menschen, die jeden Tänzer grämlich ansehen, und andre, die jeden, der ihnen begegnet, in ihren hüpfenden Gang mit fortziehen wollen; beyde thun sehr unrecht daran. Der Tänzer, der es von ganzem Herzen ist, folgt einem unschuldigen Triebe, er fühlt sich wohl dabey; wer wollte ihm sein Glück beneiden? Es wäre unfreundlich, ihn auch nur durch kalte Bemerkungen zu stören. Wem dagegen nicht Fülle der Gesundheit und Heiterkeit des Geistes die Füße in Bewegung setzen, der wird im erzwungenen Tanze seine Lasten doppelt fühlen müssen: er quält sich selbst und alle, die seine krampfhaften Bewegungen mit ansehen. Eigentlich sollte wohl niemand tanzen, der es nicht gern und um des Tanzes willen thut. Wie widerlich ist z. B. nicht eine Polonoise, die man nur der Höflichkeit wegen aushalten muß? wie lächerlich, den Degen an der Seite, ein Ehrentanz? Lieber noch sehen wir den leidenschaftlichen Tänzer, der, im Übermaße der Lust, Regeln und Ordnung vergißt. Doch auch dieser wird sich selbst besser befinden und keine Gefahr laufen, seine Mittänzer, so wie das Auge der Zuschauer, zu beleidigen, wenn er sich seinem wilden Triebe nach Bewegung nicht unbedingt überläßt. Ordnung und Takt heben selbst die Füße

des leichtesten Springers; im Raume und in der Zeit weisen sie ihm seinen Platz an, und hindern allein, daß der Tanz nicht in ungezügeltet Herumschwärmen ausartet. Das edelste Interesse erhält der Tanz aber erst dadurch, daß er Schönheit und Muth darstelllet, daß er zur schönen Kunst sich erhebt. Mag nun immer diese Vergnügung, wie wir sie im geselligen Kreise genießen, nur auf einer niederen Stufe der Vollkommenheit stehen; so borgt sie doch, als Kunst betrachtet, ihre Reize von mehreren ihrer Schwestern zugleich. Lächeln wird man freylich über diese Behauptung, wenn man dabey an manchen Modetanz denkt, zumal von einem Tänzer ausgeführt, welcher nicht schnell genug Hände und Füße bewegen zu können meint, oder wohl gar durch Klatschen und Stampfen die Ohren erschüttern zu müssen glaubt. Man wende sich aber weg von den Mißbräuchen und erinnere sich etwa an eine schwebene Allemande, welche ein reizendes Paar vereinigte. Gewiß wird man dieses Bild nicht gern aus dem Gedächtnisse verlieren. Und dieß wird bey allen Tänzen der Fall seyn, die mit Geschmac ausgeführt, die durch Kunstgefühl veredelt werden. Der Tanz, bloß als Kunstwerk betrachtet, gehört auf das Theater. Wollten wir so große Anforderungen an den gesellschaftlichen Tanz machen, sicher würde er noch mehr in seinem Ansehn sinken, als es schon geschehen ist. Nur Wenige würden mit der nöthigen Aufopferung von

Zeit und Mühe sich und uns das Vergnügen des Tanzes verschaffen wollen, und auch diese Einzelnen würden meistens so weit hinter dem vorgesteckten Ziele zurück bleiben, daß das Mißlingen des Vorhabens sie bald ganz abschrecken müßte. Wir wollen also nicht vergessen, daß unsre Tänzer ebenso wohl angenehme Bewegung des Körpers und Unterhaltung durch Gespräch, vorzüglich mit dem andern Geschlechte, bezwecken, als Darstellung schöner Formen und Gefühle. Die Erfüllung dieser vereinigten Absichten ist es auch nur, welche dem Tanze jenen hohen Reiz für die Jugend giebt. Denn nur selten möchte wohl der Mann, und noch seltner die Frau seyn, welche nicht die einst auf freundschaftlichen Bällen vertanzten und verplauderten Stunden zu den glücklichsten ihres Lebens zählen. Sollte denn nicht für jedes noch kraftvolle Alter dieses Vergnügen, nur auf eine anpassende Art genossen, möglich seyn? Sollte nicht auch der Tanz selbst dadurch an Grazie gewinnen, wenn der ältere Mann, durch die ernsteren Gattungen, die Flüchtigkeit des Jünglings mäßigt, und wenn das unbefangene frohe Mädchen die Stirne ihrer Mutter erheitert? Unsere Tänze könnten ja leicht mehr Mannigfaltigkeit erhalten; so daß etwa die Alter mit einander abwechselten. Mit inniger Freude würden die Altern dem hüpfenden Reihen ihrer aufblühenden Kinder zusehen, und mit bescheidener Ehrfurcht würde der Knabe ausruhen,

während sein Lehrer in einer Art von Menuet sich gefiele. In dieser Absicht müßten denn auch die Tänze weder zu angreifend noch zu langwährend seyn; um so mehr, da diese Fehler zugleich ihrer Annehmlichkeit schaden. Eine unabsehbare Reihe von Menschen, deren eine Hälfte vielleicht in der schnellsten Bewegung, die andere aber in vollkommener Ruhe ist, kann unmöglich einen schönen Anblick gewähren. Das Ganze muß sich übersehen lassen, um gefällig zu seyn. Je mehr es die einzelnen Glieder zeigen, daß der Tanz sie vereinigt, daß alle zusammen gehören, desto mehr nähern sie sich den Theilen eines Kunstwerks. Unstreitig hat daher unsre Quadrille mehrere Vorzüge vor der Angloise. Wie viel trägt aber nicht auch eine gute Musik dazu bey, den Tanz erfreulicher zu machen! Wenn sie das Gemüth erheitert und den Fuß belebt, so tanzt man ohne es zu wollen. Doch darf selbst die beste Komposition nicht zu oft, durch die Länge des Tanzes, wiederholt werden, sonst wird sie widerlich. Nie wird man es überdrüssig werden, einem Kreise Tanzender zuzusehen, welche in abwechselnden Figuren und öfters veränderten Zeitmaße den wohlgebauten Körper, durch geschmackvolle Kleidung verschönert, mit Anmuth bewegen. Eine edlere Welt glaubt man zu erblicken, wo jeder im höchsten Gefühl seines eigenen Wohls, durch den Kunsttrieb selbst geleitet, sich zu den mit ihm harmonisch Gestimmten gesellet, und

sie zur Freude ermuntert. — Mündliche Unterhaltung, wenn sie gleich eigentlich nur für die Pausen und die Erholungszeit gehört, wird von bescheidenen Lippen auch dem Tanze selbst nicht schaden. Wir sind mit unserm Freunde, mit einer Freundin froh; nicht bloß unserm Körper sollen sie es ansehen; auch was der Geist uns eingiebt, dürfen wir mittheilen. Wir sprechen öffentlich vor der Matrone, der wir Achtung schuldig sind, vor dem Manne, der uns beurtheilt, vor dem schuldlosen Knaben, vor dem zartfühlenden Mädchen. Der Gedanke sey rein, das Wort gewählt. Gewiß eignet sich keine Gesellschaft mehr dazu, der Unterhaltung frohen Stoff zu geben, als die, welche sich zum Tanze versammelt. Alles, was an die Sorgen des Lebens erinnert, was an trockene, anstrengende Beschäftigung gränzt, ist hier ausgeschlossen. Wahrlich für den Jüngling eine bildende Schule der Gefälligkeit und Grazie, auch einmal dem Vergnügen allein sich zu widmen; aber nicht dadurch herabzusinken, sondern durch den Geist es zu veredeln. — Ihr Männer, denkt an eure Jugend; lehret uns froh seyn; und könnt ihr es nicht seyn wie wir, so seyd wenigstens nicht stolz. Haben denn eure Freuden diese Wahrheit? haben sie wohl größeren Werth?

Proben aus einer noch ungedruckten Topographie von Kurland.

Bereits seit zwölf Jahren sammelt Unterzeichneter an Materialien zu einer ausführlichen Topographie von Kurland. Ob und in welcher Form diese Topographie erscheinen soll, wird von den Zeitumständen, letzteres vorzüglich von der Stimme und dem Urtheile des Publikums abhängen. Es ist nämlich die Frage, ob dieses Werk so ausgedehnt werden solle, daß es eine ziemlich ausführliche Beschreibung eines jeden Gutes enthält, oder ob es als Handbuch, das auch zum Gebrauch in Schulen dienen könnte, nur, nächst einer genauen Beschreibung unsrer Städte, allgemeine Ansichten und Beschreibungen des ganzen Landes, der Oberhauptmannschaften und der einzelnen Kirchspiele liefern soll, an welche sich ein bloßes Namensverzeichnis der zu demselben gehörigen Güter, mit der bemerkten Anzahl der Wirthse eines jeden Guts, (indem, bey der fast allgemeinen Gleichförmigkeit unsrer Wirthschaftsarten, schon die Zahl der Wirthse einen ziemlich hinlänglichen Maßstab zur Beurtheilung des Gutes selbst liefert) anschließen könnte. Es ist unmöglich, das Werk eines einzelnen Mannes, eine gute und brauchbare Topographie eines ganzen Landes, ohne fremde Beyhülfe, zu liefern; daher soll mir jeder Beytrag zu meiner, durch die Hülfe mehrerer Freunde, denen ich hiermit nochmals innigst danke, bereits sehr

ansehnlichen Sammlung, höchst willkommen seyn; auch jede Berichtigung der in den, von Zeit zu Zeit zu liefernden Proben, etwa enthaltenen Unrichtigkeiten werde ich mit Dankbarkeit erkennen. Die Zahlangaben sind vorjekt noch aus den Listen der ersten allgemeinen Zählung, so wie aus den von den Herren Predigern auf höhern Befehl eingeschickten topographischen Tabellen gezogen, und können, im Fall das Werk gedruckt wird, leicht nach den gegenwärtigen Seelenlisten und jährlichen Ausfaat- und Arndte-Verschlügen rektificirt werden. Als Probe mag hier die allgemeine Beschreibung mehrerer Kirchspiele dienen, und zwar zuerst das

Kirchspiel Auß.

§. Allgemeine Beschaffenheit.

Das Kirchspiel Auß gränzt gegen Norden an Neuenburg und Frauenburg, gegen Westen gleichfalls an Frauenburg, indem das ehemalige Essersche Kirchspiel gegenwärtig dazu gehört; gegen Süden an Lithauen, wo die Waddar eine Strecke weit die Gränze macht, und gegen Osten an Gränzhoff und Doblen. Die größte Länge von Osten nach Westen beträgt etwas über fünf, die Breite von Süden nach Norden etwa vier Meilen. Eine kleine Bergkette, etwa drey Meilen lang, durchschneidet es von S. D. nach N. W. Diesen Anhöhen südlich ist lauter Ebene, meist lehmiger Boden und schwarze Erde, westlich mehr Wald. An

der nordöstlichen Ecke des Kirchspiels findet sich eine waldige Anhöhe (bey Schlagunen und Ihlen), die aus mehreren bedeutenden Hügeln besteht, zwischen welchen und der oben erwähnten kleinen Bergkette der Groß-Mutzsche See liegt. (Die Beschreibung desselben gehört in die allgemeine des ganzen Landes) In Nordosten wird dieses Kirchspiel von dem Seeberschen See begränzt, enthält auch, außer den genannten beyden, noch mehrere kleinere Seen im Ihlschen, Groß-Mutzschen und Strirnenschen Gebiete. Es vereinigt das Flußgebiet der Ala und der Windau. Seine hohe Lage und Abdachung erhellet daraus, daß hier mehrere Flüsse entspringen und nach allen vier Himmelsgegenden fließen; nämlich 1) die Behrse: sie entspringt eine halbe Meile von Groß-Mutz und fließt nördlich; 2) die Mutz: sie ist der Abfluß des Groß-Mutzschen Sees bey Strirnen; 3) die Waddar: sie entspringt aus einer reichen Quelle, die den Kewelschen Mühlenteich füllt, fließt erst südlich, dann westlich, und fällt im Frauenburgschen Kirchspiel, bey Größen, in die Windau. (In die Waddar ergießen sich die Uwickne unter Weitenfeld, und die Melluppe); 4) die Esser: sie kömmt aus dem Kerklingenschen See, fließt westlich und fällt auch in die Waddar; 5) der Dobelsbergische Bach: er ist klein und unbedeutend, eben so wie die Nigau, die bey Kruschkaln fließt. Wald hat dieses Kirchspiel reichlich; der Boden ist fast durchweg, außer auf

der angezeigten Strecke, hügelig, und enthält mehr oder weniger Lehm mit Grand gemischt; man findet mehrere Hügel hier, die eine Menge Petrefakten, kleine Muscheln und Korallen enthalten. An schönen Ausichten ist Auz reich, vorzüglich von dem höchsten Punkte der oben erwähnten Bergreihe bey Dobelsberg, und von mehrern Stellen dieser Hügel, z. B. vom Krampufalus zwischen Groß- und Alt-Auz, auch von den Ihlenschen und Schlagunischen Bergen in mehrere Kirchspiele hinein. Hierher gehört auch der Prospekt von dem hohen Ufer bey Stirnen, Raggufalus, auf den Groß-Auzschen See und dessen Inseln. Kirchen sind in diesem Kirchspiele fünf, alle gemauert, nämlich: die Groß-Auzsche fast mitten im Kirchspiele; deren Fiale: die Ihlensche an dem Abhange eines waldigen Berges mit schöner Aussicht, und die Alt-Auzsche in der Ebene; die Waddarsche, welche ein Filial von Ringen ist, und unweit der Waddar liegt, sie wird von den Bauern Preedulu basniza genannt. Auf den nahestehenden Bäumen nisten eine Menge Störche, mehrere auf einem Baume. Endlich die Neu-Auzsche Kirche, etwa eine Werst vom Hofe gleiches Namens.

Das Kirchspiel Auz enthält 16 Haupthöfe und 22 Nebenhöfe mit 28 steinernen Gebäuden. 2 Pastorate, 1 Forsten und mehrere kleine sogenannte Gelegenheiten; ferner 53 Krüge, 3 Wind- und 6 Wassermühlen, 1 Roß- und 1 Sägemühle, und

3 Ziegel- und Kalkbrennereyen. Die Anzahl der Einwohner beträgt 9880, unter denen 8720 Erbleute sind. Die Bauerschaft befindet sich im ganzen in mittelmäßigen Umständen. Wenngleich viele, durch die unfruchtbaren Jahre, in manchen Gebieten verarmt sind, so giebt es doch auch eine Menge wohlhabender unter ihnen. Nach der lithauischen Gränze neigt sich die Tracht des Landmanns zur lithauischen. An Heu und Weide hat das Kirchspiel im Ganzen genommen keinen Mangel. Die Totalausfaat beträgt ungefähr 300 Loof Weizen, 9500 Loof Roggen, 7000 Loof Gerste und 3300 Loof Hafer, wovon im Durchschnitt sechs bis sieben Korn geärndtet werden.

§. Namensverzeichnis der zum Kirchspiele Nutzgehörigen Güter, nebst der Anzahl ihrer Wirthen. u. s. w.

* *

Kirchspiel Cessau.

§. Allgemeine Beschaffenheit.

Dieses Kirchspiel gränzt nördlich an Mitau, östlich an Bauske, südlich an das Wilnasche Gouvernement, und zwar an das Kruksche Kirchspiel des Upitschen Powiads und an das Janiskische Kirchspiele des Szawelschen Powiads, gegen Westen an Gränzhoff. Mit Bauske machen die Flüßchen Lepar und Schwitte zum Theil die Gränze, so wie die Platone zum Theil mit Gränzhoff. Die Figur dieses Kirchspiels ist beynahe ein $\square$, dessen Flächeninhalt 9 $\square$ Meilen betragen mag, strenge genommen aber ist es ein Trapezium, dessen Umfang etwas über 11 Meilen, der Durchmesser gegen 3 Meilen beträgt. Cessau ist überall eben, hat weder Berge noch Hügel, auch keine Seen und Waldungen, sondern nur zerstreute Gehege; überhaupt gar kein ungenutztes Land. Der Boden ge-

hört zu den vorzüglichsten unfres Vaterlandes; er ist theils Lehm, theils fruchtbare, schwarze Erde, sehr unbedeutende Stellen nach Norden und Westen haben Sandboden. Mehrere Flüßchen, die im Frühjahr bedeutend anschwellen und austreten, durchströmen es; sie kommen alle aus Lithauen, gehören sämmtlich zum Flußgebiet der Na und fließen mit einigen Abweichungen alle von Süden nach Norden. Ihre Namen sind:

1) Die Platone, die besonders schilfreiche Ufer hat und unweit der Stadt Mitau in die Na fällt.

2) Die Sudrab, die bey adelich Platon in die vorige geht.

3) Die Würzau fällt 1 Meile von Mitau ebenfalls in die Na, nachdem sie noch im Sessauschen Kirchspiel die Elley und die Audrau aufgenommen hat.

4) Die Sessau, welche die Melley Straute, die Ogley und die Uppex aufnimmt und sich bey Lannenthal in die Na ergießt.

5) Die Schwitte, welche die Lepar aufnimmt und gleichfalls in die Na fällt.

Einige Siepe, die Peku Straute, die Puixerl u. a. m. gehen in die Ogley und in die Schwitte.

Die Zahl der Einwohner beträgt 5862, von denen 5511 Erbleute sind. Die Ausfaat, über 1200 Loof Weizen, 7900 Loof Roggen, 4300 Loof Gerste und 6350 Loof Hafer, wovon in mittelmäßigen Jahren zehn Korn und darüber geärndtet werden. Hauptgüter enthält es 9 mit 11 Beyhöfen, 1 Kirchspielspostamt, 1 massive Kirche mitten im Kirchspiele, 1 Bildnißbereitercy, 40 Krüge, 1 Wind- und 2 Wassermühlen. 335 Gefinde und 22 Stauungen, die theils periodisch als Ackerland, theils als Heuschläge genutzt, theils unter Wasser gehalten werden. Neu hat es nothdürftig, dergleichen Weide, da der Boden, der Fruchtbarkeit

wegen, zum Ackerbau benutzt wird. An Holz leidet es großen Mangel, der zum Theil selbst aus dem entfernten Tauerfalschen Walde ersetzt wird.

S. Namensverzeichnis der zu diesem Kirchspiele gehörigen Haupt- und Nebengüter, nebst der Anzahl der zu jedem gehörigen Wirthu u. s. w.

Watson.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Remnicks neuester Reise
durch England, Schottland und
Irland (Tübingen 1807).

Die eisernen Wege in England sind von einer doppelten Art: Railroads und Tramroads. Man hat jetzt schon Beispiele, daß schwerbelastete Wagen auf diesen Railroads und Tramroads nicht mehr von Pferden oder Menschen gezogen oder geschoben, sondern durch bloße Räderwerke und Gewichte aufwärts und niederwärts bewegt werden.

— Der Gebrauch von Dampfmaschinen ist so allgemein, daß man die für die ganze Nation daraus entstehende Ersparung täglich auf 75000 Pfund Sterling anschlägt. — London enthält ungefähr 8000 Straßen, 65 Squares (öffentliche Plätze) und 160000 Häuser. — Der erste Haarfabrikant in London empfiehlt seine Perücken auch wegen der Feinheit und schönen Farbe des Haars, das er von den Köpfen sächsischer und handverischer Bauern zu erhalten Gelegenheit gehabt habe.

— Selbst die Auster werden in edle und gemeine eingetheilt, und die ersten nach den verschiedenen Stufen ihres Adels unterschieden. — Zu den größten Wohlthätern der Nation gehört ein Herr Bakewell zu Dishley in Leicestershire, der sich

durch die Verbesserung fast aller Theile der Viehzucht unsterbliche Verdienste erwarb. — Man zahlte in England für den Gebrauch eines Bullen während einer Jahreszeit 80 Guineas. — Ein Liebhaber bot für zehn Bullenkälber 500 Guineas, die aber vom Besitzer ausgeschlagen wurden. — Ein fetter Ochse wog 2632, ein fettes Schwein 1215 Pfund. — Man giebt für gute Jagdhunde 150 bis 200 Pfund Sterling und noch mehr. — Die Ställe für die Jagdhunde des Herzogs von Richmond kosteten 19000 Pfund Sterling. — Der afrikanische Handel war in den Händen von drey oder vier Häusern, deren Vorsteher wegen ihrer liberalen und menschenfreundlichen Gesinnungen in allgemeiner Achtung standen. — Eine der größten Zierden des englischen Handelsstandes ist der Bankier Roscoe, der Verfasser der Geschichte Lorenzens von Medicis und Papst Leo des Zehnten. — Die größte Fabrik von Eisenwaaren in der Welt sind die Carron Works in Schottland, am Flusse Carron, drey Meilen von dessen Ergießung in die Frith of Forth. — Nach den neuesten und zuverlässigsten Untersuchungen steigt die Bevölkerung von Ireland auf 5400000. —

An die Göttin des Mythenalters.

Süßhinschmelzende Göttin,
 Die Du die Wange der Jungfrau malst,
 Göttin des sanften Erröthens,
 Der holden Schaam;
 Dem Dunkel mischest Du das Licht,
 Und malst mit Purpurstreifen
 Den Morgen- und Abendhimmel,
 Die Rosenknospe.

Dich geleitet der Stern der
 Liebe, Du fñhrest die Sonn' herauf,
 Fñhrest sie wieder hinunter.
 Das Brüderpaar,
 Den Schlaf, den Tod, vereinst Du
 Dem Leben, graues Alter
 Der Jugend; nach Tagesschwñhle
 Harr't Dein der Müde.

Allbezaubernde Göttin,
 Geschmückt mit Perlen des Morgenthau's
 Flattert Dein düstiger Mantel,
 Dein Lockenhaar
 Durchschimmert Gold- und Silberstoff,
 Dein halbgeschloss'nes Auge
 Mit schmärmerisch-tiefem Blicke
 Schweift in der Ferne.

Die krystallene Wohnung
 Funkelt von Edelgestein und Du
 Schauest im goldenen Spiegel
 Das Bild der Welt.
 Religionen dienen Dir.
 Die neugebornen Musen
 Verspielen die Kindertage
 In heil'ger Unschuld.

Und dem kommenden Alter
 Flechten sie Kränze, damit es einst
 Freudia und öfter besuche
 Das Mutterhaus.
 Und von des Lichtes Schwelle nicht
 Sich jählings stürz' ins Dunkel,
 Nicht frevelnd sich überweise
 Zur Thorheit wende.

E. Chr. Trautvetter.

D r u c k f e h l e r .

In No. 3. ist E. 37 Z. 3 v. u. statt fiel zu lesen viel.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 7. Mitau, den 17. Februar 1808.

L i t e r a t u r.

HECTOPB. Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grund Sprache verglichen, übersetzt, und erklärt von A. E. Schlözer u. Erster — vierter Theil.

(Fortsetzung der in No. 5. abgebrochenen Recension.)

Bei der Erläuterung des Verzeichnisses der ältesten russischen Erzbisthümer und Bisthümer, das sich in Handschriften des Nestor findet, sagt der Verf.: „Wenn wird ein Mann aufstehn, der seinem und jedem andern gelehrten Publikum eine russische Kirchengeschichte liefert? — Wäre es auch fürs erste nur eine richtige chronologische Angabe, zu welcher Zeit jedes Bisthum gestiftet worden, sammt den Namen und der Folge aller Bischöfe nach einander! — Auch trockne Register würden schon für den Ausleger der Chroniken, der so oft Fahrzahlen suchen muß, von Werth seyn, und ihm manche saure Mühe ersparen, so wie ihn vor manchen Irrthümern schützen.

Was der russische unirte Mönch Ignatius Kulczynski in dieser Beziehung geleistet hat, ist nicht befriedigend, obgleich sein Buch (*Specimen ecclesiae Ruthenicae; Romae 1733. 8.*) etwas von der Art zu versprechen scheint.“ — (Als Herr v. S. dieses schrieb, war das Werk Sr. Eminenz, des Herrn Erzbischofs Platon, das gewissermaßen die Absicht hat, den Wunsch des Verf. zu erfüllen, den auch das ganze gelehrte russische Publikum lange gehegt hat, noch nicht erschienen. Da er es aber jetzt wahrscheinlich kennen gelernt hat, so wird sich in der Folge zeigen, in wiefern seinem Wunsche nunmehr eine Genüge geleistet ist. Rec. wird demnächst von jenem Werke genauere Nachricht ertheilen.)

Im Jahre 898 geschah die Wanderung der Ungern bey Kiew vorbey, in die Länder, welche sie gegenwärtig eingenommen haben. Der Verf. stellte daher eine gelehrte Untersuchung über den Ursprung dieser Nation an, und über den Volksstamm, zu welchem sie ursprünglich gehörte. Er rechnet sie, und, nach des Rec. Überzeugung, mit Recht, zu den finnischen Völkern, gegen die Meinung des Hrn. Prof. Meiners in Göttingen, der sie für ein slavisches Volk hält. Die Sprache der Ungern ist finnischer Abkunft, und noch jetzt ist zwischen dem heutigen Ungarischen und dem Finnischen eine auffallende Ähnlichkeit und Verwandtschaft. (Man hat hierüber ein

interessantes Werk eines gelehrten Ungarn, des Dr. Gvarmáthi, zu welchem Rec., da er noch in Göttingen lebte, im Namen des Verf. die Vorrede schrieb, unter dem Titel: *Affinitas linguae Hungaricae cum linguis Fennicae originis grammaticae demonstrata*; Gottingae 1799. 8. — Auch ist nicht zu vergessen, daß die finnischen Völker ehemals zahlreicher, mächtiger, und weiter verbreitet waren, als sie gegenwärtig sind.

Eines der lehrreichsten Kapitel in dem dritten Theile des Schlözerschen Kommentars zum Nestor ist das zehnte, worin die Geschichte der Bekehrung der Mähren (Moravii) zum Christenthume nach griechischem Ritus, und des Anfangs der Schreibkunst unter den Slaven, hauptsächlich der slavonischen Bibelübersetzung, erläutert wird. Freylich gehört eigentlich die Bekehrung der Mähren zum Christenthume durch Cyrillus und Methodius nicht in die russische Geschichte; auch fielen diese Begebenheiten nach der Chronologie früher, schon unter Kurik's Regierung, nicht erst unter Dleg, vor; und das Christenthum kam nach Rußland auf ganz andern Wegen über hundert Jahre später; daher auch jene Männer nicht in dem Kalender der Heiligen (Menologium) bey den Russen stehen; anstatt daß die Mähren und Böhmen beyden den 9ten März ein Fest feyern. Allein Nestor hatte doch gute Gründe,

die obigen Begebenheiten in seine Chronik einzuwoben, obgleich er es, der Zeitrechnung nach, am unrechten Orte that. Denn die Buchstaben, deren sich die Russen noch jetzt bedienen, sind ohne Zweifel dieselben, welche Kyrill bey den Mähren einführte; und bey der slavonischen Bibelübersetzung, welche in Rußland seit dem heiligen Wladimir eingeführt ist, liegt wahrscheinlich jene erste vom Kyrillus und Methodius besorgte zum Grunde.

Die Quellen, aus welchen Nestor diese seine Nachrichten schöpfte, hat der Herausgeber noch nicht entdecken können. Aus den Byzantinern konnte er sie nicht entlehnen, weil diese nichts von allem dem enthalten; und fränkische oder lateinische Chroniken konnte er nicht benutzen, wiewohl diese in der Hauptsache vortrefflich mit seinen Angaben harmoniren. Herr v. S. giebt daher erst eine Anzeige der neuern brauchbaren und unbrauchbaren Bücher, welche von jenen Materien handeln, mit seinem kritischen Urtheile; dann sucht er durch Vergleichung der historischen Nachrichten, sowohl bey Nestor, als bey den Lateinern, die wahre Geschichte des Kyrill und Methodius zu bestimmen, und das offenbar Falsche oder vermuthlich Fabelhafte davon abzusondern. Die occidentalschen Schriftsteller, welche jener Begebenheiten erwähnen, sind alle jünger, als Nestor. Der älteste ist der sogenannte Presbyter aus Dio-

flea in Dalmatien (s. *Lucius de regno Dalmatiae et Croatiae*; Amstelodami 1667. Fol. p. 288), der um das Jahr 1161, also nicht lange nach Nestor, schrieb. Die neuern fränkischen und lateinischen Chronisten aber aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte sind sämmtlich in ihren Nachrichten über jene Gegenstände sehr fabelhaft, und verdienen wenig Glauben.

Rec. will von den Resultaten, die der Verf. aus seiner sehr gelehrten, mühsamen und verwickelten Untersuchung zieht, nur einige der wichtigsten ausheben. Kyrillus und Methodius waren Brüder, Zeitgenossen der Patriarchen Ignatius und Photius zu Konstantinopel, wo sie zuerst in der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts lebten. Kyrillus führte anfangs den Namen Constantin, und wird auch häufig *Constantinus philosophus* genannt; wenigstens wird er mit diesem Namen gewöhnlich als einer der neuern Ausleger des Aristoteles angeführt; den Namen Kyrillus nahm er erst in Rom an, da er Mönch wurde. Er starb lange vor seinem Bruder Methodius, der fast noch dreyßig Jahre nach ihm lebte. Die Veranlassung der Einführung des Christenthums im mährischen Reiche gab eine Gesandtschaft der drey mährischen Fürsten, Kosislav, Sviatopolk und Kobel, an den byzantinischen Kaiser Michael, welcher ihnen die beyden „gelehrten und frommen“ Männer, Kyrill

und Methodius, schickte, um sie und ihr Volk zum Christenthume zu bekehren. Da Kaiser Michael im Jahre 867 ermordet wurde; so muß die Gesandtschaft vorher Statt gefunden haben. Der berühmte böhmische Geschichtsforscher Dobner bringt durch allerley Kombinationen, welche hier anzuführen zu weitläufig seyn würde, das Jahr 863 heraus, in welchem Kyrill und Methodius zu den Mähren gekommen seyen. Kyrill blieb bey nahe fünf Jahre in Mähren, begab sich nach Rom, ward Mönch, und starb 871; sein Bruder Methodius blieb länger in Mähren, that aber auch verschiedene Reisen nach Rom, die letzte im Jahre 899. Sein Todesjahr läßt sich nicht bestimmen.

Beide Brüder, Kyrill und Methodius, erwarben sich das Verdienst um die Slaven, daß sie die Bibel in die slavonische Sprache übersehten, und dadurch eben so den Grund zur Bildung der slavonischen Sprache und Kultur legten, wie ihn in Deutschland sechs Jahrhunderte später erst Martin Luther durch seine deutsche Übersetzung der Bibel zur Bildung der deutschen Sprache und Kultur gelegt hat. „Willkommen hier!“ ruft Herr v. S. mit dankbarem Enthusiasmus aus, als ob er selbst ein Russe wäre, „ihr unsterblichen Erfinder der slavonischen Schrift, die ihr es zuerst wagtet, eine rohe Sprache, welche eine Menge

ihr eigenthümlicher Laute hat, dem Volke so zu sagen aus dem Munde zu nehmen, und mit griechischen Buchstaben zu schreiben; die ihr aber mit Genie dabey verfuhr, und für jene eigenthümlichen Laute, die der Grieche in seiner Sprache nicht hatte, eigene neue Zeichen oder Buchstaben erfandet!“ — (Daß die slavonische Schrift, eben so wie die koptische der neuern Ägyptier seit der Periode der Ptolemäer, aus der griechischen geformt sey, kann von niemand bezweifelt werden, der alte russische Manuscripte, die mit Uncialbuchstaben geschrieben sind, und die in England erschienenen Abdrücke des Codicis Cantabrigiensis, und des Codicis Alexandrini, vom Neuen Testamente gesehen hat; obgleich einige neuere Gelehrte, z. B. Herr Alter in Wien, die russische Schrift aus der lateinischen habe ableiten wollen; andere gar von einer sogenannten glagolschen Schrift träumen, die der heilige Hieronymus erfunden haben soll, und die älter als die kyrillische sey, aus welcher die slavonische Schrift abstamme.)

Der Verf. wünscht nun, über die Beschaffenheit der slavonischen Bibelübersetzung, wie sie Kyrill und Methodius ursprünglich besorgt haben, nähere und bestimmtere Aufklärung zu erhalten. Er wirft zu dem Ende folgende Fragen auf: 1) Haben Kyrill und Methodius die ganze Bibel übersetzt, und

ist dieß dieselbe Übersetzung, die in Ostrog und Moskwa gedruckt ist, und die jetzt allgemein die slavonische Bibel heißt; oder liegt dieser wenigstens die alte Kyryllsche Übersetzung zum Grunde? — Stimmen die biblischen Stellen, welche in Menge in sehr alten Kirchenbüchern, und selbst in Chroniken vorkommen, wörtlich mit der jetzt gedruckten slavonischen Bibel überein? 2) In wie fern weicht die slavonische Bibel, welche diejenigen slavischen Nationen haben, die gegenwärtig mit der römischen Kirche vereinigt sind, die aber nach der lateinischen Vulgata des heiligen Hieronymus corrigirt worden seyn soll (daher auch die Sage entstanden, als wenn Hieronymus der Verfasser dieser slavischen Übersetzung sey), von der heutigen slavonischen Bibel in Rußland ab? — Um über diese Fragen zu entscheiden, müßten von gelehrten slavonischen Geistlichen noch sorgfältigere Vergleichen angestellt werden, als bisher angestellt sind.

Für die Geschichte der Literatur und Kultur überhaupt zieht der Verf. aus dem Obigen noch folgende Data: Die Kultur der slavonischen Sprache fing schon im neunten Jahrhundert an durch Übersetzung der Bibel, nicht aus dem Lateinischen, sondern aus dem Griechischen, und späterhin vieler anderer Bücher, besonders historischer, Gesetzbücher und Kirchen-

bücher. Daß also die slavonische Sprache eine der ausgebildetesten in der Welt ist, läßt sich aus dem Gange ihrer Kultur erklären; da ihr Vorbild die griechische Sprache war, eine der vollkommensten, die je existirt hat, um die man sich aber jetzt in Rußland leider so wenig bekümmert. Die slavischen Völker sind auch unverhältnißmäßig früher zur Ausbildung ihrer Sprache gekommen, als irgend eines der neuern Völkern. Wie sah es im dreizehnten und vierzehnten Säkulo mit dem Deutschen, Englischen, Französischen aus? — Aber die meisten neuern Russen haben über dem Bestreben, gut Französisch zu reden und zu schreiben, vergessen, ihre eigene Muttersprache auf eine Art zu kultiviren, die mit der frühen Kultur derselben bey ihren Vorfahren im Verhältnisse stände, und die Vorzüge des ältern Slavonischen zu benutzen. Erst seit etwa funfzig Jahren sind russische Schriftsteller aufgetreten, wie Lomonossow, Chersakow, Derschawin, Karamsin, Dmitriew, deren Namen auch gelehrte Ausländer mit Achtung nennen, und durch welche das Studium der russischen Sprache selbst für diese ein Interesse gewinnt.

Was in eben diesem Theile noch die genauere Erwägung der Geschichtsforscher verdient, ist die Kritik der in Nestors Annalen vorkommenden Erzählungen von der Erscheinung eines großen Kome-

ten unter Dleg's Regierung, von dem Heereszuge desselben gegen Konstantinopel, von dem ersten Friedenstraktate zwischen Kiew und Konstantinopel, und von Dleg's Tode, womit der dritte Theil sich endigt.

Die Erscheinung des Kometen ist eine wahre Begebenheit; nur erschien er nicht, wie Nestor angiebt, im Jahre 911; sondern, wie man aus den lateinischen Chronisten genau weiß, im Jahre 905: eine Bemerkung, die wiederum dient, die Chronologie in den Handschriften von Nestor zu berichtigen. Der Komet zeigte sich in Westen in Gestalt eines Spießes; er warf seine Strahlen nach Osten hin, und hatte einen freundlichen hellen Glanz; er war vierzig Tage und vierzig Nächte sichtbar.

Moskwa.

Buhle.

(Der Beschluß folgt.)

Der Miniaturmaler Dech's.

Unsere Lage zwischen Berlin und St. Petersburg führt uns Mitauern zwar von Zeit zu Zeit Künstler zu, aber nur selten finden sie für ihre Talente den Lohn, auf welchen jeder Künstler mit und ohne Verdienst Ansprüche macht, und der hinlänglich wäre, sie hier zu fesseln. Allenfalls findet noch der Musiker

seine Rechnung; die Zaubertöne seiner Kunst locken Kenner und Nichtkenner zum gemeinschaftlichen Genuß, und für den kurzen Ohrenkizel zollen sie gern das mäßige Entreegeld. Nicht so leicht wird es dem Maler; große Ausstellungen kann er nicht liefern, und könnte er das, so setzt das Vergnügen an den Werken der darstellenden Kunst immer eine gewisse Geistesethätigkeit voraus, die nicht Jedermanns Sache ist. — Der Maler kann nur durch einzelne Kunstwerke nach und nach bekannt werden. Ist er nun gar Portraitmaler, so glaubt sich jeder berechtigt, über die bildliche Darstellung eines Gegenstandes aburtheilen zu können, so wie das Urtheil selbst durch Autorität, vorgefaßte Meinung u. s. w. motivirt wird. Dem einen genügt die Ähnlichkeit, sey sie auch immerhin ein Zerrbild, statt der veredelten Form, die auf eine gefällige Weise an das Original erinnern soll; ein anderer bewundert die treue Nachahmung des seidenen Gewandes oder des Spitzenkragens, und ruft wohl dabey aus: Wie fein! — Jeder meint sehen zu können; allein ein gesundes Augenpaar reicht nicht aus, den Werth eines Gemäldes zu schätzen; nur der Eingeweihte der Kunst kann richtig sehen, und daher auch nur er richtig urtheilen. — Wir können von Glück sagen, wenn sich bey uns ein guter Künstler auf einige Zeit fixirt, und es ist wahrer Gewinn, daß wir schon seit längerer Zeit einen verdienstvollen, und eben deswegen bescheidenen,

Künstler, Herrn Joseph Dech^s *), besitzen. Mit reinem Sinn und brennendem Eifer für die Kunst hat Herr Dech^s alle Hindernisse, die in früherem Alter sich ihm entgegenstellten, glücklich überwunden, und er steht jetzt als trefflicher Zeichner und Miniaturmaler wenigen nach. Seine letzte Bildung gewährten ihm die Kunstschatze Dresdens. Darüber giebt ihm der Beyfall und die Empfehlung des würdigen Veteran^s Graf ein unverdächtig^s Zeugniß, dem unter andern das wohlgetroffene Bild des letztern selbst, so wie der bekannte Amor von Mengs in Miniatur als sprechende Belege dienen. Auch in Mitau unablässig bemüht, auf den beschwerlichen Stufen zum Ideal der Kunst fortzuschreiten, tragen die jüngsten Arbeiten des Künstlers ein deutlicheres Gepräge der Vollkommenheit. Das Portrait der Prinzessin Dorothee von Kurland, des Grafen Otto von Stackelberg, des Staatsraths von Piattoli auf Elfenbein, die Portraits des Ruf. Kais. Kammerherrn Grafen von Medem und dessen Gemahlin auf präparitem Pergament in größerem Format werden immer und überall ihren Werth als wahre Kunstwerke behaupten. Die Gemälde dieses Künstlers haben außer dem Vorzuge einer oft sprechenden Ähnlichkeit auch den, daß sie dem Verändern der Farben minder unterworfen sind, als die, in einer leichten Manier

*) Geboren zu Gebach bey Utm, den 1sten März 1776.

gearbeiteten. Er bedient sich nicht der gewöhnlichen englischen Tuschen, sondern bereitet seine Farben mit Sorgfalt selbst, und deckt das Elfenbein ganz. Dabey muß der Künstler freylich längere Zeit auf seine Gemälde verwenden; sie haben aber durch größere Kraft und Dauer bleibende Vorzüge, und bedürfen nicht des Untermalens und der Folie. Alte und Charakterköpfe scheinen im Ganzen mehr für den kraftvollen Pinsel des Herrn Dechß geeignet zu seyn, obgleich auch manche junge Schöne es nicht bedauern wird, ihre Züge durch seinen Pinsel auf dem Elfenbeine dargestellt zu sehen.

In kurzer Zeit geht Herr Dechß einem größeren Wirkungskreise für seine Kunst in St. Petersburg entgegen, wo das billige Publikum ihm gewiß eine wohlverdiente Aufnahme gewähren wird. Das Andenken an diesen Künstler wird lange bey uns fortleben, denn er hat den entschlafenen Sinn für seine Kunst gleichsam von neuem geweckt. Mit wahrer Humanität und mit, wahrlich seltener, Bereitwilligkeit hat er jedem Liebhaber und Zöglinge der Kunst aus der Fülle seiner Kenntnisse mit der größten Uneigennützigkeit mitgetheilt. Leider wird oft die vielversprechendste Anlage durch falschen Unterricht misleitet oder auf immer verkrüppelt. Ungstlich seine Strichelchen, drahtförmig gewundenes Haar werden für Kunstwerke genommen. Der Meister, der immer nur von seinem Ich spricht, und eigene Schwäche durch einen täuschenden

Nimbus umhüllt, wird vom Schüler für einen Priester Apollo's gehalten, bis diese falsche Glorie schwindet, und die Wahrheit ihn in die gebührenden Schranken zurückweist. Anders das wahre Kunstgenie. Mögen die Psychologen es zu erklären fruchtlos versuchen; aber die Erfahrung lehrt, daß nur dieses, wie durch unmittelbare Berührung das schlafende Talent zu wecken, das geweckte raschen Schrittes weiter zu führen vermag. — Das ist es gerade, was viele Hrn. Dech's danken, und weshalb wir seinen verlängerten Aufenthalt bey uns, als wahren Gewinn für unser Publikum ansehen müssen.

An den Quell Bandusia.

Horazens dreizehnte Ode des dritten Buchs.

O Bandusias Quell, glänzender als Krystall,
 Würdig lieblichen Weins, nicht ohne Blumenschmuck,
 Morgen fällt dir ein Böcklein,
 Dem an schwellender Stirne das

Erste Horn jezt entsproßt, deutend auf Lieb' und Kampf.
 Ach umsonst! Denn es färbt bald mit purpurnem
 Blut das kalte Gewässer,
 Er, der üppigen Heerde Sohn.

Nimmer kann je die Gluth, welche des Sirius
 Stunde bringet, dir nah'n. Liebliche Kühlung schaffst
 Müden Pflugstieren mild du
 Und der irrenden Heerde Schwarm.

Fürder bist du ein Quell von den gefeyerten;
 Denn die Eiche sing' ich, welche dort ragt auf der
 Felsengrotte, woher so
 Schwachhaft rieselt die Silberfluth.

Liebau.

Zur Beherzigung.

(Aus der Götting. gel. Anzeige. 1807. S. 1878.)

Es ist, unter andern, ein Kennzeichen von der Erbärmlichkeit unsers Zeitalters, durch ungewöhnliche und unpassende Ausdrücke bekannten Gedanken einen Anschein von Tiefsinn und Neuheit zu geben. Dieß ist nicht allein eine Charlatanerie, welche den guten Geschmack beleidigt, sondern sie wird auch dem Wahrheitsfinne sehr schädlich; besonders aber erfüllt sie junge Männer, die sich an neue Worte, nicht an Begriffe halten, mit dem blähesten nachtheiligsten Dünkel. Der verstorbene Lichtenberg hat schon sehr treffend in einer, von Blumenbach in der Vorrede seiner Naturgeschichte aufbewahrten, Stelle gesagt: „Hypothesen zu machen, darf Niemand gewehrt seyn, sie gehören dem Verfasser. Aber die Sprache gehört der Nation, und mit dieser darf man nicht umspringen, wie man will.“ Also neue Gedanken durch bekannte Worte recht verständlich zu machen, und sehr sparsam in dem Gebrauche ungewöhnlicher Ausdrücke zu seyn, dieß ist des Schriftstellers

Pflicht. Unsere bedeutenden Autoren vermochten im Anfange gewiß, dem Übel einigen Einhalt zu thun, wenn sie sich nachdrücklicher dagegen erklärten; aber es ging, wie in allen andern Dingen: die Furcht sich zu compromittiren, für altmodig zu gelten, hielt so manche ab, ihre Gesinnungen dreist auszusprechen. Das Bestreben, durch den Gebrauch neuer Worte sich den Schein neuer Gedanken zu geben, nahm überhand, und bey allem dem ist die Sprache, zwar bey einigen Schriftstellern schwerfällig-dunkel, im Allgemeinen nicht körniger geworden.

A n z e i g e.

Der durch mannigfache Schriften über die nordische Alterthumskunde berühmte Herr Prof. Gräter zu schwäbisch Hall, dessen drey Rosen des Lebens, so wie sein Schützenlied, seine Minnelieder aus der Ritterzeit, sein Lied der Kithauerin Elise Mantwillaitte, seine Wechselgesänge der schwedischen, dänischen und deutschen Muse, und die von ihm zuerst für Deutschland entzifferten Lieder der nordischen Götter und Helden bekannt und beliebt sind, giebt eine Sammlung der vorzüglichsten seiner Gedichte heraus. Diese Sammlung, welche auf ein Alphabet berechnet ist, wird folgende Abtheilungen enthalten: 1) Lieder der Liebe; zwey Bücher. 2) Liebes- und Lebensweisheit. 3) Andenken an Freunde. 4) Vaterlandsgefänge. 5) Götterlieder. 6) Helden- und Schlachtgefänge. 7) Zauberlieder. 8) Volkslieder. 9) Musikalische und christliche Gedichte. Der Preis für ein Exemplar beträgt 1 Rubel Silbermünze. Hier in Mitau nimmt die Steffenhagensche Handlung und in St. Petersburg Herr Hofrath von Adclung Subscription an.

(Beilage.)

B e y l a g e

zu No. 7.

der Neuen wöchentlichen Unterhaltungen.

Antikritik.

Eine bekannte Erfindung lehrt, Polonoisen durch Würfel komponiren. Eine ganze Menge Takte passen vorher berechnet nothdürftig an einander und sind mit Zahlen bezeichnet; mit jedem Wurf rückt der Komponist einen Takt weiter, und daraus wird eine Polonoise. Diese Erfindung ist jetzt auf Recensionen mit Erfolg angewendet worden. Es will jemand die Kuronia dritte Sammlung recensiren, hört in drey verschiedenen Zimmern eines Klubbs drey verschiedene Urtheile, reiht diese an einander, und daraus wird — eine Recension. Recensent oder der Sammler einiger Recensionen hat daher auch die Nachricht jener Tischreden in Zimmern eingetheilt, wie einige Länder ihre Volksrepräsentationen in Kammern.

Die Kammer der Gemeinen beginnt zu stimmen, und daß der Sammler sie selbst für sehr gemein hält, beweist, daß er die Leute von Geist und Gemüth vorsichtig absondert und in No. 2. logiren läßt. Schreiber dieses hat also ein Paar Worte an drey verschiedene Zimmer zu adressiren, wenn er die alten Kritiker in No. 3. nicht vorbeugehen will, und dann muß er noch ein Paar Worte mit dem Sammler der Recensionen sprechen.

Daß in No. 1. Leute von Ton Sitz und Stimme haben, ließe sich daraus vermuthen, weil sie so allgemein absprechend beschließen, und ohne Gründe tabeln; wenn sie glauben, auf ihre Weise witzig gewesen zu seyn, sich jede hämische Bemerkung

fung erlauben, und, wenn Wiß, wie Recensent meint, wie der Schnupfen ansteckt, ihre Bonmots ausniesen, und nun von allen Seiten ein Kompliment erwarten, wofür sie sich untereinander bedanken.

Daß die Beiträge von Eyrin in dem Zimmer No. 2. unter Leuten von Geist und Gemüth wenig Beyfall finden würden, will Herausgeber eingestehen vermuthet zu haben; aber gerade für No. 1. wurden sie aufgenommen, weil doch für Leser allerley Geschmacks etwas gesorgt werden muß, und — man sehe die meisten Flugschriften — Recensionen, theologisch = philosophische Abhandlungen, Anekdoten, Erzählungen und ungedachte Gedanken, aufgenommen werden, bloß damit jeder Art von Lesern wenigstens etwas zugetheilt werde, was nach ihrem Geschmack ist. Wenn aber tadelnde Recensionen mit zur Portion gehören, so hätte man freylich diese vorsichtig zu geben, damit eine offenbare Geschmacklosigkeit nicht verdiente Rüge erhalte. —

Prunk mit Abendröthchen, ein Ausdruck, den das Zimmer No. 1. braucht, ließe sich wohl auf die Urtheile einer Abendgesellschaft anwenden, bey der es freylich auch das Wasser allein nicht thut, was sie zu Recensenten bildete, die, wenn gleich voll, doch in anderm Sinn nicht für voll angesehen werden können. In den Gedichten des Herrn Eyrin selbst ist eine gerade nicht sentimentale, aber doch etwas starke Stelle, die vielleicht jene Kunstrichter übersehen haben.
S. 51:

Ja, ihr Herren stolzen Splitterrichter,
Seht vor lauter Brillen, Fackeln, Lichter
Des Verstandes Tageslicht
Und auch eure Flecken nicht.

Ein Grablied der Kuroia haben zwar die recensirenden literarischen Leichenwächter in No. 1. gesungen, doch vielleicht mehr um einen derben Bierbaß auszusprechen, als einer wirklichen Leiche wegen. Nur der Abergläubige hält das Geschrey des Todtenvogels für ein gefährliches Zeichen, daß jemand sterben werde; der Vernünftige aber kennt es als natürliche Stimme einer Eule. Selbst das Heulen einiger Hausthiere deutet auf Todesfälle, glauben gemeine Leute; doch wer wird so abergläubisch seyn. Der Kammer der Gemeinen ist es ferner nicht zu verdenken, daß sie mit den bekannten hundert Hyperbeln über Wahls große Nase von dem berühmten Dichter Haug unbekannt geblieben, sonst würde sie die in der Kuroia, als Nachahmung jener, aufgenommenen, welche No. 1. Epigramme nennt, nicht so auffallend gefunden haben. Wer aber Haugs Hyperbeln gelesen hat, wird auch diese nicht ganz verwerfen. Als Beispiel führe ich eine vom Dichter Haug an, welche, da die Ansteckung des Schnupfens, von der in No. 1. gesprochen wird, eben sowohl eine widrige Nase, als jene widrigen Bemerkungen treffen kann, nicht ganz beziehungslos erscheinen wird.

Seines Nasen = Unholds Ende
 Steht so ferne vom Gesicht,
 Unerreichbar ist's für seine Hände,
 Wenn er niest, so hört er's nicht.

Zum Zimmer No. 2. wendet sich nun Schreiber dieses mit derjenigen Bescheidenheit, welche alte und junge Männer von Geist und Gemüth verdienen, auch selbst da, wo sie tadeln. Er kann nicht umhin, dasjenige, was diese zu erinnern haben, völlig einzuräumen. Es sind wirklich einige Gedichte aufgenommen worden, die, wenn der Her-

ausgeber bessere Beiträge gehabt, weggelassen worden wären. Das Zimmer No. 2. wird jedoch eine sehr gegründete Entschuldigung gelten lassen. Das vergangene Jahr, in dem die Beiträge zur Kuronia 1808 gesammelt wurden, störte die sanften Melodien der Musen nur zu oft mit in der Ferne hallendem Kriegsgeschrey. Der Sommer erst brachte den Ohlzweig des Friedens; doch die Zeit zur Sammlung eines leichten Blüthenkranzes war vorüber. Mehrere beliebte Dichter des Vaterlandes, welche früher die Kuronia mit Beiträgen beehrten, ich nenne vorzüglich die Herren Becker, Langhans und Maczewski, hatten keine Einsendungen gemacht. Der Verleger wünschte indeß dringend die Fortsetzung. Sie wurde eilig gesammelt. Doch bin ich überzeugt, ist der Leser gerecht, so wird er vielleicht manche Blume ohne Duft, doch gerade keine Unkräuter finden, und hätte die aphoristische Peroration der Recensenten von Profession in No. 3. die Leser von Gemüth in No. 2. nicht unterbrochen, sicher wäre die Rose S. 81 und das Echo S. 73 von Trinius, die zartgefühlten Gedichte von Bdhendorff, Aeol und die Rose S. 34 von Hübner, das Todtengräber-Lied S. 133, und selbst das Gedicht von Cyrin S. 40, und von Krollmann S. 104 beifällig bemerkt worden. Von den Gedichten des Herausgebers selbst sind zwar mehrere günstig bemerkt worden — doch glaubt derselbe es auffallend finden zu müssen, daß einige früher in der Ruthenia abgedruckten Gedichte, ehe sie unter seinem Namen erschienen, und wo der Verfasser derselben unbekannt war, in demselben Journal, siehe B. U. 1807, No. 26. S. 407, so sehr hoch gepriesen wurden, indeß hier nur eines derselben bemerkt wird. Der Name des Verf. wird doch wohl kein Fehler seyn? Auch die

übrigen Gedichte des Herausgebers in der dießjährigen Kuronia sind fast alle einzeln, in den W. U., dem Freymüthigen von Hrn. v. Kozebue und Merkel, und in der Ruthenia schon abgedruckt worden, und sollten sie in der Kuronia keinen guten Platz gefunden haben, so verdienen die Redakteure der genannten Zeitschriften gleichen Tadel. Doch ich höre schon die aphoristischen Exclamationen der Recensenten in No. 3., die gleich mit einer Sentenz aus Münchhausens Reisen beginnen. Es thut mir wahrlich leid, daß ich mich nicht länger in No. 2. bey den Herren von Geist und Gemüth aufhalten kann. Ich muß den Kuchen bereiten, den, wie bey den Griechen die Verstorbenen für den Rachen des Cerberus, jeder Schriftsteller für die offenen Schlinge solcher Recensenten von Profession (was so viel ist, als von höllisch guter Race) fertig halten muß. Was aber ist solchen anbellenden, nicht bestimmt hinbeißenden, Kritiken entgegen zu setzen? Ich glaube nichts anders, als ähnliche Sentenzen. Eine folgt hier gleichfalls aus Münchhausens berühmten Reisen entlehnt:

Manche Recensenten gleichen dem Manne, der, in tiefem Schlamm versunken, sich selbst am Zopf ergreift, um sich auf Blumen, die am Rande stehen, herauszuwerfen und diese zu beschmutzen.

Manche Männer, die über Gegenstände der Kunst und Literatur entscheiden, gleichen den leeren Töpfen, welche, nach Winkelmanns Bemerkung, von den Alten in die Theater versteckt wurden, um den Stimmen der Schauspieler mit Resonancen nachzuhelfen.

Urtheile über Literatur und Kunst ohne Gründe sind wie Seifenblasen, die in der Luft zerplatzen, und nur ein schmutziges Wasser nachlassen.

Es giebt unreife Recensionen, die den Zitronen

gleicher Beschaffenheit ähnlich sind; je unreifer nämlich diese sind, desto gröber ist die Schale, desto weniger und desto saurer der Saft.

Manche Recensenten, die gern in höherem Grade Kritiker seyn möchten, als sie seyn können, gleichen den Schildwachen, die auf und nieder gehen, und alle Augenblicke ein wer da rufen, wenn sie auch niemanden sehen und niemand ihnen zu nahe kommt.

Eine poetische Blumenlese ist ein englischer Garten, und manche Recensenten gleichen solchen Geschöpfen, die Blumen und Stauden vorüber gehen, nur um etwas Gras am Wege zu finden.

Im dritten Reviere sich in einer Heidekrautsteppe zu verlieren, hat derjenige zu fürchten, der verschiedene Kunsturtheile in drey verschiedenen Zimmern sammeln wollte.

Welch eine Menge von Sentenzen ließen sich hier im Angesicht der alten Kritiker von Profession nicht noch finden! Doch wozu den Leser ermüden? Ich wende mich nun an den Sammler der Klubbrezensionen, und zwar mit offener Traulichkeit, da alles, was ich oben angeführt, nicht ihn, sondern die unberufenen Recensenten trifft, die er selbst mit einigen witzigen Zügen als lächerlich bezeichnet. Ich hoffe mit dem Sammler selbst, der ein sehr achtungswerther Mann seyn mag, in Frieden zu scheiden, und hier keine literarische Fehde zu beginnen, die, wie immer zu geschehen pflegt, beyde Theile dem Spotte des Publikums Preis giebt. Ich habe ja nur das ausgeführt, was der Recensent selbst in flüchtigen Umrissen bezeichnet; nur eine Bemerkung verzeihe er mir. Warum machte es Recensent wie diejenigen, welche das Orakel des Merkurs in Achaja befragten, die Bildsäule des Gottes ansprachen, und nun mit zugehaltenen

Ohren den Tempel verließen? Die ersten Worte des ersten Menschen, dem sie nun begegneten, dienten als Antwort des Orakels. Warum sammelte Recensent die ersten Stimmen, die er sprechen hörte, und stellte sie auf? Sollte Recensenten die Bemerkung, daß nur derjenige einen vaterländischen Almanach recensiren könne, der Beyträge geliefert, oder eine periodische Schrift herausgiebt, abgehalten haben, die Kuronia selbst zu recensiren, weil er vielleicht kein periodisches Blatt herausgiebt; so muß ich ihm widersprechen, und es thut mir leid, sein Urtheil nicht gehört zu haben. Göthe hat z. B. nie ein periodisches Blatt herausgegeben, und sollte er gleichwohl kein kompetenter Richter seyn? Ich wiederhole es, daß ich keine literarische Fehde erwarte; sollte indeß der Sammler der Recensionen, was ich von seiner Rechtlichkeit, und da er nicht gekränkt worden, nicht vermuthe, sie beginnen wollen, so hoffe ich, daß er, oder der Redakteur der W. U., seinen Namen nennen werde. Wer in die Schranken tritt, pflegt seinen Helm zu lüften und sein Gesicht zu zeigen; mit einem ganz versteckten Manne ist kein Kampf möglich.

Ubrigens merkt man nur noch an, daß allerdings die Herren Steffenhagen und Sohn als patriotische Verleger Dank und Aufmunterung verdienen. Sie haben über Verlust durch den Verlag der Kuronia noch nicht die mindeste Klage geführt, sondern sind vielmehr erbötig, wenn der Herausgeber gute Beyträge erhalten sollte, die Kuronia künftig in erweiterter Tendenz, und durch mehrere Kupfer und geschmackvollen Umschlag verziert, zu verlegen, worüber man sich die nähere Anzeige zu seiner Zeit vorbehält.

Schlippenbach.

Antwort des Recensenten.

Recensent kann seine angebliche Sünde um so weniger bereuen, je mehr er sich freuen muß, dem Publikum dadurch des Herrn Herausgebers der *Kuronia* witzigen Aufsatz verschafft zu haben. Sollte, wie es beynahe scheinen will, Herr von Schlippenbach wirklich den Scherz der Einkleidung für historischen Ernst genommen haben? Ubrigens sind wir einmal im Zuge, und also, was noch zu sagen ist, auch wieder in abgerissenen hingeworfenen Sätzen.

Ist es auch Splitterrichter, wenn man bemerkt, daß in der *con amore* ausgehobenen Stelle des Herrn *Eyrin* aus S. 51 Richter ein Donatschnitzer ist?

Daraus, daß Hyperbeln über den Naturfehler einer großen Nase zur Noth genießbar sind, folgt noch nicht, daß dergleichen über die Krankheit einer rothen Nase nicht widerlich seyn müßten.

Goethe hat gar wohl eine Zeitschrift herausgegeben: die bekannten *Propyläen*.

Wenn Namen überall nichts zur Sache thun, so ist der des Recensenten, als anfänglichen Klägers und nachherigen Wiederbeklagten, hier um so entbehrlicher, da ja das Publikum, zum eignen beliebigen Spruche, die Akten vor sich liegen hat.

Der Recensent.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 8. Mitau, den 24. Februar 1808.

L i t e r a t u r.

HECTOPB. Russische Annalen in ihrer Slavonischen Grund Sprache verglichen, übersetzt, und erklärt von N. L. Schlözer &c. Erster — vierter Theil.

(Beschluss der in No. 7. abgebrochenen Recension.)

Bei der Erzählung von Dleg's Expedition gegen Konstantinopel prüft Herr v. S. hier vorerst nur einige Punkte. Die Erzählung im Ganzen, so wie den nachher erfolgten Friedenstraktat, unterwirft er hernach, und auch im nächsten Bande seines Nestor, wo ein ähnlicher Friedenstraktat unter Igor's Regierung vorkommt, einer genaueren Untersuchung. Er hält die Nachricht von der Kette, womit Dleg den Bosporus gesperrt haben soll, für erdichtet, weil das Faktum physisch unmöglich sey, und führt ein Gutachten des berühmten Physikers, Tobias Mayer, in Göttingen an, worin diese physische Unmöglichkeit aus Gründen bewiesen wird. Eben

so erklärt er den Transport von 2000 Schiffen auf Rädern über Land, um sich der Stadt Konstantinopel nähern zu können, für ein Märchen. (Ob die einzelnen Umstände dieser vom Nestor erwähnten Begebenheiten so historisch zuverlässig sind, wie sie jetzt in den Annalen stehn, kann man freylich bezweifeln; aber die Fakta überhaupt möchte Rec. deswegen noch nicht schlechthin leugnen. Es können bey diesen Erzählungen wahre Begebenheiten zum Grunde liegen, die nur durch erdichtete Zusätze verschönnert oder entstellt sind. Wollte man gegen die ältere Geschichte überhaupt dieselbe strenge Beurtheilung anwenden, womit Herr v. S. die obige Tradition von Oleg's Zuge gegen Konstantinopel kritisirt, so würden viele Erzählungen bey den alten Geschichtschreibern auch für Märchen gelten müssen, wofür er selbst sie doch nicht hält.) In dem Friedensstraktate, den Oleg schloß, so wie Nestor das Instrument desselben überliefert, ist sehr vieles wegen des verdorbenen Textes unerklärlich. Einige sehr gelehrte und schätzbare Erläuterungen hat der Herr Herausgeber beygebracht. (Mehrere könnten noch von gelehrten Russen gegeben werden, welche der russischen Alterthümer kundig sind, wie neuerlich durch Herrn Krug in seinem Buche: Zur Münzkunde Rußlands, St. Petersburg 1805; geschehen ist, das Herr v. S. noch nicht benutzen konnte.)

Aber nicht bloß die einzelnen Umstände, die Rec. berührt hat, machen die Erzählung von Oleg's Expedition gegen Konstantinopel und den darauf erfolgten Friedenstraktat verdächtig, sondern auch andre Gründe, welche diese angeblichen Fakta im Ganzen treffen; wiewohl der Herausgeber selbst noch kein entscheidendes Urtheil darüber wagt, sondern nur den ehrlichen Wahrheitsfreunden die *Argumenta pro et contra* vorlegt. Auf die Unrichtigkeit der Jahrzahlen in den Angaben Nestors kommt nicht viel an; so wenig wie auf einzelne Umstände. Hingegen ein sehr wichtiges Argument dafür, daß die Erzählung erdichtet sey, ist doch dieses, daß die byzantinischen Geschichtschreiber vom Jahre 879 an, da Oleg auf Murik folgte, bis zum Jahre 917, weder der Belagerung Konstantinopels durch die Russen im Jahre 907, noch des Friedenstraktats, mit einer Sylbe erwähnen, während sie doch andre minder bedeutende Vorfälle und Kriegsbereignisse aus dieser Periode berichten. Selbst Kaiser Konstantin, Zeitgenosse des Faktums, meldet nichts davon. — Noch bemerkt Rec., daß Herr v. S. die Sage von der Art, wie Oleg starb, auch für ein Märchen hält, das aus isländischen Sagen von Orvar und dessen Gaule Fax nachgeahmt sey. Diese isländischen Sagen waren unter den Warägern sehr bekannt.

Dem dritten Theile sind auch drey Anhänge beygefügt: I. Beyträge zur byzantini-

ſchen Geſchichte, die in dem Codex Niconianus vom Neſtor vorkommen, über Kaiſer Leo den Weiſen, deſſen Bruder und Nachfolger Alexander, und über Conſtantin Porphyrogenneta, ganz aus dem Zonaraß, Cedrenuß, Symeon, entlehnt. II. Alte Geographie von Rußland, aus einem Codex Polieticanus vom Neſtor: ein ſehr intereſſantes Fragment, das Herr v. S. ſchon vor zwanzig Jahren in ſeiner Geſchichte von Lithauen abdrucken ließ, das aber ſeitdem noch keinen Erklärer gefunden hat. III. Über die Ruſſen, die als Soldtruppen im Dienſte der byzantinischen Kaiſer ſtanden vom Jahre 902=1077.

Der vierte Theil der Schöſzerſchen Ausgabe des Neſtor beginnt mit fortgeſetzten Bemerkungen über die Art, die Annalen Neſtors, oder die älteſte ruſſiſche Geſchichte überhaupt zu behandeln. Zum Theil wiederholt der Verſ. hier, und ſchärft von neuem ein, was er ſchon in den vorhergehenden Bänden über dieſen Gegenſtand geſagt hatte. Unter andern aber äußert er auch ſeine Meinung, wie der biſher verlorene urſprüngliche und echte Text Neſtors wiedergefunden werden könne. Er verſpricht ſich ſehr viel davon, wenn man alle Codices des Neſtor, die im ruſſiſchen Reiche, beſonders in den Klöſtern, zerſtreut ſind, an einen Ort, z. B. Moskau, zuſammenbrächte, ſie beſchriebe und vergliche,

erklärte, und einen aus dem andern berichtigte und ergänzte. Dieß, meint er, könne binnen zwey Jahren geschehen. (Der Plan dazu ließ sich wohl entwerfen; aber die Ausführung möchte unmöglich seyn. Wenn Herr v. S. unsere literarische Verhältnisse genauer kannte, würde er sich die Mühe, seinen Plan zu machen, erspart haben. Für die meisten Gelehrten in Rußland giebt es auch nöthigere und nützlichere Studien, wie der Zustand der Literatur in Rußland gegenwärtig ist, als sich mit Kollationirung von Codicibus des Nestor zu beschäftigen. Am ersten ließe sich indeß vielleicht die Sache zu Stande bringen, wenn ein Paar Gelehrte, die sich ausschließlich der russischen Geschichte widmeten, auf öffentliche Kosten in Rußland herumreisten, und die Codd. des Nestor untersuchten, ungefähr so, wie vor zwanzig Jahren der Engländer Kennicot die hebräischen Manuscripte des Alten Testaments in den verschiedenen Bibliotheken Europa's vergleichen ließ — woben doch auch am Ende nicht viel gewonnen wurde.)

Zuletzt polemisirt der Verf. gegen Herrn Johann Richter, ehemaligen Privatlehrer in Moskwa, der gegenwärtig in Sachsen lebt, und unter andern behauptet hatte, „daß nur ein inländischer Russe die Geschichte Rußlands befriedigend schreiben könne.“ (Hierin hat Herr Richter wohl Recht, vorausgesetzt, daß man die Behauptung nicht mißverstehet und nicht übertreibt,

Wäre Hr. v. S. selbst nicht mehrere Jahre in Rußland gewesen, würde er zuverlässig sich nicht um die russische Geschichte so großes Verdienst erworben haben. Dieß gilt von allen Ausländern, welche die russische Geschichte bearbeitet haben. Als russische Historiker bildeten sie sich in Rußland selbst. Rec. ist auch ein Ausländer, wie Herr Richter, und sein Urtheil ist also um so unparteyischer.)

Den Inhalt des vierten Theils machen übrigen Nestors Nachrichten von der Regierung des dritten russischen Großfürsten Igor Rurikowicz aus. Was hier vorzüglich Aufmerksamkeit verdient, ist die Erzählung von Igor's zweifachem Heereszuge gegen Konstantinopel, und dem auch von ihm mit dem byzantinischen Kaiserhofs geschlossenen Friedenstractate. Daß Igor eine Expedition wirklich unternommen habe; daß dieser Zug sehr verheerend für das griechische Kaiserthum und die Gegend um Konstantinopel war; und daß Igor mehrere Niederlagen erfuhr, die ihn nöthigten, sich wieder zurückzuziehen, ist wohl gewiß. Denn die Nachrichten der byzantinischen, fränkischen und arabischen Chronisten stimmen hierin überein. Aber die einzelnen Umstände sind dabey eben so ungewiß, wie bey dem Zuge des Oleg. Lehrreiche Erläuterungen giebt hier Herr v. S. über das griechische Feuer, dessen sich die Griechen in diesem Kriege bedienten, und womit sie die russischen

Schiffe verbrannten. Jedoch führen diese Erläuterungen nicht völlig zum Ziele, nämlich, die Bestandtheile des griechischen Feuers, und die Art, wie es gebraucht wurde, kennen zu lernen. Sonst ließe sich ja auch wohl noch für unsre heutige Kriegeskunst davon ein Nutzen ziehen. Wahrscheinlich ward das griechische Feuer durch ein Öhl (Naphtha) bewirkt, das auf dem Wasser schwamm, leicht entzündet werden konnte, und dann auch die Schiffe anzündete, die es brennend berührte. (Unsere alten russischen Vorfahren scheinen dieses griechische Feuer sehr wohl gekannt zu haben, und es ist daher um so mehr zu verwundern, daß die Kenntniß desselben auch in Rußland, nach der Einführung des Schießpulvers und der neueren Kriegeskunst, verloren gegangen ist. Noch im Anfange des vorigen Säkulums brauchten die Russen in dem damaligen Kriege in Finnland gegen die Schweden das griechische Feuer. Der berühmte Hof Medicinarius schreibt an den schwedischen Leibarzt Hjärne den 12ten July 1705 [s. det Swenska Biblioteket af Gjörwell; Stockholm 1759. 4. Th. III. S. 259]: „Der Feuerspeiende Tubus, den der Russe hat, ist eine alte Kunst, die von einem Griechen Callinikus im 7ten Säkulum erfunden, und nachher bis zur Erfindung des Pulvers und Geschützes gebraucht worden ist.“ Aber worin bestand dieses Feuer, und wie wurde es gebraucht? — Das

ist es, was jetzt auch die Russen nicht mehr wissen.)

Von dem zweiten Feldzuge Igor's gegen Konstantinopel kam es zu dem zweiten angeblichen Friedenstraktate zwischen den Russen und den Griechen. Wäre dieser Traktat unbezweifelt echt, so wäre er eines der wichtigsten Dokumente aus der ganzen Geschichte des Mittelalters, und selbst für die Geschichte der russischen Kultur und mancher rechtlichen (juridischen) Observanz bedeutend. Es ist nur folgendes zu erinnern: Von der zweiten Expedition Igor's gegen Konstantinopel erwähnen die ausländischen Chronisten, und auch die byzantinischen, gar nichts, und eben so wenig von dem Friedenstraktate. Auch in mehreren Handschriften von Nestor's Chronik kommt hiervon nichts vor; so wie es Handschriften vom Nestor giebt, die sogar des Traktats von Oleg nicht einmal erwähnen. Es herrscht also in Ansehung dieser Friedenstraktate mit den Byzantinern noch immer eine historische Ungewißheit, die erst in der Folge ihre Aufklärung und Entscheidung erwartet. Herr v. S. hat inzwischen auch den Traktat Igor's selbst, wie er uns überliefert ist, im einzelnen erklärt; obgleich manches in seinen Erklärungen von eingeborenen sachverständigen Russen noch wieder berichtigt und deutlicher gemacht werden könnte. Er giebt auch zu, daß der Traktat manches enthalte, was der damaligen Lage der Russen und Griechen

und ihrem gegenseitigen Verhältnisse völlig angemessen sey. Nur fällt ihm die seltsame Unordnung auf, wie die Artikel auf einander folgen; einige sind schlechthin unerklärlich; andere enthalten Unsinn, und sind unglaublich. (Diese Unordnung ließe sich vielleicht daraus herleiten, daß das schriftliche Dokument des Friedenstraktats bey den Russen sich verlor, und der Inhalt desselben sich hernach bloß durch Observanz und mündliche Tradition fortpflanzte. Angenommen, wir hätten jetzt keine Druckerey, kein Archiv und keine gelehrte Archivare, so würden gewiß auch manche wichtige Staatsdokumente verloren gehen; und man könnte darum dereinst nicht sagen, daß gewisse Friedensverträge mit benachbarten Völkern nicht geschlossen wären, weil es ihnen an einer historischen Beglaubigung und an innerer Ordnung fehlt.)

Ein wichtiger Anhang zu diesem vierten Theile des Nestors enthält eine strenge, vielleicht in einem für das russische Publikum zu bitterem Tone, geschriebene Kritik einer neuerlich bekannt gewordenen Chronik der ältesten russischen Geschichte, die den ersten Bischof von Novogorod, Ioakim, einen Griechen von Geburt, der 1028 starb, zum Verfasser haben, folglich hundert Jahre älter seyn soll, als die Chronik des Nestor. Der bekannte russische Geschichtschreiber Latisschev bekam zuerst einige Hefte dieser Chronik, hielt sie für echt, und trug sie in

die Einleitung zu seinem historischen Werke ein; jedoch so, daß er das Fragment nicht in extenso abschrieb, sondern wieder nur Fragmente aus einem Fragmente lieferte. Latisschev starb 1750. Ein anderer Liebhaber der russischen Geschichte, Krefszin, der unter der Regierung Peters des Großen als Kommissär bey der Admiralität angestellt war, gab vor, die vollständige Chronik Joakims zu besitzen, und Auszüge daraus gemacht zu haben. Bald hernach fanden sich russische Gelehrte, welche dieser Chronik Glauben beymaßen, und die darin befindlichen Erzählungen mit denen des Nestor, so sehr jene auch von diesen abweichen, verbanden, z. B. Boltin, Zelagin, Bölkner u. a. Herr v. S. hat nun hier in einer deutschen Übersetzung alles mitgetheilt, was Latisschev aus der Chronik des Joakim excerpirt hat, um die Unechtheit dieser Chronik aus dem Inhalte selbst zu beweisen. Von dieser Unechtheit ist er so überzeugt, daß er deswegen den Verfasser gleich auf dem Titel des vierten Theils schlechtweg Pseudo Joakim genannt hat.

Bei dieser Gelegenheit erwähnt Rec., noch einer andern Arbeit für die russische Geschichte, die Herr v. S. in Göttingen herausgegeben hat, noch ehe seine Ausgabe des Nestor erschien. Er hat nämlich eine deutsche Übersetzung der: *Lietoczislitelnoie Isobraschenie Rossiiskoi Isto-*

rii, ishdivenijem i trudami *Il'i Jakovkina* st. Petersburg 1793. 8. zu Göttingen 1802 drucken lassen. Aber er hat an dem Original vieles verändert. Die erste Periode über den Zustand der Länder des jetzigen russischen Reichs bis zur Gründung der russischen Monarchie hat er ganz weggelassen. Man kennt über diesen Punkt die Meinung des Herrn v. S., daß die Russen ihre Geschichte nicht vor dem neunten Säkulo anfangen, und nach den Völkern, die vor dieser Epoche in ihrem Vaterlande lebten, gar nicht fragen sollen! Auch hat Herr v. S. noch manches andre an dem kleinen Buche zu tadeln, zumal da es zum Unterrichte in den Schulen bestimmt sey. Er hätte indeß darauf Rücksicht nehmen sollen, daß das Buch gar nicht für gelehrte Historiker, sondern für die russische Volksjugend bestimmt ist, und daß man dieser manches nicht zu erörtern braucht und erörtern darf, was jene interessirt. Noch seltsamer ist der Vorwurf, welchen er dem Verf. macht, daß dieser nicht vorher, ehe er sein kleines Kompendium der russischen Geschichte schrieb, eine weitläufige kritische Untersuchung der älteren russischen Chroniken anstellte. Der Lehrer der Geschichte in unsern Volksschulen behandelt den Marmor, so gut er kann. Eine Meisterwerk für Kenner zu Stande zu bringen, überläßt er bescheiden einem Talente und einer Gelehrsamkeit, wie Herr v. S. in sich vereinigt, der auch nur dreißig Schritte von der Göttingischen Bibliothek wohnt.

Moskwa.

Buhle.

Über die Quellen der Jaroslavischen Pravda.

Der selige Kollegienrath Strube hatte in einem gelehrten Aufsatze „vom Justizwesen in Rußland“ *) die Jaroslavische Pravda mit den alten Gesetzen der Scandinavier verglichen, und sich durch die große Übereinstimmung beyder zu dem Schlusse verleiten lassen, daß jene aus diesen geschöpft sey. In meiner Schrift „vom Ursprunge des Russischen Staats“ (Riga, bey Hartmann, 1808.) machte ich ihm, S. 153, den Vorwurf, er habe den Gegenstand zu einseitig behandelt, und nur bey den Schweden und Dänen gesucht, was man auch anderswo fände. So sagt er: „daß, was Jaroslav's Gesetze in Absicht auf die Versammlung der zwölf Männer, die über den Diebstahl sprechen sollten, verordnen, giebt den letzten Beweis für meine Meinung. Dieses Zwölf-Männer-Gericht war im ganzen Norden üblich, von dem es nach England kam, wo es noch bis diese Stunde dauert. Die Parteyen selbst wählten die zwölf Männer; diese untersuchten bey peinlichen Fällen bloß die That selbst; die Richter aber mußten über das Recht den Ausspruch thun, und den Beklagten entweder verdammen oder lössprechen. Man nannte diese Leute *Nå m d e M å n*, *S a n n e M å n* oder *O l d u n g a r*, und ihr Gericht *N å m d a*. *S a r o G r a m m a t i c u s*, ein dänischer Geschichtschreiber, erzählt, daß ein dänischer König, Ragnar Lodbrok, dieses Gericht zuerst in seinen Staaten eingeführt habe.“

Dagegen erinnerte ich, wie auch nach altdeutscher Sitte das Gericht mit zwölf Schöppen hätte

*) E. M. J. J. Haigolds (J. H. von Schözers) *Verlagen zum neuveränderten Rußland*. 1. Th. Riga, 1769. S. 324 ff.

befehl seyn müssen. Karl der Große verordnete, Capit. II. de 819: Vult Dominus Imperator, ut in tale placitum veniat unusquisque Comes et adducat secum *duodecim Scabinos*; und im Schwaben-Spiegel, Kap. 162, heißt es: „Es ist etwa Gewohnheit, daß man zu elf Mann nimmt, die den Richter sulen helfen richten, die haizend Schepen.“

Indessen war es doch auffallend, daß folgendes Gesetz der Pravda mit einem alten dänischen fast wörtlich übereinstimmt:

Аще кто поѣдеши на чюжемъ конѣ, не прошавъ его, то положиши при гривны *).

In dem Jütschen Lombok, B. III. C. 54, nach der plattdeutschen Übersetzung:

„Ritt jemand eines anderen Mannes Pferd, ane des sinen willen, deme dat Pferd thohdret, de brift davdr dre Mark an den Bonden.“

Schlözer hielt dieß für einen Beweis seiner bekannten Meinung: das Volk, welches auf die Slaven am Ilmensee und Dneper den russischen Namen brachte, sey aus Skandinavien gekommen; wogegen ich erwiederte: 1) das jütsche Lombok wurde 1240, unter Woldemar II, also 223 Jahre nach der Pravda promulgirt, und kann daher dieser nicht zum Grunde liegen. Bey der Abfassung desselben benutzte man vorzüglich das Schonische Gesetz, welches aber nur hundert Jahre älter ist (vom Könige Erich Ejegod, der 1103 starb), und daher, wenn auch — was ich nicht weiß — die angeführte Gesetzstelle darin enthalten wäre, eben so wenig geeignet, zu erklären, wie diese in den

*) „Wenn jemand auf einem fremden Pferde reitet, ohne darum gebeten zu haben; so erlegt er drey Griven.“

Roder Jaroslaw übergegangen sey. — 2) Wenn die Pravda ganz und wörtlich aus skandinavischen Gesetzen entlehnt wäre; so würde sich doch auch daraus, meines Erachtens, nicht folgern lassen, daß die Slaven am Ilmensee zweyhundert Jahre früher von den Skandinaviern ihre Fürsten holten. Hätte Peter der Große seinen Entschluß, bey der Reform des russischen Justizwesens Schweden zum Muster zu nehmen, ausgeführt: könnte das Licht über die Herkunft seines Urgroßvaters verbreiten? — Daß die dänischen Gesetzgeber aus der russischen Pravda etwas entlehnt hätten, darf man wohl nicht annehmen; aber ihre Gesetze sowohl, als die jaroslawischen, haben sehr viel Ähnlichkeit mit den alten fränkischen, sächsischen und friesischen. Daher schliesse ich: beyde (das iütische Lawbok und die russische Pravda) haben aus einer germanischen Quelle geschöpft, die sich vielleicht noch bestimmt nachweisen läßt.

Diese Hypothese ist nun zur Gewißheit erhoben. Ich habe u. a. jenes Verbot des unbefugten Reitens wörtlich in den Salischen und Ripuarischen Gesetzen aufgefunden. Es lautet also:

Si quis caballum sine permissu domini sui ascenderit, et eum caballicaverit, DC. den. qui faciunt sol. XV. culp. jud... (Lex Salica reformata. T. XXV.)

Und (Lex Ripuariorum. T. XL.):

Si quis caballum extra consilium domini sui ascenderit, triginta solidis culpabilis iudicetur. — S. Barbarorum leges antiquae, ed. F. Paul. Canciani. V. II. Venetiis, 1783. p. 134, 308.

Parallelstellen finden sich in den Longobardischen und Burgundischen Gesetzen, a. D. S. I. 92; IV. 15.

Für die meisten Leser dieser Blätter, an eine freundlichere Unterhaltung gewöhnt, möchte es ganz unerquicklich seyn, wenn ich mich darin über einen solchen Gegenstand weitläufiger verbreiten wollte, als hier auf besondere Veranlassung geschehen ist.

Waimel bey Dorpat.

Gustav Erwerz.

Womit sich unsre lieben Alten doch quälen konnten!

(Aus den Goldingschen Schloß- Gerichts- Akten.)

Durchleuchtigster Hochgeborner Gnädigster Fürst und Herr! E. H. F. D. sind meine unterthonige gehorsame Dienste stets bereit.

Gnädigster Fürst und Herr, Es soll der Jegige Zabelsche Herr Pastor Christianus Nisaeus ganz erdichteter, leichtfertiger und böshafter Weise, indem ich mein lebtage mit ihm in unguten nichts zuthun gehabt, sondern demselben vielmehr wie meinem Selsorgern und Beichtvatern alle Ehr und Bollthatt erwiesen, vorgeben, Alß wan Er auß meinem Hause bezaubert, und Er also dadurch in wahnsinnigkeit gerahten were, ob es nun zwar vorgegeben, keinesweges aber geglaubet werden will, daß es auß verrückung des Gemuhts geschehen, daher ich solchen frewelhaften Calumnianten gebührlich zu belangen wissen werde, so sollen doch Gottlose ungewissenhafte leute sich finden, die in geheim dauon murmeln und solchem unwahren Bessen glauben zu stellen, wan dan hierin mir und meinem Hause vor Gott und aller Welt vnrecht geschicht, Angesehen wir vns von Jugend

auf ohne Ruhm zu melden Aller Adelichen und Christlichen tugenden befließen, keinesweges aber uns mit solchen und dergleichen groben und unerhörten lastern beslecket, vielweniger in Ewigkeit dargethan werden soll. Alß kan ich sothanes Auff mich und die meinigen keinesweges besitzen lassen und mit stillschweigen vorbegehen, Angesehen ich lieber leib und leben verlihren, dann diese grewliche schmach erdulden wolte, thue demnach alle diejenigen, welche dieser falschen verläumbdung In einerley weise beyhahl geben und mich und mein Haus deßfals in verdacht halten vor Ehrvergessene leichtfertige Calumnianten und Ehrenschänder, Schelme, M...n und Diebe auch Mörder und Zäuberer halten, biß Sie mir und meinem Hause daß Jenige, waß Sie heimlich im Herzen und busen tragen, sich damit kugeln und mir öffentlich nicht sagen durffen, gebührlich dargethan und erwiesen, mit vnderthänigster bitte diese meine hochnothgedrengte Ehren Rettung in gnaden anzunehmen, den Fürstlich Goldingschen Gerichts actis, weilen meines Wissens zu tuckumb annoch kein Gerichts secretarii vorhanden, inseriren, und zu meiner notturfft, so oft ichß vonnöhten dauon beglaubten schein Ertheilen zu laßen, bin solches umb E. F. Dtt., vnterthänigst zu verdienen geflissen

E. F. Dtt.

1661. d. 5. January.

Unterthäniger gehorsamer
Christoffer Adelingk
mppr.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 9. Mitau, den 2. März 1808.

L i t e r a t u r.

Über die Bildung zur Poësie und Beredsamkeit auf Schulen. Nebst Probearbeiten der Gymnasiasten zu Wiburg. Bei Gelegenheit des öffentlichen Examinens am (im) Kaiserl. Gymnasium zu Wiburg 1807. Verfaßt und herausgegeben von Ludwig Purgold, Oberlehrer am Kaiserl. Gymnasium zu Wiburg. St. Petersburg, (1807) b. Friedrich Drechsler. 32 S. 4.

Der Hauptinhalt dieser deklamatorischen Schrift ist folgender: Die Macht der Sprache, Poesie und Beredsamkeit ist die letzte stärkste Hoffnung in Gefahren des Menschengeschlechts. — Beyde scheinen bestimmt zu seyn, auch unsre Zeit neu zu beleben — Die Freyheit der alten Welt und Roms sank nicht, als dieses von Einem unterjocht ward, sondern, als man aufhörte für das allgemeine Wohl männlich zu fühlen und zu reden; als Poesie und Beredsamkeit ihren Adel und ihre Einfalt verloren (hier darf man, obgleich der Verf. an

Tacitus und Epiktet erinnert, nicht an Cicero, welcher den Fall der Republik erlebte, nicht an Virgilius und Horatius und andre Dichter und Redner unter Augustus Alleinherrschaft denken); daher wird auch unser Zeitalter und unser Welttheil nie der unterdrückenden Macht und den Gebrechen, über welche wir klagen, erliegen können, so lange Redner, Dichter und Geschichtschreiber in reicher Zahl emportreten und voll Männlichkeit zu den Menschen reden. (Daraus ergibt sich, daß wir unsre Jünglinge zu Dichtern und Rednern zu bilden haben.)

Die große Frage ist nun: wie wir das bewerkstelligen. — Wir kümmern uns nicht um den alten Ausspruch: der Dichter wird geboren, den besonders unsere Zeit ausschließlich und abschreckend gebraucht hat — denn der Mensch ist ein Wesen, das zur Vervollkommenung durch sich selbst mit höchster Vervollkommenungsfähigkeit auf die Erde gesetzt ward. — Und was ist es um jene Poesie und die hohe Fähigkeit und Kunst zu reden? Woher entspringt sie? Beides heißt nichts anders, als die innere Vollenbung des Menschen an Herz und Geist, oder die Beredlung und das Emportragen unsers ganzen Sinns, mit früh angeübter Gewalt über die Formen unserer Sprache. — Wir müssen daher zu innerer und äußerer Vollenbung zu gelangen suchen, und wir

sind Sklaven, wenn wir glauben, es sey uns dieses unmöglich. — Da aber das Wesen der schönen Redekünste in den Gedanken, nicht in der Form oder dem Worte liegt, und dem Redner und Dichter der Gedanke nicht durch das Wort, sondern dieses durch jenen wird, da die Gefühle und Gedanken nur durch die ganze Seelen- und Geistesbildung bestimmt werden, und daher der wahre Gehalt des Dichters und Redners in der ganzen Seelen- und Geistesbildung zum vollkommeneren Menschen zu suchen ist; so läßt sich die ganze Redelehre in dem einfachen Satz zusammenfassen: dein Ausdruck sey vollkommen zweckgemäß und völlig natürlich, aber deine Natur sey auch etwas werth. „Hier in diesem letzten liegt das Heil, hierher laßt uns zurückgehen!“ — Wir haben nur darum so wenig große Dichter und Redner, weil wir so wenig vollkommene Menschen haben. Die meisten bleiben bey der Form oder dem Einzelnen ihres Wesens stehen, ahmen Verse oder Ausdrücke, höchstens einzelne Gedanken und Gefühle dieses oder jenes großen Dichters und Redners nach — das kann nicht zum Ziele führen. — Poesie und Beredsamkeit stützen sich auf Tugend und Weisheit — darauf, daß der Mensch in allem seinem Thun nur Eines habe und sey — wo das ganze Wesen desselben nicht aus Einem Stücke gearbeitet ist, da ist kein Heil, keine Originalität. —

Nun folgen die Regeln, welche der Verf., man sieht nicht recht, ob den Lehrern oder den Schülern, giebt: „Fangt damit an, edel zu seyn, zu fühlen und zu denken, und siehe da, ihr werdet so erscheinen in Wort und in That!“ — doch wir überlassen dem Leser, die übrigen in der Schrift selbst nachzusehen. Was der Verf., S. 8, von noch mangelnden Kunstschulen für Dichter u. s. w. sagt, mag dahin gestellt seyn, nur erlaube man die einzige Bemerkung: daß die größten Dichter des Alterthums und der neueren Zeit wohl kaum aus Kunstschulen hervorgegangen sind. —

Die vom Verf. verbesserten Übungsstücke seiner Schüler, S. 11 — 22, können in einem literarischen Blatte keine Beurtheilung finden. Was aber, in pädagogischer Hinsicht, über die öffentliche Ausstellung derselben gesagt werden könnte, wird sich der sinnige Leser selbst sagen. — Zuletzt, S. 24 — 32, folgen Nachrichten über das Gymnasium zu Wiburg. —

x.

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines Livländers.

St. Petersburg, den 2ten July 1807.

Raum habe ich, nach einem siebentägigen Streifzuge in Finnland, das prächtige Peters-

burg wieder erreicht, so sitze ich auch schon an meinem Schreibtische, um Dir meine Reise zu beschreiben. Ich habe in diesen Tagen eine Strecke von ungefähr 300 Werst kennen gelernt. So wenig dieß ist, in Verhältniß zu dem kolossalischen 5000 Werst langen und 3000 breiten Rußlande, so fand ich doch, daß jener Theil, den ich eben bereiste, mehr sagenwerthes darbietet, als man anderswo glaubt, mehr eigenthümliches (was zwar gerade kein Vorzug ist), mehr merkwürdiges und interessantes enthält, als man anderswo weiß. Ein Theil davon mag wohl auf Rechnung meines Enthusiasmus kommen, den größten aber wird jeder gebildeter Russe, der über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus geschaut hat, wahr finden.

Ich sah' zwar kein so graues und düsteres Gebirge, als der Ural ist; keine Landschaft voll herrlicher Dörfer, wie am Waldai; noch weniger eine taurische Halbinsel, die einst ein zweytes Italien zu werden verspricht: aber ich fand ein Land, das seine großen und natürlichen Kontraste hat; ein Land, wo es nur Berg und Thal giebt und keine Fläche von einer halben Quadratwerst; wo mächtige Felsen sich aufeinander thürmen, und nichts unmächtiger ist, als die menschliche Kultur, die sonst so große Dinge vollbracht hat; wo es von Seen wimmelt, die durch ihre Buchten, durch ihre Landzungen und schroffen Ufer sehr oft ein höchst

interessantes Bild hervorbringen, das jedoch durch einen einzigen Blick auf die kahlen oder rauh bewachsenen Felsengipfel seinen freundlichen Charakter wieder verliert; wo die Natur zwar nichts vollkommenes darbietet, wo man sich aber dennoch, nach dem Ausdruck eines neueren Schriftstellers, ein idyllisches Haberrohr schneiden kann, wenn gleich der Bewohner des Landes selbst etwas ärmlich und unbehülflich erscheint.

Wir verließen Petersburg den 2ten July. Ich bin über die große Ausdehnung, die man der Kaiserstadt gegeben hat, erstaunt. Ehe wir die Barriere von Wiburg erreichten, hatten wir wohl eine Strecke von 3 bis 4 Werst zu durchfahren, ungefähr so weit, als von unsrer Düna bis Bellevue. Wir fanden uns nun auf einer großen sumpfigen Fläche, die gegen die prächtige Einfassung des Peterhoffschen Weges sehr absticht. Der erste Ort, der mir auf dem Wege nach Wiburg gefallen hat, ist Pargala, ein von Petersburg 15 Werst entferntes schönes Landgut, mit einem Dorfe, beides der Gräfin Schumalow gehörig. Der Ort liegt auf und zwischen Bergen, und hat schöne mit hohen Bäumen prangende Gärten. Mehr als diese ergöhten mich aber die weithin ausgebreiteten Acker, die dem Auge um so mehr wohlthun, als der Strich, den man eben hinter sich gelassen hat, traurig ist. Pargala soll durch die Sorgfalt seiner Besitzer eins der besten und einträglichsten

Güter in der Nähe von Petersburg und in Finnland seyn. Der Russen sind hier durch Ansiedelung mehr, als der Finnen. Wie die Strelnaschen Bauern, vermiethen auch die hiesigen ihre Stübchen im Sommer an den Städter, der es noch nicht so weit gebracht hat, sich eine elegantere Wohnung in einer Datsche verschaffen zu können. Noch glücklicher sind hierin die Bauern in Ossinowa, einige Werst hinter Pargala. Die Menge netter Wohnungen, die sie längs der Straße, ohne im geringsten von der russischen Bauart abzuweichen, aufgeführt haben, und an Städter vermieten, machen ihr Dorf zu einem der schönsten unter allen russischen Dörfern, die mir bis jetzt vorgekommen sind.

Morgens gegen drey Uhr langten wir in Bell Ostrom an, nachdem wir die gerade Straße verlassen und einen Abstecher von 13 Werst gemacht hatten. Man findet hier in einer niedrigen, von kleinen Seen und der Tschernaja Retschka bewässerten, Fläche fünf ansehnliche Papierfabriken, die dem Chevalier Olchyn gehören. Bis zum Aufgange der Sonne blieben wir auf dem nahe gelegenen Gute, und besahen dann eine der Anlagen, nachdem mein Reisegefährte L., ein genauer Freund des Besitzers, ihr, gleich einem Prometheus, erst Leben und Thätigkeit eingehaucht hatte. Aber ich fand wenig neues in dieser Fabrik. Sie beschäftigt indessen, in fünf bis sechs Häusern, 100 Men-

schen, und verarbeitet täglich 150 Rieß Papier; man sieht daher, daß sie zu den ziemlich großen Anlagen dieser Gattung gehört. Die Art der Verfertigung des Papiers ist zu bekannt, als daß ich noch ein Wort darüber verlieren sollte; nur das will ich bemerken, daß dem russischen Papiere die blaue Farbe durch Indigo gegeben wird.

Die dritte Station von St. Petersburg nach Wiburg ist Lindolovka. Ihr gegenüber liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe das Gut gleiches Namens, dem Feldmarschall, Grafen Soltikow, oder eigentlich seinem Schwiegersohne, dem Grafen Drlow, gehörig. Wir erstiegen diese Anhöhe, und sahen zum erstenmal eine Aussicht von Finnland; aber es war keine der vorzüglichsten, da sie durch andre Anhöhen und durch Wald sehr beschränkt wird. In dem, übrigens nicht sehr bedeutenden, hiesigen Garten fand ich Linden und Obstbäume von einer Stärke und Schönheit, wie man sie selbst im Sommergarten zu Petersburg selten sieht. Mein Reisegefährte, der in diesen Gegenden bekannt ist, bewog mich zu einem zweiten Abstecher durch finstere Wälder und längs großen Seen nach dem 16 Werst seitwärts liegenden Naillow a. Hier hat der Graf Soltikow an der Sestra, demselben Flusse, der die Werke der berühmten kaiserlichen Gewehrfabrik zu Sestrabeck treibt, eine große Anlage errichtet, die in drey sehr geräumigen Gebäuden einen Kupfer- und Eisenhammer,

eine Nagel- und Ambosschmiede, eine Eisengießerey und einen Hohofen enthält. Der Inspektor dieser Anstalt führte uns mit zuvorkommender Höflichkeit überall herum. In dem ersten Gebäude sahen wir Kupfer und Eisen durch schwere eiserne Walzen zu Stangen und Platten strecken; ferner wie, durch dieselben Wasserräder, welche jenes bewerkstelligen, und durch acht Menschenhände, in weniger als einer halben Minute, ein Nagel gefertigt wird. Drey Gebläse mit sechs Hammern dienen dazu. Über den Ofen ist eine Drehbank für kleinere eiserne Geräthschaften angebracht, die, zugleich mit den Schleiffsteinen, von demselben Gefälle getrieben wird. Gegenwärtig arbeitete die Fabrik gerade an Waffen und andern Bedürfnissen von Eisen für die Krone. In einem zweyten Gebäude befindet sich die Gießerey; sie war in diesem Augenblicke aber außer Thätigkeit. In einem dritten ist der Ambosshammer. Hier schlagen centnerschwere Hammer auf den untergelegten Eisenklumpen mit einer Kraft los, deren sich die Arme eines Polyphems selbst nicht zu schämen hätten. Der Hohofen, ein für seine Kleinheit gewaltiger Aetna, hatte während unsrer Anwesenheit in Kailowa ausgelebt. Die sämmtlichen hiesigen Anlagen verbrauchen jährlich 15000 Faden Holz und 175000 Körbe Kohlen. 500 Menschen, größtentheils Russen, sind in Friedenszeiten dabey angeschrieben. Sie wohnen in einem kleinen unansehnli-

chen Dörfe, an dem Flusse, der sie beschäftigt. Das nöthige Holz und Rasenerz wird im Gebiete von Railowa selbst gefunden.

Wir wurden nun durch eine fromme Stiftung des Feldmarschalls Soltikow, wie Pilgrime in Klöstern, oder wie Minnesinger in Burgen, sehr gut gespeist und getränkt. Der Graf hat nämlich, wofür ihm nicht wenig Dank gebührt, zur Beföstigung der Reisenden, die das Hüttenwerk besuchen, eine namhafte Summe niedergelegt, von deren Zinsen der Inspektor die Mundprovision aus den nächsten Orten herbenschafft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antworten.

(Aus einem Schreiben an den Redakteur.)

Ihre vorjährigen B. U. haben in Nr. 39, 40 und 42 eine Recension des Herrn Professors Cruse über die „Statuten des deutschen Drucks“ geliefert. Sie erlauben mir daher wohl, über dieselbe und — da der literarische Verkehr mit Deutschland noch immer nicht ganz im Gange ist — auch über die übrigen mir bekannt gewordenen Recensionen einige Bemerkungen hier mittheilen zu dürfen. Vielleicht werden sie auf diesem Wege zur Kunde ihrer Verfasser am sichersten gelangen.

Das gütige Urtheil, welches die obgedachte Recension über jenes Buch gefällt hat, war für mich schmeichelhaft, weil es von einem gelehrten herrührt, der als Geschichtsforscher von Profession und deutscher Sprachkritiker bekannt ist. Dieserhalb bin ich durch mehrere, besonders über den philologischen Theil dieses Buchs, eingestreute Winke sehr angenehm überrascht worden, und ich unterschreibe die Meinungen des Herrn Rec. mit voller Überzeugung. Zwey gegen den Schluß der Rec., S. 261, vorgelegte Fragen fodern mich zur Antwort auf. In der ersten wird bezweifelt, daß die in den Stat. gemeinten Weinpflanzungen auf Preussen bezogen werden dürften, und dagegen, so wie auch in der folgenden Recension, erinnert: es werde dort ihrer auf die Art gedacht, wie der Silberbergwerke in den Privilegien. Ich gebe zwar die Anwendbarkeit dieser Erklärung auf die in Anspruch genommene Stelle zu; muß aber bemerken, daß mehrere authentische Nachrichten aus dem Alterthume die Kultur des Weinstocks in Preussen unter dem Orden außer allen Zweifel setzen; weswegen auch schon Hartknoch und der Professor v. Baczko die Existenz ehemaliger Weinpflanzungen in Preussen, von denen sogar noch Spuren in dem preussischen Oberlande übrig sind, als entschieden angenommen haben. — Die andre Frage betrifft die Existenz der Löwen in den von mir angegebenen Besitzungen des Ordens. Ich

finde jetzt, daß die angezogene Stelle auf die Besitzungen in Armenien, Achaja (jetzt Clarenza im Peloponnes), Cypern, Antiochien, Tripoli (in Asien) u. e. a. richtiger hätte ausgedeutet werden können.

Sehr angenehm würde es mir seyn, den Verf. der sehr gehaltvollen, erschöpfenden und lehrreichen Recension in No. 110 und 111 der Genaischen Allgemeinen Literaturzeitung des vorigen Jahres zu erfahren, um ihm theils für den meiner Arbeit geschenkten gütigen Beyfall zu danken, theils um mich über die vielen Bemerkungen näher mit ihm zu unterhalten, zu denen er aus dem Inhalte des Buchs Veranlassung nimmt, für die aber der Raum hier zu beengt ist. Deswegen hier nur ein Paar Erklärungen.

Daß in dem Glossar ausgelassene S. 130 der Statuten vorkommende und kurz durch Kugeln erklärte Wort: „Kogelen“ soll, nach seiner Meinung, eine besondere Art Kappen bedeutet haben, die gerade bey Abfassung des ihrer erwähnenden Gesetzes Mode geworden war. Ein andrer Gelehrter ließ, unter der Namensschiffre M. H. a. W., auf Veranlassung dieser Stelle der Recension, einen erläuternden Zusatz in No. 47 des Intelligenzblatts der Genaischen Allgemeinen Literaturzeitung vorigen Jahres einrücken, worin diese Kleidertracht, die dem heutigen Capuchon am nächsten kommt, genau beschrieben, und der Name einer Straße in

Breslau „Kugelzipfel“ davon abgeleitet wird. Indessen sieht man aus der Stellung des Wortes im Texte, worin es heißt: „die Brüder sollen Röcke tragen, nicht allzu enge, nicht zu weit, noch zu lang und ohne Knopfseln (Knöpfe) und Kogelen“ wie mir scheint, nur gar zu deutlich, daß es die Knöpfe in Kugelform bedeute, welche noch bis auf den heutigen Tag unter den Landleuten in einigen Gegenden Preussens im Gebrauch und oft von Silber sind. Am meisten haben sie sich in Ungarn erhalten, woher sie auch an die Uniformen der leichten Kavallerie kamen. — Die Erklärung des Wortes: Kaffespil durch „Spielgesellschaft beim Kasse“ nimmt der Herr Recensent vorzüglich in Anspruch. Er behauptet, da das k in allen deutschen Mundarten häufig mit g alternire, so müßte das Wort hier durch Gaffespiele, d. i. Schauspiele, übersetzt werden. Ein anderer deutscher Gelehrter, den Rußland unter seine berühmtesten Schriftsteller zählt, behauptet in einem Privatschreiben: es müßte im Originale Kattespil gestanden haben. Katte habe ein Wurfspeer bedeutet, kattespielen heiße also: nach einem Ziele den Wurfspeer werfen; an den Kasse sey damals auf keinen Fall zu denken. Ich gestehe zwar die Paradoxie zu, die in der Hinaufrückung der Bekanntschaft Europens mit dem Kasse in ein so frühes Alterthum liegt, besonders da man weiß, daß der Gebrauch dieses, jetzt so beliebten, allgemeinen und durch den engli-

schen Starrsinn uns, leider! so vertheuerten, Ge-
 tränk noch vor 100 Jahren in unsern nordischen
 Provinzen sehr selten war. Indessen ist auch ge-
 wiß, daß wir manchen Erfindungen, z. B. dem
 Pulver, der Buchdruckerey, der Magnetnadel
 u. s. w. bisher unrichtig ein viel zu geringes
 Alter gegeben haben. Könnte demnach nicht auch
 beym Kaffe ein chronologischer Irrthum Statt fin-
 den? Ubrigens waren die Charaktere, sowohl in
 dem Originale, als in den Abschriften der Statu-
 ten, nur zu deutlich. Kaffe, caffe, caf, capphe
 waren die Abweichungen. Können wir nicht läug-
 nen, daß die Araber den Kaffe schon vor 900 Jah-
 ren getrunken haben, warum sollen wir denn hier
 gegen dieß erquickende, geisterhebende Getränk so
 scrupulös seyn? Indessen will ich zugeben, daß
 dieß in der Ordensregel, die schon in Palästina
 aufgesetzt wurde, befindliche Gesetz, worin den
 Brüdern die Anwesenheit bey den Kaffeespielen ver-
 boten wird, sich auf die Brüder im Orient bezie-
 hen könne, und dieser Spiele in den spätern latei-
 nischen Abschriften deswegen nicht erwähnt werde,
 weil sie in unsern nordischen Ordensprovinzen nicht
 üblich waren. — Bytancie hält der Rec. für das
 verstümmelte Deputandum. Herrn Professors
 Cruse analogische Bemerkung dabey entscheidet für
 meine Herleitung. — Die Erklärung des Luter-
 tranks durch einen mit Honig gekochten preussi-
 schen Landwein ist, aus den angeführten Grün-

den, so konsequent, daß ich sie gern unterschreibe.

Die Recension in den Gbtt. gel. Anz. No. 148 vorigen Jahrs enthält fast nur einen Auszug der Einleitung. Über die Schlußworte muß ich indessen etwas sagen: „Einen einzigen Wunsch kann Rec. nicht zurückhalten, daß sich Herr H. noch einem Geschäft dabey — — — nicht unterzogen haben — denn wer hätte ein Recht gehabt, es von ihm zu erwarten? — sondern noch unterziehen, nämlich eine Vergleichung dieser Statuten des deutschen Ordens mit den von Münter herausgegebenen Statuten des Tempelherrn-Ordens anstellen, und die gewiß höchst anziehenden Resultate dieser Vergleichung einmal in einem Nachtrage der Welt mittheilen möchte.“ Dieser Aufforderung zu genügen, würde mir gewiß ein sehr angenehmes Geschäft seyn; allein aus dieser Vergleichung würde die Hauptsache, auf die der Herr Rec. hindeuten scheint, nämlich, daß der deutsche Orden die Mysterien der Tempelherren aufgenommen und sich angeeignet habe, doch nicht zu entwickeln seyn. Hierzu scheint mir eine genaue Untersuchung der etwa noch übrigen verborgenen Zimmer in den Konventschlössern, vorzüglich in den Residenzschlössern der Hoch- und Provinzial-Ordensmeister (Marienburg, Rönigsberg, Wenden, Horneck u. s. w.) hauptsächlich nöthig, um von den darin sich vielleicht vorfindenden mysteriösen archi=

tektonischen Denkmälern sichere Folgerungen ableiten zu können. Hierbey darf man aber nur von dem Zufalle noch etwas erwarten. Ich vermuthe, der Orden habe, bey seiner Aufhebung, diese mysteriösen Reliquien zerstört, wenigstens konnte ich in den von mir durchsuchten alten Konvents-schlössern nichts der Art entdecken. Herr Plümcke machte vor zwey Jahren Reisen in Preussen, um die architektonischen Überreste aus der Ordenszeit zu untersuchen. Als ich ihn auf diese Gattung von Denkmalen aufmerksam machte, versicherte er, davon ebenfalls nichts aufgefunden zu haben. Indessen ist das ehemalige Daseyn derselben außer Zweifel. Über die mysteriösen Sachen, die man in dem Keller eines alten Ordenshauses in Königsberg in der Erde gefunden, hat schon Herr von Waczko einige Nachricht gegeben. In Marienburg dürfte man vielleicht mehr entdecken. Dort habe ich in dem alten Rittersaale die Figur Vaf-fomets und mehrere andre symbolische Figuren selbst gesehen. Allein seit ein gewisser preussischer Minister dieß schönste und größte aller deutschen Ordensschlösser abbrechen und zu einem Kornmagazine umformen ließ, wird wohl von allen dasingen Herrlichkeiten nichts mehr übrig seyn. Sic transit gloria mundi!

Goldingen, den 18ten Januar 1808.

Hennig.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 10. Mitau, den 9. März 1808.

L i t e r a t u r.

Neue unverstiegbare Quelle des Wohlstandes der Völker des Russischen Reichs, oder die Wichtigkeit der Mayskultur für die Russisch Kaiserl. Staaten, aus neuen Ansichten und Erfahrungen gezeigt. Dorpat, 1807, b. Grenzius. 78 S. 8.

Der Verfasser dieser kleinen, aber merkwürdigen, Schrift ist, wie aus S. 56 erhellet, der durch mehrere Werke rühmlichst bekannte Hr. Hofr. und Prof. Hezel in Dorpat. Schon in Deutschland machte er Versuche über die Nutzbarkeit des Mays oder türkischen Weizens, und jene Versuche, in Dorpat fortgesetzt, und mit den Erfahrungen Anderer über die Natur, den Anbau und die Nutzbarkeit dieser Getreideart vereinigt, machen den Hauptinhalt der Schrift aus, die übrigens nur den patriotischen Zweck hat, die Aufmerksamkeit der Landwirthes auf diesen Gegenstand zu lenken, und sie zu Versuchen über die Naturalisirung des türkischen Weizens aufzumuntern. Die Schrift

selbst zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste enthält die Beschreibung der Pflanze, nebst mehreren gelehrten und sehr scharfsinnigen Bemerkungen darüber, daß sie, nicht wie bisher von vielen angenommen wurde, bloß in Amerika, sondern mehr noch in Asien und Afrika einheimisch sey; daß von den verschiedenen Arten des Mayß vorzüglich der kleinere, sogenannte Drey-Monats-Mayß, für uns passe, und daß dieser letztere nicht bloß im Frühjahr, sondern auch im Herbst als Wintersaat gesät werden könne. Der zweite Abschnitt handelt von der vortheilhaftesten Art des Mayßbaues im Allgemeinen. Der dritte und vierte enthält eine nähere Entwicklung des mannigfaltigen Nutzens, welchen der Mayß gewährt, und zwar: 1) als Getreide, oder seinen Körnern nach; 2) in Rücksicht seines Strohes. Dieses letztere nämlich giebt nicht nur ein vortreffliches Viehfutter, sondern es enthält so vielen Zuckerstoff, daß man es, mit dem wahrscheinlichsten Vortheil, zur Fabrikation des Zuckers gebrauchen könnte. (Sollte es nicht noch andere Surrogate des Zuckersaftes, den das Zuckerrohr liefert, geben, z. B. den Honig? Die Erfahrung lehrt, daß der Honig, wenn er viel verdunstet, sich verdickt, ja sogar krystallisirt, wie die einzelnen weißen Körner, die sich im alten Honig finden, beweisen. Es wäre chemisch zu untersuchen, wie vielen wahren Zuckerstoff derselbe enthält, und wie man diesen am leichtesten von den

fremdartigen Theilen, mit denen er verbunden ist, scheiden kann. Schon jetzt ist der Honig halb so theuer, als der Zucker, und er würde zuverlässig zu sehr mäßigen Preisen herabsinken, wenn er Handelsartikel würde, und einen großen und sichern Absatz gewährte. Unsere Landwirthe treiben die Bienenzucht nur für ihren Hausbedarf, und eben so kauft in den Städten niemand leicht mehr als ein oder ein Paar Liespfd. Honig. Es verlohnt sich also nicht der Mühe, die Bienenzucht im Großen zu treiben, weil der Absatz des Honigs unsicher ist. Dieß ist gewiß die Hauptursache, daß der Honig so selten und theuer ist.) Der Hauptnutzen des Strohß aber besteht darin, daß es einen Branntwein liefert, welcher, in Menge und Güte, jeden aus Getreide gebrannten übertrifft. Über diese wirklich höchst wichtige Benutzung des Mansstrohß ist der Hr. Verf. am ausführlichsten, und zeigt im fünften und sechsten Abschnitte, auf welche Art man hierbey verfahren müsse, und was für Versuche von ihm selbst in Dorpat und von Hrn. Reimann in Weimar, unter der Aufsicht der dasigen Regierung, angestellt worden, und wie befriedigend die Resultate ausgefallen seien. Der siebente und letzte Abschnitt giebt eine Anleitung zur Manskultur für eine, Sommer und Winter fortdauernde, Branntweinbrennerey aus Mansstroh, nach dem Plane des Hrn. Reimann, weimarschen Gutsbesizers. Den Beschluß machen einige Betrachtun-

gen und Vorschläge über den Mayssbau in Sibirien, und ein Anhang über den Mayssbau in Nordamerika.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes hat Ref. bewogen, den Inhalt aller Abschnitte dieser Schrift anzugeben. Erfahrung muß über die Anwendbarkeit der Vorschläge des Hrn. Verf. entscheiden. Er scheint selbst auf den Nutzen aus dem Körnerertrage dieser Pflanze, die wohl nur in heißen Sommern und langen warmen Herbstern bey uns nothdürftig zur Reife kommen dürfte, Verzicht zu thun, und sich nur auf den zuletzt angegebenen Nutzen zu beschränken. Aber dieser ist schon so groß und wichtig, daß jeder Landwirth, der Branntwein brennt, und dem es nur irgend möglich ist, Mayssamen in einiger Menge zu erhalten, Versuche hierüber anstellen sollte. Gegen den Reimannschen Kulturplan ließe sich bey uns Manches einwenden. Z. B. gegen die dritte Art des Säens im Brachfelde, die vorzüglich empfohlen wird; denn es wäre sehr mißlich, Roggen und Weizen da zu säen, wo die Triebkraft des Bodens kurz vorher so stark gewirkt hatte. Ferner würde der Acker, und wenn man ihn auch zweymal nach der Maysstroh=Erndte pflügte, nicht gehörig zur Roggenfaat bereitet werden können; er würde zu naß bleiben, da die saftigen und rohrartigen Mayspflanzen ihn den ganzen Sommer über beschatteten; die aufgepflügten Mayswurzeln würden die

Wirkung der Egge verhindern und überall auf dem Acker umherliegen, wenn man sie nicht sorgfältig mit dem Queckenrechen abharkte; auch würde für uns Nordländer die Wintersaat zu sehr verspätet werden, da die Maybärndte auf das Ende des Augusts gerade mit unsrer gewöhnlichen Roggen-
saat zusammenträfe. — Ubrigens ist diese ganze Abhandlung bereits im vierten — achten Stück des Russischen Volksfreundes abgedruckt, ein Blatt, das der genannte Hr. Verf. gleichfalls in der sehr lobenswerthen Absicht herausgiebt, Gewerbleiß, Wohlstand und Empfänglichkeit gegen wichtige neue Entdeckungen zu verbreiten und zu wecken. Zu bedauern ist es, daß sich in der angezeigten Schrift mehrere typographische Nachlässigkeiten und Druckfehler finden, deren Aufzählung diese Anzeige aber zu sehr verlängern würde.

Watson.

Ideen über König Lear und das Trauerspiel überhaupt.

In diesen Tagen wurde König Lear bey mir vorgelesen. Ich bin von dem Stücke noch so voll, daß ich auch in diesem Briefe an Dich, lieber Br., davon überfließe. Es verdient unstreitig dem Hamlet an die Seite gesetzt zu werden. Was für ein Dichter ist Shakespear! Ein großer ist zu

wenig gesagt. Ein Riese ist er, und kolossal sind alle seine Werke. Noch zittern die Saiten meiner Seele und können nicht zur Ruhe gelangen, seine Riesenhand spannt sie bis zum Zerreißen. Soll der Dichter unsern Geist in Spannung setzen, so ist Shakespeare, möchte man sagen, mehr als Dichter, er überspannt. Die pöbelhafteste Gemeinheit dicht neben dem höchsten Adel; den höchsten Grad von Scharf- und Tiefsinn dicht neben, ja mitten in der Raserey; das tiefste Gefühl neben dem schärfsten Witz; die anmuthigsten, lachendsten Naturscenen, neben schwindelnden Abgründen und heulendem Sturm und Ungewitter; die edelsten, schönsten Bilder neben scheußlichen, ekelhaften Unthieren und Ungeziefern; Menschen, die man wie Götter anbeten möchte, neben andern, die den Teufel selbst an arglistiger Bosheit zu beschämen scheinen; den Menschen in seiner Schmach, als Narr, als Bettler, ja als zweybeinigen Wurm, und denselben in der Glorie eines Engels. — So dichtet Shakespeare. Und solche schneidende Kontraste — er weiß sie aufzulösen in Harmonie. Die heterogensten Bestandtheile der Charaktere und Sitten — er weiß sie zum schönen Ganzen zu verbinden; die ungeheuren Klüfte, welche zwischen Zeiten, Örtern, Nationen, Religionen befestigt sind — er weiß sie auszufüllen; die entfernte-
sten Enden faßt er mit einer Riesenhand, und biegt sie zusammen zur gerundeten Einheit. Die Ein-

heit, die Harmonie, welche dem griechischen Dichter theils die Mythe, theils die objektive Form des Trauerspiels gab, nimmt Shakespeare aus sich selbst. Gleich dem Odysseus spannt er den harten Bogen mit Leichtigkeit, zur Beschämung aller Freyer; mit größter Sicherheit schnellst er den Pfeil und trifft durch alle Herzen.

Ich will ihn darum, weil er gleich der Natur das Edle neben das Gemeine stellt, nicht ein Genie ohne Geschmack nennen, wie Blair thut (in seinen *Lectures on Rhetoric and belles Lettres*). Eben sowohl könnte man reden von einer Sonne ohne Licht. Wer will dem West verbieten, in Draken zu brausen? Ist er es nicht, der zu anderer Zeit, wenn es ihm gefällt, mit lauem, lieblichfühlendem Hauche uns anweht? Ist Lear, Hamlet u. s. w. dem Draken vergleichbar, so ist dagegen Cymbelline, der Sommernachts Traum und manches andre Stück, als ein leiser, sanfter Zephyr anzusehen. Dort die Härte, das Ungestüm des männlichen, hier die Weichheit des weiblichen Charakters. Große Geister gehen, wie große Schiffe, tief; leichte Rähne gleiten leicht über die Meeresfläche dahin. Shakespeares sämtliche Stücke gleichen einem Geschwader, das Schiffe aller Art enthält. Vielen andern Autoren fehlen aber die großen Lastschiffe, sie segeln nur mit leichten Bötten, möchten daher auch überall von etwas Größerem nicht wissen. Sie erschrecken da-

vor, wie Bewohner des flachen Landes beim Anblick wolkenhoher Gebirge; sie fühlen die ängstliche Beflommenheit eines Landmädchens, das sich zum erstenmal in der Stadt von hohen Gebäuden und Thürmen umgeben sieht. Solche Alltagsmenschen haben einen natürlichen Abscheu vor jeder geistigen Größe, Höhe oder Tiefe; es ergreift sie beim Anblick derselben jenes Entsetzen, jener Schwindel, den Shakespeare im Lear mit Meisterhand gezeichnet, und welchen auch Baggesen in seiner Alpenreise poetisch zu beschreiben versucht hat. — Doch ich wollte ja nur vom König Lear schreiben. Ist er Deinem Geiste nicht mehr gegenwärtig, so lies ihn, und dann die Fortsetzung meines Briefes. —

Nun Du ihn gelesen hast, so frage ich Dich, scheint Dir der letzte Akt ein vollständiger Friedensschluß, ein lauterer Versöhnungsfest? Hörest Du keine Dissonanz nach Auflösung schreien? — Du schweigst? Vielleicht fühltest Du, wie Shakespeare, und größer, als einige von unsern Hörern. Ich frage noch einmal, scheint Dir der letzte Aufzug das, was er seyn soll — der vollständige Vollstreckungsakt der göttlichen Gerechtigkeit; da das Trauerspiel nichts anders, als ein göttliches Strafgericht vorstellt? — Du merkst nun, worauf ich ziele, — daß Kordelias unverdienter Tod einigen zum Anstoß gereichte. Ja, das war es. Sie, die vom Vater ungerecht Enterbte, Verstoßene, Ver-

fluchte, wird gerührt, da sie erfährt, wie niederträchtig jener vom Regan und Gonerill behandelt, und wie unglücklich er nun geworden ist; gerührt — „aber nicht zum Zorn; Geduld und Schmerz stritten mit einander, welches von beenden ihrem Gesichte den schönsten Ausdruck geben könnte. Ihr habt wohl eher Sonnenschein und Regen zugleich gesehen; ihr Lächeln und ihre Thränen glichen einem lieblichen Tage. Jenes anmuthsvolle Lächeln, das um ihre reife Lippe spielte, schien nicht zu wissen, was für Gäste ihre Augen herbergten, die aus ihnen wie Diamanten herabtröpfelten. — Ein- oder zweymal seufzte sie aus beklemmter, langsam reichender Brust den Namen Vater hervor, als wenn er ihr Herz niederdrückte; rief: Schwestern, Schwestern! — Schande eures Geschlechts!“ — So fühlte Kordelia. Und was that sie? — Ihre eigene Worte mögen es sagen: „O, theurer Vater! bloß Deinetwegen bin ich hierher (ins Lager) gekommen, für Dich haben meine Klagen, meine anhaltenden Thränen den großen König von Frankreich erweicht. Kein aufgeblähter Stolz setzt uns in Waffen; sondern Liebe, zärtliche Liebe, und das Recht unsers alten Vaters. O, wie verlangt mich, ihn zu hören und zu sehen! — Was vermag die menschliche Kunst, seine beraubten Sinne wieder herzustellen? Wer ihm hilft, soll alles haben, was ich an Reichthum besitze.“ — So schön fühlt und handelt Kordelia. Und der

Lohn für diese kindliche Liebe und Aufopferung? — Mit ihrem Vater gefangen wird sie im Gefängnisse erdrosselt.

So empfindlich konnte Shakespeare unser Gefühl für das Recht beleidigen? Er, der Regans Schicksal mit den bibelähnlichen Worten voraus- sagen ließ: „Wenn sie lange lebt, und am Ende natürlichen Todes stirbt, so werden alle Weiber zu Ungeheuern werden;“ er, der die undankbaren Schwestern durch Gift und Selbstmord ihrem schändlichen Leben ein Ende machen läßt, konnte er die Wirkung alles dessen so unbedachtsam zerstören, dadurch, daß er die dankbare Tochter nicht minder einen traurigen Untergang finden läßt? — Auch Sophokles singt im König Oidipus: „Wer nicht scheuet die Dike, noch der Götter Sitz verehret, — den fasse ein böses Schicksal; — denn welcher Mann würde dann abwehren von seiner Brust der Listes Pfeil? Und werden diese Handlungen noch hochgeschätzt, was feyre ich den Chortanz?“ So singt er, aber die Ereignisse des Stückes rechtfertigen auch seine Worte. Shakespeare aber sollte die Ereignisse mit den Worten in Widerspruch setzen, indem er der Tochter, welche den Vater liebt und ehrt, kein längeres Leben zu Theil werden läßt? — Hat Shakespeare gefehlt, oder wurden diejenigen von irrigem Gefühle misleitet, die ihn anklagten? Wie ist im letzten Falle der Dichter vor dem Richterstuhle der Kritik zu ver-

theidigen? auf welchem Wege soll das Urtheil das Gefühl berichtigen?

Diese Gedanken durchkreuzten meinen Kopf. Da gedachte ich, daß Eschenburgs Übersetzung mit Erklärungen und kritischen Anmerkungen versehen ist. Ich sah nach, und fand, daß das Stück eben wegen dieses Umstandes dreyimal umgeändert, und zuletzt das Original nicht mehr gegeben ward. Dr. Johnson sagt: daß Kordelia's Tod ihm viele Jahre hindurch so anstößig gewesen sey, daß er nicht wisse, ob er es jemals habe übers Herz bringen können, die letzten Scenen dieses Stücks wieder zu lesen, bis er ihre Durchsicht als Herausgeber übernommen. — Der Spektator rechtfertigt indeß diesen Umstand und tadelt Lade's Verbesserung, als wodurch, seiner Meinung nach, dieß Trauerspiel die Hälfte von seiner Schönheit eingebüßt habe. Denis bemerkt, daß London einstmals (um die gute Aufnahme von Abdissons Kato zu befördern) von vieler falschen und abscheulichen Kritik vergiftet wurde, und daß man sich damals Mühe gab, die poetische Gerechtigkeit verdächtig zu machen und zu verschreyen. — Das Weitere magst Du selbst lesen.

Nach reifer Überlegung rechtfertige auch ich den Dichter und stimme dem Urtheile des Spektators bey, ohne jedoch zu wissen, ob meine Gründe auch die seinigen sind. Ich glaube, daß dieß Stück durch solche Veränderung die Hälfte seiner Schönheit verlieren müsse; füge aber noch hinzu, daß

Shakespeare, nach meinem Urtheile, der poetischen Gerechtigkeit nicht im mindesten zu nahe trete. — Was ist poetische Gerechtigkeit im Trauerspiele? Keine andre, als die göttliche Gerechtigkeit selbst. Ich begreife kaum, wie darüber ein Streit entstehen konnte, ob sie zu befolgen sey oder nicht. Hätte Shakespeare sie nicht befolgt, so müßten wir ihn ohne Weiteres für einen ungöttlichen Dichter halten. Aber ich meines Theils würde lieber ein Mißtrauen in die Ächtheit und Richtigkeit meines Gefühls und Urtheils setzen, als daß ich einem Genius, wie Shakespeare, ein so grobes Vergehen aufbürden sollte. Ich weiß auch in der That nicht, welches größer ist, sich vor einem Geiste, wie in diesem Werke herrscht, demüthig zu beugen, oder (der Aufgeblasenheit unsers selbstischen Zeitalters gemäß) ihn schulmeistern zu wollen. So habe ich nun mit aller gebührenden Bescheidenheit das Stück näher betrachtet, und glaube, mich auch mit meinem Urtheile zu Shakespeare's Sinn erheben zu haben. Unglück ist Strafe dem, der es verdient hat. Ein Begegniß (der Tod selbst) ist Unglück dem, der es dafür nimmt. Rega und Gonerill trifft Unglück, und es ist Strafe. Cordelia stirbt, aber sie wird weder unglücklich noch gestraft. Dieß Thema will ich noch ein wenig weiter ausführen.

E. Chr. Trautvetter.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines Finnländers.

(Fortsetzung des in No. 9. abgebrochenen Artikels.)

Nach einem vierstündigen Aufenthalte in Railowa kehrten wir wieder nach Lindolovka zurück, und setzten dann unsre Reise weiter fort. Ein Vögenthor, aus Backsteinen gemauert, öffnete uns, etwa 60 Werst von Peterssburg, den Eingang aus dem Petersburgischen in das Finnländische, oder steinige und morästige, Gouvernement. Es verdient beyde Benennungen bis in die Nähe von Wiburg, dort aber gilt das erste Epitheton vorzugsweise. Eine zweyte kalte Nacht hatte uns, ungeachtet unsrer guten Mäntel, tüchtig durchschauert, als wir Morgens ganz frühe, bey einem schönen, heistern Himmel, in dem kleinen, auf einem ewigen Fost von Granitfelsen erbaueten, Wiburg eintrafen. In dem Hause unsres bisherigen Reisegefährten L. wurden wir von seiner liebenswürdigen Gemahlin empfangen, und er und sie haben uns, während der vier Tage, die wir hier zubrachten, so viel Aufmerksamkeit bewiesen, so viel Sorgfalt und zuvorkommende Güte für uns gehabt, daß ich beyde immer als die Haupterinnerungspunkte an meine finnländische Reise ansehen werde. Kaum angekommen, griffen wir auch schon wieder nach Hut und Stock, um uns in der Stadt zu orientiren. An andern Orten ersteigt man zu der Absicht einen Thurm; hier wußten wir

uns kürzer zu helfen: wir erstiegen die nächste natürliche Anhöhe, d. h. einen Granitfelsen, der mitten in der Stadt liegt, und übersahen da die ganze Herrlichkeit Wiburgs. Ohne Ironie nenne ich die Umgebungen dieser Stadt eine Herrlichkeit, denn sie gewährt, von einer Bucht des finnischen Meeresbusens auf drey Seiten in die Mitte genommen, gewiß einen imposanten Anblick. Wenn man die vielen mit Moos und Seetang, hin und wieder mit kärglichem Gebüsch bewachsenen Klippen aus dem Meere hervortauchen; wenn man die ganze malerische Kette von Bergen ihren Fuß in den Wellen baden sieht; wenn man, außer der Stadt, nur sparsam ein von Menschenhänden aufgeführtes Werk, überall aber große übereinander geworfene Granitblöcke erblickt: dann wird man versucht, zu glauben, die Gegend sey erst seit kurzem aus den Fluthen hervorgegangen. Das ganze Land trägt den Stempel, daß es einst Meeresboden war, und nimmt sich, mit seinen unzähligen Seen, auf einer Specialkarte fast wie das Löschblatt eines leichtfertigen Schülers aus. Das Innere der Stadt Wiburg ist nicht so schön, als ihr Anblick von Aussen hoffen läßt. Sie hat durch einen zweymaligen Brand sehr viel gelitten. —

Den 5ten July, nachdem ich schon Morgens mit L. und B. einige Excursionen in der Nähe von Wiburg gemacht und mehrere Familien in ihrem Sommeraufenthalte besucht hatte, fuhren wir Nach-

mittag nach Monrepos. Hier wohnt der wackere
 Baron Nicolay — welcher Deutsche kennt ihn
 nicht als Dichter! — in einem zweyten Fernen,
 umgeben von einer so schönen Natur, als sie unter
 dem 61sten Grad nördlicher Breite nur immer an-
 getroffen werden kann. Es ist nicht möglich, fah-
 len, mit großen und kleinen Granitstücken besäe-
 ten, Bergen und morastigen Thälern einen schö-
 neren, niedlichen Garten abzutrogen, und das
 Ganze mit mehr Geschmack zu einer kleinen idylli-
 schen Landschaft umzuformen. Durch jahrelange
 Bemühungen und einen sehr großen Kostenauf-
 wand sind die Berge von den kleinen Steinkrumen
 gereinigt und mit mannigfaltigen Baumgruppen
 bepflanzt worden. Hier und da erhebt sich auf den
 Gipfeln ein Thurm, oder ein Tempel, oder ein
 Altar, und mehrere schön geschlängelte Wege füh-
 ren zu der verschönernten Natur, wo die Kunst, so
 auffallend dieß ist, bescheiden zurück tritt. Dort
 lagert man sich, müde von einem zurückgelegten
 steilen Wege, auf der Platteform eines malerischen
 Felsens. Ruhig läßt man, auf dem hohen elasti-
 schen Moose sich wiegend, umduftet von Finnlands
 nicht ganz armer Flora und von reisenden aus jeder
 Felsenriße hervorstechenden Beeren, die Wellen
 der Bucht unter seinen Füßen spielen, und schaut
 jenseits der weiten Wasserfläche auf das zackige,
 mit Hütten besetzte, Ufer, — auf die Felsen, die
 rund umher, gleich einem Reverbere, das Bild der
 erleuchteten Wellen zurückwerfen, — auf das wo-
 gende Korn, das, obwohl nur in kleinen Strecken,
 jede einzelne Wohnung des Landmannes umgürtet;
 — oder man geht hinab in die Thäler, unschlüssig,
 ob man den ländlichen Beschäftigungen auf den
 Wiesen, oder den schönen aus Italien hergewan-
 derten Marmorstatuen, oder den herrlichen Baum-

gruppen und kleinen Bächen seine Aufmerksamkeit zuerst schenken soll. Am gerathensten ist es, auf alles aufmerksam zu seyn, was dieser Garten in sich schließt, und mit Theilnahme dem Führer zuzuhören, wenn er Anekdoten von dem guten, braven Baron mittheilt; wenn erzählt, wie dieses Gebüsch, dieses Bassin, jener Tempel immer einer besondern Veranlassung sein Daseyn zu verdanken hat. So durchwanderten auch wir eine Felsenpartie nach der andern, wurden bald durch Höhlen, bald durch Hohlwege, bald längs schroffen Felsen, dann wieder an das Ufer des Busens geleitet, wo uns tausend Weste und Zephyre, die von Dichtern so gern citirt werden, wirklich erschienen und herrliche Kühlung zuschickelten. Häufig stießen wir auch auf schöne Denkmale, welche die hohe Verehrung und Dankbarkeit des Besitzers den erhabenen Namen Paul und Marie gewidmet hat. Ein Trunk aus der Quelle der Sylmia diente mir zur Weihe und erfüllte mich mit der Kraft, diesen Garten nie zu vergessen. — Ich kannte das Gedicht Monrepos. Die Zartheit und Einfachheit, durch die es sich auszeichnet, machte meine Begierde rege, den Dichter selbst zu sehen; aber ich sahe ihn nicht, den feinfühlenden, der Einsamkeit hingegebenen Greis — nur seine Büste von Marmor, zu der man von einem, dem Andenken Kaisers Paul gewidmeten, Pavillon herabschaut, und an deren, auf einem kleinen Rasenhügel ruhenden, Piedestal folgende Inschrift steht:

Auf kurze Zeit ist dieser Hügel mein,
Auf lange Zeit bin ich dann seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 11. Mitau, den 16. März 1808.

L i t e r a t u r.

Russisches Jahrbuch der Pharmacie, herausgegeben von Dr. D. H. Grindel, Russ. Kaiserl. Hofrath, Prof. der Chemie und Pharmacie in Dorpat etc. Fünfter Band. Riga, 1807, b. Hartmann. 312 S. 8.

Der würdige Herausgeber fährt mit diesem interessanten Journale fort, dessen Bestimmung und Bearbeitung für eine lange erwünschte Folge von Bänden bürgt. — Nach Anzeige der für das Jahr 1808 bestimmten pharmaceutischen Preisfrage, giebt Herr Hofrath Balk den Versuch eines Beytrags zu Materialien für eine Skizze der Literärgeschichte der Pharmacie. Diese vierfach zurücktretende Bescheidenheit des Titels einer fleißigen wohlgeschriebenen Arbeit steigert um so viel das Verdienst des gelehrten Verf., der, weitentfernt, bloßer Epitomator bekannter medicinisch-historischer Werke zu seyn, zu

dem eigenen Forschen in den Quellen den Blick des Untersuchers mitbringt. Selbst Sprengel glaubt dem Galen unbedingt, daß Mantias (276 J. v. Christ. Geb.) der erste Schriftsteller über arzneylliche Bereitungen gewesen sey. Dagegen dünkt uns, hätte Zeno (fast um dieselbe Zeit) erwähnt werden mögen, dessen Diastikon wenigstens dafür bürgen kann, er habe schon komponirte Arzneymittel bereitet. Ubrigens beweist schon der älteste Name der Apothekerkunst ihren damaligen Zustand. Rhizotomie hieß sie; Pharmacopol und Rhizotom waren Synonymen, und wenn Suidas und Aelian dem Aristoteles diesen Namen beylegen, so haben in der That die Apotheker alles Recht, auf ihren Ahnherrn stolz zu seyn. — Die Abschweifung über das Gesetz der salernitanischen Schule, daß der Arzt nicht zugleich Apotheker seyn solle, hätte vielleicht einigen noch wichtigern Bemerkungen Platz gegeben. Wenn der Arzt Vertrauen vom Publikum fordert, kann es der Apotheker mit gleichem Rechte. Den Handverkauf der Apotheker zu untersagen, die jährlichen Revisionen zu schärfen, und die Zahl der Apotheken auf eine dem Lokal angemessene einzuschränken, wären, nebst Beherzigung mancher vom Herrn Hofr. Grindel im nächstfolgenden Aufsatze: Über den Einfluß der sogenannten chemischen Fabriken auf die Apotheken gemachten Erinnerungen, die Hauptmittel, den großen Mängeln

vieler Apotheken abzuhelpen. Rec. kennt in einer dergleichen einen Liquor anodinus, der für den üblichen Fardingsverkauf vollkommen scheidemünz-mäßig eingerichtet ist. Freylich sind Fabriken chemischer Präparate höchst nachtheilig, und würden zu tausend schwer zu entscheidenden Klagen Anlaß geben; allein wie will man ohne die strengsten Untersuchungen, die nach einem zweyten salernitanischen Gesetze (S. 33 der Geschichte der Pharmacie) geschärft seyn müßten, die Artikel der Apotheken gehörig würdigen? Selbst im Auslande sahe Rec., nach dem Hervorziehen einiger Wurzelkasten, und dem Öffnen einiger Stöpsel, die Ceremonie mit einer Tasse Kasse beschließen! Wochen wären nöthig, sich von der Vortrefflichkeit eines so großen Vorraths arzneyllicher Körper und Präparate zu überzeugen; und nur leider allzuwahr ist, was Herr Hofrath Grindel sagt: selten ist der Arzt, folglich auch wohl der zur Revision beauftragte, selten fähig, den Apotheker zu beurtheilen. Wie soll ferner ein Apotheker, mit einem, mit ihm in einem kleinen Bezirk lebenden, Kollegen um den Vortheil des Lebensunterhaltes rivalisirend, am Ende des Jahres verdorbene Mittel kassiren, von denen vielleicht in der ganzen Zeit ein Paar Unzen verschrieben waren? Er muß auf Künsteleyen verfallen, um seiner Waare fortzuhelpen, und die Kunst verliert sich unter dem Drucke des Handwerksmäßigen. Soll man einem

Apotheker, der (wie es dem Rec. begegnete) von Tinct. Rob. Whytt. keine Solbe gehört hat, auch kein Buch mit der Vorschrift dazu besitzt, ein eigenes Laboratorium wünschen? — Würde aber die Zahl der Apotheken gehörig vermindert, so könnte sich der Besitzer für die Größe seiner Geschäfte erheben, gute Gehülfen halten, und würde von selbst in der Selbstbereitung von Mitteln, deren Brauchbarkeit seinen Ruf vergrößerte, volle Rechnung suchen. Möchte doch auch endlich eine zweckmäßige neue Tare sich nach der Vorschrift der ehrwürdigen Salernitaner bilden, die den Profit der Apotheker an jedem Mittel nach dessen Haltbarkeit und Dauer bestimmt.

Die kurzen Bemerkungen über einige chemische Zubereitungen, so wie die Excerpte aus ausländischen Journalen, verdienen den Dank aller Leser; vorzüglich wichtig aber scheint uns die Analyse einzelner Arzneikörper, wie z. B. des semen Lycopod., der Chinaarten &c. Auf ihre richtige umfassende Angabe beruht, nach der neugestellten Ansicht unsrer Wahl unter den Heilmitteln gleicher Gattung, die Hauptkunst des Arztes, und der Herr Herausgeber wird sich durch Fortsetzung solcher Notizen das größte Verdienst erwerben. Auch wird mancher der Herren Apotheker für die Nachweisungen zu besserer Konservation der Extrakte und der Citronensäure, so wie zu einer haltbarern Bereitung aromatischer Wässer, dankbar seyn.

Minder bedeutend scheint uns der Auszug aus einer Göttingschen Dissertation über die Fehler in der Receptirkunst, wovon doch wohl nur wenige leicht begangen werden möchten. Manche Warnungen sind indeß lehrreich genug; dahin gehört die Wirkung der Speksuanha auf den Tart. emeticus, ungeachtet der Antheil der abstringirenden Grundlage in der Brechwurzel nur gering ist. Bey den Bemerkungen über das Verhalten der Schleime erinnert sich Rec. an die so häufig mit Schleimen versetzten Augenmittel, und erlaubt sich hier, zur Ergänzung, die beobachtete Wirkung einiger gebräuchlichen Mittel auf den Quittenschleim in beliebten Augenwassermischungen beizufügen: 2 Quentchen einer ziemlich starken mucilago sem. Cydonior. mit Zij destilirtem Wasser vermischt, wurden sogleich in einem Klumpen, der durch Schütteln nicht wieder mischbar wurde, abgeschieden durch 15 Gran Sachar. Saturn. Eben so verhielt sich dieser Schleim mit Extract. Saturni, Lap. divinus und Vitriol. de Cypro. Nach sechs Stunden geschah die Abscheidung durch Alaun; nach zwey Tagen durch weißen Vitriol, jedoch so, daß durch Umschütteln die Vermischung wieder hergestellt wurde; verdünnte Vitriolsäure, Salpetersäure und Weinsäure brachte dieselbe Wirkung hervor. Völlig unverändert blieb die schleimige Mischung durch nitr. depur.; mercur. subl. corros.; terra ponder. salita; Borax;

Kalkwasser, und flüchtiges kauftisches Laugensalz. Die Auflösung des Eisens in Essigsäure machte den Schleim gallertartig; er löste sich aber nach sechs Tagen wieder, und die Mischug blieb klar.

Daß in den Apotheken sowohl das gefeilte ganz metallische Eisen, als das oxydulirte, vorrâthig seyn müsse, ist keiner Frage unterworfen. Nur bey einem Körper, wo das Oxydationsstreben zu gering ist, um die reinen Eisentheile auflöblich genug zu machen, wird die oxydulirte natürlich angezeigt seyn, dahingegen sie rein metallisch gegeben werden muß, wenn jenes Vermögen uneingeschränkt ist. — Die Anmerkung über den unndthig in den Körper gebrachten Antheil von Holz, namentlich der Chinarinde, würde freylich beherzigt werden müssen, wenn der Gebrauch der China nicht auf ihrer gewürzhast=gerbestoffigen Grundlage beruhete, die freylich in der Rinde concentrirt ist; aber aller Erfahrung zu Folge in keiner Anwendung besser, als in der der Substanz, genutzt werden kann.

— n —

Ideen über König Lear und das Trauerspiel überhaupt.

(Beschluß des in No. 10. abgebrochenen Aufsatzes.)

Was man gewöhnlich Leiden nennt, trifft den Menschen entweder durch Verhängniß, Schicksal;

dann soll es ihn nicht unglücklich machen (den höhern Menschen nämlich), oder durch seine Schuld, und nur dieß macht unglücklich. Der homerische Zeus spricht:

Wunder, wie sehr doch klagen die Sterblichen wider
die Götter!

Nur von uns sey Böses, vermeinen sie; aber sie selber
Schaffen durch Unverstand, auch gegen Geschick, sich
das Elend.

So wie jetzt Agisthos, auch gegen Geschick, Aga-
memnons

Eheweib sich vermählt und jenen erschlug in der
Heimkehr;

Rundig des schweren Gerichts; weil wir schon lange
gewarnet,

Hermes hinab ihm sendend den spähenden Argoswür-
ger:

Weder ihn selbst zu tödten, noch werbend das Weib
zu versuchen;

Denn vom Drestes gerächt würd' einst der Atreid Aga-
memnon,

Wann er ein Jüngling blüht, und jetzt verlangte
das Erbreich.

Also sprach Hermeias; doch nicht das Herz des Agist-
hos

Lenkte der heilsame Rath; nun büßet er alles auf
einmal.

Siehe da! einen ächt tragischen Stoff, und zugleich die doppelte Natur des tragischen Stoffes überhaupt. Um mich auf einen neuern Dichter zu berufen, so hat Göthe's Wilhelm Meister, vermöge seiner wahrhaft epischen, universellen Natur, auch

ein tragisches Element: Miguons und des Harfners Geschichte. Die beyden Verse, welche der letzte singt, werfen ein so helles Licht auf diese Materie, daß ich nicht umhin kann sie herzusetzen:

Wer nie sein Brod in Thränen aß,
 Wer nie die kummervollen Nächte
 Auf seinem Bette weinend saß,
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
 Ihr laßt den Armen schuldig werden,
 Dann übergebt ihr ihn der Pein;
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Diese Worte enthalten die Quintessenz alles möglichen Trauerspiels.

Soll nun der Dichter zum Trauerspiele solche Menschen wählen, die von der Hand der Gerechtigkeit gezüchtigt werden, oder solche, die ohne Schuld einem verhängnißvollen Schicksale erliegen? — Es ließe sich hierüber ein Buch schreiben. Ich will hier nur sagen, wie es die größten Dichter gemacht haben, und mich auf ihre Autorität berufen. Meines Wissens hat keiner ein Trauerspiel geschrieben, das nichts, als Vollstreckung eines Strafgerichts enthielte. Einen Räuber enthaupten, einen Dieb hängen zu sehen — ist ein gewöhnliches Schauspiel des gemeinen Lebens, wir bedürfen dazu der Kunst (des höheren, idealischen Lebens) nicht. Verhängnißvoll ist mindestens in den Alten immer das Unglück, auch dann, wenn

es Strafe ist. Mir scheint es sogar, daß die Dichter absichtlich darauf ausgingen, beyde Arten zu vermischen, um den Effekt zu steigern. So war z. B. des Ödipus Fall verhängnißvoll.] Sophokles läßt ihn wenigstens dadurch als verdient erscheinen, daß Ödipus selbst das Haupt desjenigen verflucht, der als Missethäter erfunden würde, und vorzüglich dadurch, daß er und Jokaste den Ausspruch des Orakels, und die alte Weissagung des Laios leichtfertig und gottlos verhöhnen. Drestes rächt (in der Elektra) die alte Schuld, und fällt selbst in eine neue. Die unschuldig leidende Elektra betrauern wir dagegen mit Recht. Des Aias Raseren ist Verhängniß: „Nie wärest du selbst gestürzt, telamonischer Sproßling, in thörichtem Sinn, so die Viehschaar anzugehen, wenn nicht von Gott herkäme das Wüthen.“ Aber — (ein Instinkt, der sich in solchen Fällen sogar im gemeinen Leben zu offenbaren scheint) — Sophokles läßt es ihn nicht unverschuldet treffen: „Wolle, Sohn, (sprach Aias Vater) dir durch den Speer zwar Sieg erringen, aber siegen stets mit Gott.“ — „O, Vater,“ erwiederte der übermüthige Aias, „durch die Götter kann der Feige auch den Sieg erlangen, aber ich getraue mir auch ohne sie mir zuzueignen Siegesruhm.“ Durch solche Reden lud er der Göttin Zorn auf sich.

Jedes Trauerspiel ist also ein Kampf, entweder des Lasters mit der Tugend, oder des Men-

schen gegen das Schicksal. Wir werden beruhigt, indem wir das Laster der Tugend, wir werden erschüttert, aber auch erhoben, indem wir den Menschen dem Schicksale unterliegen sehen. Das ist das himmlische Vergnügen, welches wir in der Trauer schmecken, und welches die wollüstigen Thränen hervorlockt, die Barthelemy (in den Reisen d. j. Anacharsis) mit Unrecht der lebendigen dichterischen Darstellung allein zuschreibt. Beide Arten sind geeignet (was dagegen Herder in der *Alcraea* etwas zu einseitig vom Trauerspiel einzig verlangt), das Gemüth zu reinigen, die Leidenschaften zu beschwichtigen. Beide Arten erheben uns über uns selbst, schließen uns die höhere Welt auf und lehren uns Weisheit. „Fasse dich, mein Kind, fasse dich (so läßt Sophokles den Chor zur unglücklichen Elektra sprechen), es ist im Himmel der große Zeus, welcher alles überschaut und beherrscht, darum mäßige deinen allzubitteren Zorn; sey nicht allzufeind deinen Feinden, und setze sie nicht gänzlich aus den Augen. Kronos ist ein gelinder Gott.“ — „Ich sehe (spricht Odysseus im *Nias* des Sophokles), daß wir nichts anders sind, als Scheinbilder, so viele da leben, oder ein eitler, flüchtiger Schatten. *Athene*. Und siehst du nun dieses ein, so sprich nie ein Lästerwort gegen die Götter aus, erhebe dich nicht stolz, wenn du mächtiger als ein anderer bist, oder reicher an Habe. Wie der Tag, neigen sich und steigen wie-

der die menschlichen Dinge. Die Weisen aber werden geliebt von den Göttern und gehaßt die Frevler.“

Große Wirkungen thun diese Vorstellungen von der göttlichen Gerechtigkeit (*dixi*), aber noch größere jene, welche den Menschen darstellen im ohnmächtigen Kampfe wider das Schicksal (Nothwendigkeit, zeitlich betrachtet göttliche Vorsehung). Hier unterliegt der Gute wie der Schlechte. Bekannt ist der Spruch: Es giebt kein höheres, göttlicheres Schauspiel, als den gerechten Mann im Mißgeschick. Darum werden wir vom Philoktet des Sophokles so sehr ergriffen, Nicht minder von der Alkestis des Euripides. „Auch ich (heißt es in einem Chor der letztern) rühme mich des Umgangs mit den Musen, und horchte oft den Unterredungen, aber mächtigeres fand ich nicht, als die Nothwendigkeit, — selbst Zeus, was er winket, das vollendet er mit dir.“ — Aber in diesem Stücke ist das Schicksal gerecht, Alkestis wird gerettet! — Ich antworte: Nicht weil sie unschuldig war kehrte sie ins Leben zurück, sondern weil Admet gastfrey war, darum und dafür ward ihm seine Gemahlin erhalten.

Doch die Anwendung auf König Lear! Warum wird ihm Cordelia nicht erhalten? Weil er ihr selbst geflücht. Blödsinnigkeit, Schwäche des Alters verleitet ihn zu dieser Sünde. Desto tragischer! Verhängnißvoll ist seine Schuld; aber sie

wird gerächt. Welch ein gerechtes Schicksal, das ihm vor seinem Ende nur wenige Augenblicke die Besinnung wieder verleiht (gleich dem Uias), damit er die Erfüllung seines ungerechten Fluches vor Augen sehe und sterbe! Aber sie, Kordelia selbst? Ist nicht ihr Tod der herrlichste Triumph ihrer kindlichen Liebe, die einleuchtendste Rechtfertigung ihrer verkannten Tugend vor den Augen aller Menschen? Ihr Unglück ist nicht Strafe, sie — segnet ihr Geschick.“ Sie bekräftiget durch den Tod ihre Aussage, daß Liebe zu ihrem Vater alle ihre Neigungen beherrsche. „Wir sind nicht die ersten,“ spricht sie, indem sie ins Gefängniß geht, „die sich bey der besten Absicht das Schlimmste zugezogen haben. Nur um deinetwillen, unterdrückter König, bin ich niedergeschlagen. Ich für mein Theil könnte sonst den Drohungen des falschen Glückes Trotz bieten. — Wollen wir denn jene Töchter, jene Schwestern nicht sehen? Lear. Nein, nein, nein! — Komm laß uns ins Gefängniß gehen. Wir beyden allein wollen singen im Käfig. Wenn du mich um meinen Segen bittest, dann will ich niederknien und dir um Vergebung flehen. So wollen wir leben und beten und singen, und uns alte Märchen erzählen, und über vergoldete Schmetterlinge lachen. — — Auf solche Opfer, meine Kordelia, streuen die Götter selbst Weihrauch herab. — (Er umarmt sie.) Hab' ich dich nun? — Wer uns trennen

will, muß einen Brand vom Himmel bringen, und uns gleich Füchsen mit Feuer hinwegscheuchen. Trockne deine Augen! — Wir wollen sie eher verhungern sehen, ehe sie uns zum Weinen bringen sollen. Komm.“ — Ich konnte mich nicht enthalten, diese Stelle einzurücken, die aufs unwidersprechlichste beweist, was ich zu zeigen wünsche. — So rechtfertigt Shakespeare sich selbst; das Ende stellt gleichsam das umgekehrte Bild des Anfanges dar. Lear ruft: „Verderben über euch alle, ihr Mörder, ihr Verräther! — Und meine arme Cordelia ist erdrosselt! — Seht sie an; seht auf ihre Lippen — seht da! seht da!“ So seufzt er und stirbt. — Seht auch ihr, die ihr die Größe einer heldenmüthigen Seele nicht fassen könnt, welche himmlische Seligkeit empfindet, indem sie sich hinopfert für den geliebten Gegenstand, welche für eine Idee lebt und stirbt. Ihr freylich lachelt über die Indianerin, die sich zum Todtenopfer ihres Gatten weihet, und möchtet jeden ungewöhnlichen Aufschwung des Geistes durch die Namen Aberglauben und Schwärmeren brandmarken und verschreyen. Aber große Geister haben zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe göttliche Leben und Wesen gelebt und geliebt. So ist in diesem göttlichen Leben und Wesen Shakespeare Eins mit Sophokles, so sehr er auch in der Art und Weise sein Antipode scheint. So ist es dasselbe göttliche Leben und Wesen, das mich bey Lesung des Evange-

lium's Johannes (welches der begeisterte Luther ein gar süßes und liebliches Evangelium nannte) Thränen der andächtigen Rührung vergießen läßt; denn dieß ist ein hohes religiöses Trauerspiel, so wie das Leben jedes göttlichen Mannes ein göttliches Schau- und mehrentheils Trauerspiel ist.

Schön und tragisch endet Kordelia. Der Graf von Gloster findet durch Edmund's, seines ruchlosen Sohnes, Hand verdienten Untergang. Kordelia's Schwestern werden das Opfer ihrer meuchlerischen Anschläge. So ruhte einst der Fluch auf dem Pelop'stämme, und des Kadmus Geschlecht erlosch in des Oedipus Söhnen, die sich gegenseitig mordeten. — Indem wir aber schauen, wie jede Schuld gebüßt werde, reinigen sich unsere Gemüther, wie Gold im Feuer; es keimet im Herzen der Glaube an den Sieg des Wahren und Guten, welcher die edelsten Früchte trägt. Indem wir schauen, wie der Mensch, wollend oder nicht, den höheren Gewalten unterliege, erinnern wir uns, daß wir Menschen geboren sind, unterwerfen uns den himmlischen Mächten mit religiöser Ergebung; der Zustand des Leidens, der Furcht, des Entsetzens löst sich auf in Trost und Freudigkeit des Geistes, in göttliche Harmonie. Dieß stellt Shafespeare im Cymbeline wunderschön dar. Unter Musik erscheinen die abgeschiedenen Seelen, unter Donner und Blitz erscheint Zeus, der Ordner der Welt, auf einem Adler sitzend. Er schießt einen

Donnerkeil, die Geister fallen auf die Knie. Nach seinem Verschwinden spricht Sicilius: „Er kam in Donner; sein himmlischer Hauch duftete Schwefel von sich; der geweihte Adler schoß herab, als wollt' er uns zertreten. Sein Hinaufsteigen ist angenehmer, als unsre seligen Gefilde; sein königlicher Vogel spreitet die unsterblichen Fittiche aus, und streichelt mit der Klaue seinen Schnabel, zum Zeichen, daß sein Gott vergnügt ist.“

Mehr, als ich vermuthete, hab' ich Dir, lieber Br., geschrieben über König Lear und von den Ideen, die durch Lesung desselben in mir geweckt worden sind.

Zum Schlusse will ich noch einem möglichen Einwurfe begegnen. Man könnte sagen: „Wozu all dieß Râsonnement? Das Kunstwerk steht da; man nehme es rein, so wie es ist!“ Dieser Einwurf sagt nichts. Ein anderes ist, ein Kunstwerk schaffen, wobey man sich der Macht des Genius, oder es künstlerisch anschauen, wobey man sich dem Totaleindrucke überläßt. Dabey findet freylich Reflexion nicht statt. Ein andres aber ist, kritische Beurtheilung der Kunstprodukte, wodurch wir uns der Schönheit des Ganzen und der Zweckmäßigkeit der Theile, des erreichten Ideals und der angewandten Mittel, allererst bewußt werden. Die Kunst hat auch ihre technische Seite. Göthe singt daher in der Künstlerapothese sehr richtig:

Die Kunst bleibt Kunst; wer sie nicht durchgedacht,
 Der darf sich keinen Künstler nennen.
 Eh' man was Gutes macht,
 Muß man es erst recht sicher kennen.

Wir aber scheinen ästhetisch-kritische Ideen (sobald nicht von einem Lehrgebäude die Rede ist) nicht schicklicher vorgetragen werden zu können, als indem man sie auf irgend ein individuelles Kunstwerk bezieht. Sie gewinnen dadurch an Deutlichkeit und Interesse; die Darstellung wird geschmackvoller und lebendiger, indem sie das Trockene der leeren Abstraktion vermeidet. Das Ganze wird anschaulicher und gewinnt selbst das Ansehn eines Kunstwerkes. So hat z. B. Göthe im Wilhelm Meister eine Theorie des Hamlets gegeben; Lessing hat ein klassisches Buch über die Statue des Laokoön geschrieben, die er nie gesehen, — Autoritäten, auf die ich mich wohl dreist berufen kann. Findet dieser mein Versuch Deinen Beyfall, so dürften ihm vielleicht einige ähnliche nachfolgen.

E. Chr. Trautvetter.

Die wohlthätige Schöne.

Geh't hier des Wohlthuns wahren Sinn,
 Ihr letztes Hemde giebt sie hin!
 Sie hatte selber nur noch eines,
 Und schon seit Jahren trug sie keines.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 12. Mitau, den 23. März 1808.

L i t e r a t u r.

Unpartheyische Bemerkungen über den Feldzug der Preussischen Armee von 1806 und über die Relation (von) der Schlacht von Auerstädt, nebst vorläufigen Betrachtungen über Vollkommenheiten und Mängel unserer Militär-Einrichtungen. Von einem Russischen, ehemaligen Oesterreichischen Officier bey der Armee des Erzherzogs Karl. Geschrieben im April 1807. Mitau, b. Steffenhagen und Sohn, 1808. 112 S. 8.

So lange Friedrich der Große lebte, wurde es für eine günstige Epoche der Militäreinrichtungen eines Staates angesehen, wenn dessen Kriegsmacht auf preussischem Fuße eingerichtet wurde; als er starb, mußte auf einem allegorischen Gemälde Plato sein Buch de republica zerreißen. — Die öffentliche Meinung hielt die preussische Kriegsverfassung und Staatsverwaltung für vollkommener, als irgend eine von den bestehenden. Gleichwohl waren kaum 21 Jahre seit dem Tode des großen Königs verstrichen, als man durch eine einzige Schlacht das preussische Kriegsheer zer-

sprenkt, und durch die Folgen derselben das Staatsgebäude aus allen Fugen getrieben sahe. Wie ging das zu? Dieß ist die Frage, die seit dem unglücklichen 14ten Oktober 1806 jeden denkenden Beobachter beschäftigt, und jeder Beytrag, der die Beantwortung derselben näher führt, kann von der Mitwelt und Nachwelt nicht anders als dankbar aufgenommen werden.

Der ungenannte Verfasser vorliegender Schrift findet die Ursachen jener Erscheinung in der eingebildeten Vollkommenheit und der wirklichen Mangelhaftigkeit der preussischen Militäreinrichtung; seine Vorschläge sind allerdings beherzigenswerth. Die ganze Schrift verräth in Inhalt und Styl den Mann von Metier, der mit Beobachtungsgeist diene und über seine Beobachtungen nachdachte; daher wird der unbefangene Leser sich nicht daran stoßen, wenn er bald gewahr wird, daß der Verfasser nicht Autor von Profession ist. Für den bloß-neugierigen Leser könnte die durchdachte Beurtheilung des preussischen Berichts von der Schlacht bey Jena und Auerstädt dadurch an Interesse verlieren, daß sie durch Umstände, die nicht in des Autors Gewalt standen, so verspätet erscheint; dem denkenden dagegen wird auch jetzt noch diese Beurtheilung willkommen seyn, als ein Beytrag zu der oft genug wiederholten, aber immer nicht genug beherzigten Lehre: *Felix quem faciunt aliena pericula cautum.* — Wohl dem, der aus den

Fehlgriffen andrer Vorsicht lernt. Da der Inhalt dieser Schrift militärisch politisch ist, mithin ganz außerhalb der Sphäre der W. U. liegt; so begnügen wir uns, das Daseyn dieses einheimischen Produkts anzuzeigen und ihm viele sachkundige Leser zu wünschen, durch welche die Anwendbarkeit der darin enthaltenen Rathschläge und Winke geprüft und in der Ausübung bewährt werden möge.

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines
Livländers.

(Fortsetzung des in No. 10. abgebrochenen Artikels.)

Den Rest des Abends wandten wir zu einer Partie im Theater an; denn daß Du es nur weißt, auch Wiburg hat ein solches. Die Ewert = Frankische Gesellschaft zog sich hierher, und man muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie manches erträgliche Subjekt besitzt. Sie hatte sogar den Muth, die bekannte Oper: Je toller, je besser vorzustellen; — aber freylich, man kann den Titel dieses Stücks als ein Motto für alle wandernde Truppen ansehen. Für die kleine Stadt fand ich das Publikum ansehnlich genug; nur wurde es in einem gar zu starken Dunkel gehalten. Vier Lichter, die am Proscaenium durch gedültes Papier schimmerten, machten, außer denen, welche das Orchester (die Hautboisten des hier ste-

henden Bataillons) vor sich hatte, die ganze Beleuchtung aus.

Sonnabend den 6. Jul. fuhren wir nach dem Wasserfall bey Imatra. Er ist volle 60 Werst von Wiburg entfernt; aber die vielen angenehmen Abwechselungen auf dem Wege dahin und das unglaublich schnelle Fahren, lassen den weiten Abstand kaum bemerken, und endlich: welche Partie in Finnland ist erhabener, welche majestätischer, als dieser Wasserfall? Der Weg, der nach Imatra führt, ist die Straße nach Kerholm. Die großen Granitblöcke, mit denen das Land übersäet ist, machen die Wege zu immerwährenden Tranchéen, und es gehört die Behendigkeit eines russischen Kutschers dazu, um die Equipage sicher, unbeschädigt und doch schnell durchzubringen. Einem Finnen darf man dieß nicht zumuthen, wie wir selbst an unsrer zerbrochenen Achse gewahr wurden. Unaufhörlich geht es bald bergauf, bald bergab, und mit Erstaunen ruht das Auge auf die langen mächtigen Steinrücken, von welchen die Thäler umschlossen werden. Aber mit mehr Vergnügen verweilt der Blick da, wo die oft sehr fruchtbaren, hin und wieder mit Lupainen (Bauerwohnungen) besetzten, größtentheils schroffen Ufer der langgedehnten Seen ein interessantes Gemälde bilden, das mit jeder Biegung des Weges an Reiz gewinnt. Nur die Gipfel der Berge geben ein trauriges Ansehen. Dort wächst kein Baum, der seine

Seitenwurzeln nicht dem kalten Winde Preis geben und seine Stammwurzel nicht in schmale Felsenritzen zwingen muß. Beeren und Moos sind das einzige, was sich in großen Strecken auf jene, nur mit wenig Erde verhüllten, Urfelsen verbreitet, und um die häßlichen, mit unglaublicher Nachlässigkeit abgerödeten, Ländereyen einen freundlichen Rand zieht.

Nach fünf Stunden hatten wir die Bora schon im Gesichte und hörten den dumpfen Donner des noch fernen Wasserfalls. Ich fühlte die Erde unter mir beben je näher ich kam; die ganze Gegend wurde vom Geräusch erfüllt. Da lief ich hinzu, schlug das Gesträuch auseinander und sahe.... Über mehr als hundert Steine, gigantische Brüder des Fußgestelles der Statue Peters des Großen, stürzt sich ein Strom, von der Breite der Nawa, plötzlich in ein schmales Bett von fünf bis sechs Klaftern eingeengt, mit reißender Wuth und Schnelligkeit herab. So viel hier Steine liegen, welche, obwohl dem Auge unsichtbar, die Triebfedern dieser Raskladen und die Ursache des hochaussprützenden Schaumes sind, so vielmal wiederholt der Strom seinen Fall in beständig wechselnden Gestalten. Lange standen wir da, starr auf das große Naturspiel herabblickend, und verloren die lebenden Gedanken, so wie die tohten Worte. — Mechanisch begann ich — ich weiß nicht warum — die Wellen, die knirschend

und donnernd sich unter meinen Füßen zerschlugen, zu zählen; aber ich kam immer auf Eins zurück. So malte ich mir nachher das Bild der Ewigkeit. — Eine volle halbe Stunde hatte ich unbeweglich auf demselben Platze den großen und einzigen Genuß der Anschauung gefeyert, dann lief ich mit den andern den langen Fall auf und ab, und betrachtete und bewunderte jedes Einzelne. Mancherley Gedanken durchkreuzten dabei meinen Kopf. Bald sucht' ich die Abgründe zu ermessen, welche die brausenden Wellen verschlangen und wieder von sich spien; bald sucht' ich eine Felsenspitze zu entdecken, die den unaufhörlichen Anfällen des Wassers standhaft getroßt hätte: aber keines gelang mir. Wir standen eben dicht am Wasser, um noch von einem großen Steine aus den ganzen, 150 Faden breiten, wenn gleich nur etwa 10 Faden hohen, Katarakt mit einem mal zu übersehen. Der Anblick begeisterte uns insgesammt; aber eine Kleinigkeit von Welle versetzte uns wieder in das Alltagsleben. Unhöflich schlug sie uns gerade ins Gesicht, und schäumte dann noch über unsern Köpfen weg; so daß wir zwey Minuten lang taumelten, und eben so viel Zeit brauchten, um die versprengten Sinne wieder zusammen suchen und auf einen behutsamen Rückzug von diesem gefährlichen Orte Bedacht nehmen zu können. Wir wünschten einmüthig, den Wasserfall auch vom entgegenstehenden Ufer aus zu sehen, fuhren des-

halb einige Werst weiter hinauf, ließen uns über den, hier 100 Faden breiten, Strom setzen, und kutschten dann in finnischen Kabriolets zu dem Katarakt herunter. Er nimmt sich aber von dieser Seite lange so schön nicht aus, als auf jenem Ufer, das wir eben verlassen hatten; dagegen findet man hier die merkwürdigen Steine, welche das Wasser, nachdem es vor undenklichen Zeiten in einem andern, wohl 3 Faden höher liegenden, Bette floß, tief und in beträchtlichem Umfange ausgehöhlt hat. Manches Loch mißt 4 Fuß ins Gevierte und hat oft die Tiefe von einem Kloster. Noch manche Stunde widmeten wir dem Andenken an diesen schönen Wasserfall, den auch die Kaiserin Katharina und ihre Nachfolger, Paul und Alexander, besucht haben; denn Naturgegenstände dieser Art sind so selten, daß der Augenblick, wo man sie zum erstenmal sieht, wie eine Epoche im Leben betrachtet werden muß. Der Wasserfall bey Narwa ist von ganz andrer Art, und nur leerer Prunk gegen dieses bedeutungsvolle Schauspiel.

Nur ein kleiner Theil der Ufer der Bora, an deren Mündung, am Ladoga-See, Kerholm liegt, ist angebaut, der bey weitem größere ist mit Wald besetzt. Der zu jähe Sturz des Wassers hat nur die Anlage einer einzigen Sägemühle in der Nähe des Imatrasalles gestattet; es würde außerdem aber auch an Absatz fehlen, da der Finne

kein Brett braucht, die Gebäude auf den Gütern meistens ärmlich sind und kein Ausfuhrplatz sich in der Nähe findet.

Auf dem Rückwege nach Wiburg hatte L. jede zwanzig Werst für neuen Vorspann gesorgt; so daß wir noch einen Abstecher nach dem Gute Kovandholm wagen konnten. Es liegt 24 Werst von Wiburg und 8 von der Straße nach Kerholm. Der Weg führte uns über die höchsten Berge, die ich noch in Finnland gesehen hatte, und unter diesen waren Felsen, deren Höhe wohl 20 Faden betragen mochte. Dennoch ist die Gegend um Kovandholm nicht so steinig, rauh und unfruchtbar, als der Theil Finnlands, welcher mir bisher vorgekommen war. Sie ist vielmehr mit größerem Fleiß, als ich den Finnen zumuthen mochte, cultivirt und zu einem freundlichen Fleckchen umgeschaffen, das bey der livländischen Wirthschaft, die man dort eingeführt hat, recht gut gedeihet. Der Hof, mit seinen vielen, aber, nach hiesiger Sitte, kleinen hölzernen, Gebäuden, liegt auf einer großen Landzunge, die sich tief in einen zweyarmigen See hinein erstreckt. Dieser See, seine mit Bauerwohnungen besetzten gegenüberliegenden Ufer und der dunkle, von Felsen und Wald begränzte, Hintergrund machen zusammen eine ganz hübsche Partie.

(Die Fortsetzung folgt.)

über den kurländischen Hafen.

Hafen ist in Kur-, Liv- und Ehstland der Maßstab zur Beurtheilung des Werths und der Abgaben eines Landgutes. Über den liv- und ehstländischen Hafen hat Hupel in seinen topographischen Nachrichten von Liv- und Ehstland so viel gesammelt, und gesagt, daß man darüber völlig sich belehren und unterrichten kann, wenn man will; allein in Ansehung unsers kurländischen Hafens ist noch vieles dunkel und verworren, so daß es sehr wenige Personen bey uns giebt, die von unserm Hafen deutliche Begriffe haben. Es dürfte also wohl nicht uninteressant seyn, darüber einiges zu sagen.

Der kurländische Hafen ist zwanzigmal größer, als der alte livländische oder sogenannte polnische Hafen. Er wird gegenwärtig fast gar nicht mehr gebraucht, außer in der sogenannten zwölfsährigen Willigung und in den Beyträgen zu den Interessen des Kapitals für das adeliche Katharinenstift in Mitau. Bey allen gegenwärtigen Abgaben und Landeswilligungen ist die Seelenzahl der männlichen Erbleute die Norm, nach welcher die Beyträge der Güter repartirt werden. Was der kurländische Hafen eigentlich sey, soll uns eine kurze Geschichte desselben lehren. Schon zu Zeiten der Ordensregierung existirte das Maß nach Hafen. (Wie aus mehreren Urkunden, und namentlich aus den Belehnungen der sogenannten kurlischen Könige,

von den Jahren 1320, 1333, 1400, 1454, 1456, 1470 und 1550 erhellet.) Dieses Maß war wahrscheinlich dasselbe, welches König Sigismund August in dem zu Wilna 1561 dem litländischen Adel ertheilten Privilegio §. 13. auf 66 Basten, jede Baste zu 66 Faden im Quadrat, festsetzt; denn er sagt: *scilicet juxta veterem praescriptam formam*. Dieser Ausdruck: alte vorgeschriebene Form, kann sich aber nur auf die herrmeisterlichen Haken mit Wahrscheinlichkeit beziehen. Dasselbe Maß galt nun, wie sich mit Grund vermuthen läßt, vorher, wie im ganzen Ordensstaat, so auch in Kurland. Gotthardt Kettler verordnete in seinem Privilegio nobilitatis und in der Formula Regiminis, daß in Kriegszeiten von 20 Haken ein völlig ausgerüsteter Reuter zur Abelsfahne gestellt werden sollte. Weil nun 20 Haken einen Rosßdienst ausmachten, so verwechselte man in der Folge, wie Ziegenhorn anführt, die Benennung eines Rosßdienstes, mit der eines Hakens, der eigentlich 20 Haken enthielt; daher die Größe der kurländischen Haken. Übrigens ist wahrscheinlich nie eine wirkliche geometrische Hakenvermessung durch ganz Kurland vorgenommen worden, sondern es war bei allen Hakenrevisionen immer nur ungefähre Schätzung des urbaren Landes nach der Ausfaat. Wie unter andern auch daraus hervorgeht, daß die Haken im Oberlande viel größer, als in Kurland sind, so wie auch,

daß im piltenischen Distrikt, seit der Revision von 1776, gleichfalls ein viel größerer Flächenraum, als bey uns, einen Haken ausmacht. Der Unbequemlichkeit und Unsicherheit dieses Maaßes wegen ward schon 1714 festgesetzt, daß 60 Pflüge, oder 60 männliche Erbbauern von 14 bis 60 Jahren, einen Haken ausmachen sollten. Die Kommission von 1717 verordnete: der Haken solle künftig zu 80000 Gulden Alberts gerechnet, und 4800 Gulden oder 1600 Thlr. in Alberts jährlicher Revenüen sollten ein Haken seyn. Sämmtliche adeliche Güter wurden 1727 auf 200 Haken angenommen. Die neue kurländische Landrolle im 10ten Stücke der nordischen Miscellaneen giebt sie auf 286 an. Bey der Hakenrevision, unter Leitung des verstorbenen Oberstlieutenants von Firkß, waren es $297\frac{5}{8}$. In der Beschreibung der Provinz Kurland wird die allerneueste Hakenzahl folgendergestalt angegeben:

Für sämmtliche adeliche Güter in		
Kurland und Semgallen	. 313 $\frac{1}{2}$	Haken.
Für die in neuern Zeiten donirten		
Güter	16 $\frac{3}{4}$	—
Für den piltenischen Kreis . . .	76	—
Überhaupt	. 406 $\frac{1}{4}$	Haken.

Es findet sich, laut Ziegenhorn, in einer alten revisorischen Berechnung vom Jahre 1594 folgende nähere Bestimmung: Eine Bast sey ein Quadratstück Landes, von dem jede Seite 68 Faden (nicht

66, weil man für Wege und Fußsteige noch 2 Faden zunehmen müsse) oder 238 Ellen Rigisch Längenmaß betrage. Die Quadratbast enthielt folglich 56644 Rig. Quadratellen. 66 solcher Quadratbasten sollten einen Hafen ausmachen, der also 3738504 Rig. Quadratellen Flächenraum enthielt. Dieß war also ein alter Hehl- oder ganzer Hafen, wonach die Bauerländerehen, in Ganz-, Halb- und Viertelhafen, berechnet wurden. 20 solcher Hafen machten nachher einen furländischen, der also 74770080 Rig. Quadratellen Flächenraum ausmacht.

Watson.

Etwas für Liebhaber der alten lettischen Literatur.

Ehe Georg Manzel die lettische Rechtschreibung durch die von ihm zuerst gebrauchten virgulirten Mitlauter genauer bestimmte, und Christoph Fürecker, um die Sprache des Volkes gründlicher zu erlernen, eine geborne Lettin heyraethete, wodurch er denn auch endlich in den Stand gesetzt wurde, lettische Kirchenlieder in wohl lautende Reime zu bringen, war die Orthographie der Willkühr eines jeden Schriftstellers überlassen, und eine schlechte, ungereimte Prosa nannte man oft ein Lied und Gedicht. Beyspiele

hiervon dürften vielleicht einigen Lesern der B. A. nicht ganz unwillkommen seyn, und dieß würde den Einsender bewegen, gelegentlich mehrere Nachrichten von alten lettischen, zum Theil fast ganz vergessenen, Schriften mitzutheilen.

Johann Rivius *), der erste lettische Schriftsteller in Kurland, schrieb einen lettischen Katechismus unter dem Titel: *Enchiridion*. Der kleine Catechismus: Oder Christliche zucht für die gemeinen Pfarrherr vnd Prediger auch Hausueter: durch D. Martin Luther. Nun aber auß dem Deutschen ins vndeutsche gebracht, vnd von wort zu wort, wie es von D. M. Luthero gesetzt, gefasset worden. Gedruckt zu Königsberg bey George Osterbergern Anno 1586. 4. (8 $\frac{1}{2}$ Bogen). Das Vaterunser

*) M. E. L. Tetsch, Kurl. Kirch. Gesch. Th. 3. S. 105, wechselt offenbar diesen Johann Rivius mit einem andern, der zu Riga als Rektor der Schule daselbst gestorben ist. — Gadebusch Bibl. Bibl. Th. 3. S. 37. Fischers Beyträge und Berichtigungen 16. im 4ten Stücke der nordischen Miscellaneen, von Hupel. — In der Zueignungsschrift des ersten lettischen Handbuchs an den H. Gotthard, dat. Rauschenburg am 10ten Okt. Calendarii non correcti, Anno 1586, und von Christian Mücke zur Ekaw, Balzer Lembreck zu Luckum, Gotthard Reimers zum Rauschenburg und Johannes Wegmann zur Frauenburg, Pfarrerern und Predigern unterschrieben, heißt es von unserm Rivius so: „Solcher Mühe und Arbeit, ob sich woll unser in Gott ruhender Mit-Bruder am Wort Gottes, Herr Johann Rivius seliger, damals Pastor zu Dobeln, hiebevorn unterfangen 16.“

lautet nach der in diesem Buche befindlichen Übersetzung also:

Muuse Thewß erkan tho Debbeß. Sweethtcz
thope towß Wårdtcz. Enafas mumß touwe Wel-
stiba. Lomß praetcz notefe. Ka erkan Dabbaß,
tha arridtezan wuerßson semmes. Muße denisse
mayse dode mumß schoden. Vnde pammet mumß
musse parrade, ka mehß pamettam mussimß pa-
radnefimß. Vnde nhe wedde mumß orkan Kaer-
dinaschenne. Bath atpesty mumß no to loune.
Ansto thouwa gir ta walsstiba, vnde tas speer vnd
tas Goodtcz tur mussige. Amen. —

In dem ersten lettischen Gesangbuche, welches
von einigen kurländischen Predigern, auf Befehl
Herzogs Gotthard, angefertigt, im ganzen Lande
eingeführt wurde, und folgenden Titel hat: Un-
deutsche Psalmen vnd geistliche Lieder oder
Gesenge, welche in den Kirchen des Fürstenthums
Churland und Semigallien in Liefflande gesungen
werden. Königsberg bey George Oster-
bergern 1587. 4. (47 Blätter) findet man
unter andern auch die lettische Übersetzung des
Lutherschen Kirchenliedes: Nun komm der Hey-
den Heiland &c. Der erste Vers derselben lau-
tet also:

No nāz taes passoulas Pestitāns, Laes Jum-
prouwes berns adsydtcz. Ka soew brinoyas wuesse
passoule, Dewam tade peczimschen pattycke.

In einem spätern lettischen Gesangbuche: Psalmen und geistliche Lieder oder Gesänge, welche in der Kirchen Gottes zu Riga, und andern Orten Liefßlandes mehr, in Liefßländischer Pawrsprache gesungen werden, dem gemeinen Haufgesinde und Pawren zur erbawung nutz und frommen. Gedruckt zu Riga in Liefßlandt, bey Nicolaus Mollin 1615. 4. (100 Blätter) *) findet man diese Übersetzung folgendermaßen verändert:

Naz mums tas paggones pestitais. Tas Jumprowes Dels adfist, ka šow brinoyas wusse passoule, Dewš tad peczimschen sew paddar. — Ob diese Veränderung wohl für eine Verbesserung gehalten worden? In beyden hier angeführten Gesangbüchern befinden sich Noten für den Gesang, die im Texte abgedruckt sind. Jedoch läßt es sich dessen ungeachtet kaum einsehen, wie dergleichen Lieder, von denen jeder Vers öfters seine eigene Einrichtung hat, nach der Weise des ersten gesungen werden konnten.

Dr. Zimmermann.

*) Lettsch schreibt, Kurl. R. G. Th. 3. S. 152, diese Ausgabe Gotthard Reimers, Predigern zu Bauschenburg (Bauske), zu. Mit welchem Rechte, oder wodurch er dazu verleitet worden, wollen wir bey einer andern Gelegenheit untersuchen.

Das Leben.

Leben! Zauberisch Wort, es strömt Entzücken,
 Wallet Seligkeit zu — dem düstern Geiste.
 Himmlisch Feuer durchglüht den Busen, wenn mir
 Tönet dein Wohl laut.

Nicht den schaurigen Herbst, mit trüben Nebeln
 Um die Stirne, seh' ich, wann dürres Laub die
 Feuchten Schwingen des Südwind's schütteln von dem
 Baume der Heide;

Nicht den starrenden Winter, wann das Murmeln
 Der melodischen Quelle schweigt, und Schneege-
 stöber birget den Himmel und die Flur mit
 Gräbern der Blumen;

Nein, mir lachet der Lenz im Blüthenkranze,
 Weilschendüfte durchwallen grüne Thäler,
 Und der dämmernde Hain, er lispelt sanft in
 Nachtigallieder.

Wort der heiligen Ahnung! nicht umsonst tönst
 Du so zaubervoll; auch vom letzten Schlummer
 Wird dein himmlischer Wohl laut einst zu ew'gem
 Lenge mich wecken.

Liebau.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 13. Mitau, den 30. März 1808.

L i t e r a t u r.

Juvenal's erste Satire. Metrisch uebersetzt und mit einem Comentar begleitet von Dr. Karl Ludwig Struve. Einladungsschrift zu seinen Vorlesungen ueber diesen Dichter. Dorpat, b. Grenzius. 1807. 49 S. 4.

Herr Dr. Struve hat durch die Bearbeitung dieser ersten Satire Juvenals einen neuen Beweis seiner philologischen Gelehrsamkeit gegeben. Mit Vergnügen würden wir uns einer genauern Anzeige dessen, was er für die Erklärung eines Stückes aus einem so schweren Dichter geleistet, unterziehen, wenn wir nicht durch den Raum dieser Blätter beschränkt würden. Also nur einige Bemerkungen zum Beweise unsrer Aufmerksamkeit.

Da Juvenal nur selten, und auch dann nur stückweise — sein hoher Ernst fordert den ernstern Sinn des Mannes — bey dem auf die Universität vorbereitenden Unterrichte gelesen wird, die künftigen Zuhörer des Hrn. Verf. also, über das, was sie von demselben zu erwarten hätten, einer vor-

läufigen Belehrung wohl kaum entbehren konnten; so hätte, nach unsrer Ansicht, dem Kommentar eine Charakteristik des Satirikers, nebst einem Gemälde seiner Zeit, vorangehen müssen. — Jene wäre, durch eine Vergleichung Juvenals mit dem bekanntern Horatius, treffender und lehrreicher geworden. Wollte sich aber der Hr. Verf. dieser, allerdings bedeutenden, Arbeit nicht unterziehen; so durfte er nur den Leser auf Manso's lehrreiche Abhandlung über diesen Dichter in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie d. sch. K. im 6ten Bande S. 294 ff. verweisen. Freylich kann man sagen, daß der Charakter eines Schriftstellers am Schlusse solcher Vorlesungen sich erst mit Vortheil für den Zuhörer darstellen lasse; daß dieser dann erst mit eigenen Augen sehen könne u. s. w. Worauf wir nicht unrichtig zu erwiedern glauben: Jeder Erklärer klassischer Schriftsteller, welcher seine Leser oder Zuhörer für den Geist der Alten, wie es sich gebührt, interessiren will, muß gleich anfangs über seinen Beruf sich rechtfertigen. Das rapere auditorem in medias res, welches Horaz am alten Homer mit Recht bewundert hat, scheint auch hier nicht am unrechten Orte zu seyn; denn indem es die Phantasie aufregt, bestimmt es zugleich die Hauptpunkte, auf welche die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß. Was aber das Sehen mit eigenen Augen, nach einmaligem Lesen oder Hören eines Dichters, wie Juvenal, welcher

langes und wiederholtes Studium erfordert, betrifft; so dürfte es nur stumpf ausfallen, und vielleicht rief man einem, der unter dieser Bedingung schon bis zu dem Punkte einer zu entwerfenden Charakteristik mit ihm vertraut zu seyn wähnte, wie Lucians Timon dem betagten Jupiter, wohl nicht mit Unrecht zu: *Ἀημᾶς, καὶ ἀμβλυώττει πρὸς τὰ γιννόμενα* *).

Der Kommentar ist mit einem großen Reichtume von Gelehrsamkeit ausgestattet, wovon jeden eine auch nur flüchtige Ansicht belehren kann, so wie davon, daß die ältern Kommentatoren sorgfältig genügt sind. Doch würden wir z. B. rauci Codri (v. 2. im Kommentar S. 12) nicht eigentlich heiser von vielem Vorlesen (Grangaeus hat *perpetua recitatione*), sondern tropisch erklären; weil es dichterischer und zugleich sarkastischer, also dem Geiste Juvenals gemäßer zu seyn scheint, einen schlechten Dichter, dergleichen dieser Codrus ohne Zweifel war, heiser zu nennen, wie es schon eine Glosse ap. Barth. Adv. XIII. cap. 13. pag. 733 genommen hat. — Togatae. Die Erklärung des Hrn. Verf. (S. 12) ist allerdings richtig, doch scheint uns seine Übersetzung Familienstücke mit ihr nicht übereinzustimmen. Waren denn unter den *palliatis* nicht Familienstücke? Könnte man die *Andria*, die Adel-

*) Deine kranken, stumpfen Augen sehen nicht, was vor ihnen ist. Lucian, Tim. 2.

phi, den Heautontimorumenos des Terenz für etwas anders als solche halten? Wir würden nach dem Zusammenhange geradehin Komödien übersetzen. Wollte man aber *Togatae* durch Familienstücke geben; so müßten sie, unserm Bedünken nach, im Kommentar den Praetextatis und Trabeatis entgegengesetzt seyn, in denen der Dichter, wegen der darin auftretenden Personen, den Ton heben mußte, wenn sie nicht gar Tragödien waren. Siehe Flögels Gesch. d. komisch. Lit. 4. S. 93 und 94. — S. 15, gegen das Ende, trägt der Hr. Verf. die scharfsinnige Vermuthung vor, daß Juvenal in mehrern Stellen seiner Satiren, wo von schlechten Dichtern die Rede ist, einzelne Stellen aus ihren Werken aufgenommen habe, um sie, bey der Bekanntschaft, welche damals jedermann mit ihnen hatte, für ihre Geschmacklosigkeit desto empfindlicher zu strafen und dem Gelächter Preis zu geben. Es ist dieses ganz im Geiste der Satire. Ob man aber dahin auch (v. 53. u. 54.)

— aut mugitum Labyrinthi,

Et mare percussum puero fabrumque volantem

— und des Labyrinthes Gebrülle,

Oder das Meer vom Knaben gepeitscht, und der fliegende Tischler

rechnen und mit dem Hrn. Verf. für den Anfang eines schlechten Epos halten könne (S. 29 gegen die Mitte), müßte doch wohl noch genauer erwo-

gen werden. — Der Dichter spricht vorher von Herakleen, Diomedeen, und umschreibt nun, um nicht einförmig zu werden, die Gesänge von den Abenteuern des Dädalus, wie uns dünkt, schicklicher, als wenn er Dädaleen gesagt hätte. Muß denn das *mare percussum puero* durchaus das vom Knaben gepeitschte Meer übersetzt werden? Auf diese Weise könnte man mehrere höchst ernsthafteste Stellen römischer Dichter ins Lächerliche wenden; z. B. *Sil. Ital. Punic. 111, 436 und 437.*

*At voce Herculeae percussa cacumina montis
Intremuere jugis;*

oder *Aen. I., 513.*

*Obstupuit ipse simul, simul percussus Achates
Laetitiaque metuque — u. a. m.*

Eben so wenig scheint es, daß man *fabrum volantem* hier nur durch den fliegenden Tischler geben müsse. Ovidius sagt sehr ernsthaft und rühmend vom Erbauer des Labyrinths. *Met. VIII. 159 und 160.*

*Daedalus ingenio fabrae celeberrimus artis
Ponit opus.*

Wenn wir daher übersetzten:

— Oder des Labyrinths Brüllen,
Und das Meer, vom Knaben erregt, und der fliegende
Künstler —

und dadurch der Stelle den Anstrich von Lächerlichkeit nähmen, welchen ihr, wie es scheint, die Übersetzung geliehen hat; so würde, die Vermuthung des Hrn. Verf. als gegründet angenommen, der Satiriker kein größeres Maß von Bitterkeit durch sie erhalten, also nichts gewinnen, was er nicht, bey unserer Ansicht von dieser Stelle, gleichfalls hätte. Der Hr. Verf. hat also, wenn seine Vermuthung gelten soll, zu erweisen: *mare percussum puero* sey wirklich Bombast; daß Wort *faber*, ohne bestimmendes Adjektiv, sey, wie unser deutsches Tischler, als zu niedrig, nicht geeignet, in einem Epos, in welchem der Dichter wohl nie unter seiner Würde sich ausdrücken darf, in der Ankündigung zu stehen. Ein Künstler aber, welcher durch seinen Erfindungsgeist die Natur selbst besiegt, und mit Flügeln, die dem Menschen versagt sind, seinen Weg durch die Lüfte nimmt, scheint durchaus kein Gegenstand zu seyn, welchen der epische Dichter, ohne Verletzung seiner Würde, im Anfange seines Gedichts nicht nennen dürfte. — Doch wir sind weit entfernt, entscheiden zu wollen, indem nur genaueres, sorgfältigeres Studium des Dichters, bey Erklärung solcher Stellen, das Gefühl mit einiger Sicherheit leiten kann.

Der metrischen Übersetzung wird der Hr. Verf. wohl selbst keinen klassischen Werth beylegen wollen. Denn auch abgerechnet (er verzeihe uns diese Offenheit), daß im Hexameter der Satire die feyer-

liche Bewegung des heroischen nicht gesucht wird ;
so kann man doch, neben dem Juvenalischen und
bey der Erinnerung an die Melodie des Boßischen,
den seinen, selbst mit dem besten Willen, nicht
schön finden. Gleich der Anfang mag dieß be-
weisen.

— " " "
Immer Zuhörer ich nur? darf niemals ich es vergelten,
Da schon so oft mich gequält die Theseis des heiseren
Codrus?

Ungestrast laß einer mir vor Familienstücke,
Der Elegieen? und ungestrast vergעה den Tag mir
Telephus u. s. w.

Wir würden dafür sagen :

Immer soll ich Hörer nur seyn? und nimmer vergelten,
Daß so oft mich geplagt des heisern Codrus Theseis?
Straßlos also läse mir dieser Komödien, jener
Elegieen? und strasslos verschlänge den Tag mir der
große
Telephus u. s. w.

Wenn gleich auch diese Hexameter das Original
im Versbau nicht erreichen, so ist doch im vierten
Verse das Versen vermieden, und das sehr be-
deutende ingens nicht übergangen, wodurch das
consuimserit, wie uns dünkt, erst in das rechte
Licht gesetzt wird. B. 14.

— daß tief er schlaf und die Herrschaft
Niederlege.

— privatus ut altum
Dormiret.

Das Niederlegen der Herrschaft sollte auch im Deutschen dem tiefen Schläfe vorangehen.

Ob übrigens Ausdrücke, wie deklamiren (v. 44.), Kommando (v. 58.), Schurkenstreiche (v. 75.), sintemal (v. 112), für die Sprache des Dichters geeignet sind, wollen wir dahingestellt seyn lassen. — Dieß sey genug zum Beweise unsrer Achtung für den Hrn. Verf., als einen Gelehrten, von dem sich noch vieles für das Studium der Alten in unsern Gegenden mit Recht erwarten läßt.

Lb.

Literarische Sammlungen und Institute
der kaiserlichen Universität zu
Moskwa.

Aus einem Schreiben des Herrn Hofraths Buhle in Moskwa an
den Herausgeber.

(Fortsetzung des in No. 2. abgebrochenen Aufsatzes.)

VI. Der physikalische Apparat.

Für diesen ist bisher insoweit gesorgt worden, als zu den Experimenten bey den akademischen Vorlesungen über die Physik erforderlich war. Die fernere Anschaffung neuer Instrumente und Maschinen hat die Universität dem Gutdünken des Professors der Physik, des Hrn. Kollegienraths und Ritters Strachow, eines sehr achtungswerthen und beliebten russischen Docenten, überlassen. Während meines Hierseyns ist jedoch, so viel ich

erfahren habe, wenig Neues zu dem sogenannten physikalischen Kabinette hinzugekommen. Ich muß aber auch bemerken, daß Hr. Strachow zu Privatversuchen, und selbst zu öffentlichen sich nicht selten auf eigene Kosten mit den Hülfsmitteln zu versehen pflegt, ohne sich deshalb an die Universität zu wenden.

Was den chemischen Apparat betrifft, so mußte man vorerst es bey dem Nöthigsten für die Vorlesungen des Hrn. Reuß, Prof. der Chemie, bewenden lassen, weil noch kein chemisches Laboratorium für ihn vorhanden war. Der Bau eines solchen ist im vorigen Herbst angefangen, und wird wahrscheinlich im künftigen Frühjahr vollendet werden. Dann wird die Universität gewiß auch die Ausrüstung desselben für die Bedürfnisse des chemischen Studiums überhaupt zu befördern suchen; zumal da dem Institute durch den kaiserlichen Ustaph ein in Vergleichung mit den übrigen Instituten der Universität ansehnlicher Fonds zugetheilt ist.

Auf eine Sammlung von Modellen zur Erläuterung ökonomischer, oryktologischer und technologischer Vorlesungen hat ebenfalls noch bey uns wenig Rücksicht genommen werden können, so lange die Lehrstellen der Ökonomie, Geologie und Technologie unbesezt waren. Gegenwärtig, da die Lehrstelle der Technologie besezt ist, hat die Universität am rathsamsten gefunden, eine solche Sammlung nach und nach zu bewirken, und von Jahr zu Jahr einzelne, vorzüglich nothwendige Stücke verfertigen zu lassen oder anzukaufen.

VII. Das anatomische Theater.

Die zu diesem gehörige Sammlung von Präparaten ist nichts weniger als unbedeutend. Gleich-

wohl würde sie viel mannigfaltiger und für das anatomische Studium lehrreicher werden können, da es an merkwürdigen und bisher in anatomischem Betrachte noch nicht genug untersuchten Subjecten in Moskwa nicht fehlt, wenn unsre medicinischen Studierenden und Kandidaten sich mehr beeiferten, der Universität Proben anatomischer Geschicklichkeit zu ihrem Andenken zu hinterlassen. Allein die jungen Mediciner scheinen in unsern Tagen den Werth anatomischer Kunst bey weitem nicht hinlänglich zu schätzen, und darauf keine Rücksicht zu nehmen, daß gerade hiervon nicht nur die gründlichere und anschaulichere Kenntniß der Anatomie und Physiologie selbst, sondern auch, wenn sie sich zugleich oder vorzugsweise der Chirurgie gewidmet haben, die größere Fertigkeit in der Handhabung der Instrumente, die Leichtigkeit und Sicherheit in den chirurgischen Operationen, in der Folge abhängen. Was an Präparaten auf dem hiesigen anatomischen Theater sich befindet, besteht meistens aus Arbeiten ausländischer Anatomen, die der Universität geschenkt sind. Einige andre rühren aus dem ehemaligen Jablonowskischen Kabinette her. Es ist darunter ein, von der Hand des einst so berühmten holländischen Anatomen Kunsch überaus künstlich präparirter mit Wachs ausgesprützter, Kopf eines Kindes von etwa 6 oder 7 Jahren. Vor kurzem hat indeß einer der Eleven der Universität, der sich bisher auf Kosten derselben in England aufhielt, Hr. Dr. Grusinow, mehrere feine mit Wachs ausgesprüzte Präparate überschickt, unter welchen sich ein Stück des dünnen Darms auszeichnet, wo inwendig die Enden der einsaugenden Gefäße sich sehr deutlich darstellen.

VIII. Das klinische Institut.

Dieses ist erst seit der neuen Einrichtung gestiftet, und enthält vier Abtheilungen: zwey für innerliche und äußerliche Kranke, unter der Aufsicht des Hrn. Kollegienraths und Ritters Politzkowsky; die dritte für Augenranke, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Hildebrandt, der zugleich die anderweitigen chirurgischen Operationen in den beyden ersten Abtheilungen besorgt; und eine vierte für die Geburtshülfe, unter der Aufsicht des Hrn. Etatsraths und Prof. Richter. In einem der Seitenflügel des Universitätsgebäudes sind jeder Abtheilung drey Bettstellen angewiesen, so daß überhaupt zwölf bettlägerige Kranke aufgenommen werden können. Andere arme Personen, die an innern oder äußern Gebrechen leiden, und sich etwa an das klinische Institut der Universität wenden, können nur dann hier Hülfe erhalten, wenn sie noch im Stande sind hinzukommen, was doch bey vielen der Fall ist, oder wenn die Studierenden, zu deren Belehrung und Bildung das Institut abzwackt, sie nach der Vorschrift ihrer Lehrer besuchen. Durch allerhöchste kaiserliche Huld ist das klinische Institut mit einem vollständigen Apparate chirurgischer Instrumente von Savigny, mit einem Wolfssonschen Apparate des chirurgischen Verbandes, so wie mit andern, namentlich zu den Mysterien der Lucina nöthigen, Erfordernissen reichlich versehen. Da Moskwa an dem Hrn. Ketscher, gebornem Moskowiter schwedischer Abkunft, einen wackern Künstler für chirurgische Instrumente besitzt, so können jene vorrathigen Instrumente in gutem Zustande erhalten, und auch mit andern nöthigen zu jeder Zeit vermehrt werden. Außer dem klinischen In-

stitute unterhält die Universität noch ein besonderes Krankenhaus, worin franke Aufwärter und andre geringere Bediente der Universität, auch Domestiken der Professoren, aufgenommen und behandelt werden, wenn die Krankheiten nicht chronische sind.

Ubrigens bieten sich bekanntlich für die praktische Erziehung und Bildung junger Männer zu Ärzten und Wundärzten die erwünschtesten Gelegenheiten auch in den großen Hospitälern Moskwa's dar, deren innere Verfassung und Verwaltung sich durch die menschenfreundlichste unglaublich aufmerksame Fürsorge und Begünstigung Allerhöchst Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter mit jedem Jahre vervollkommen. Dieß sind hohe Schulen der medicinischen und chirurgischen Erfahrung, fast einzig in ihrer Art. Nur sollten die Studierenden der Medicin und Chirurgie vorher, ehe sie zu den praktischen Anstalten übergehen, eine Reihe Jahre von früher Jugend an mit angestregtem Fleiße, außer den vorbereitenden Studien, welche die gelehrte Bildung überhaupt voraussetzt, insbesondere die Anatomie, Physiologie, Psychologie und Logik, die Naturgeschichte und Mineralogie, die Botanik, Materia Medica, Chemie und Pharmacie, die Theorie der Medicin und Chirurgie, nebst der Geschichte und Kritik der verschiedenen ältern und neuern medicinischen Systeme treiben; und nicht entblößt von diesen, einem Arzte oder Wundarzte, der den Namen mit Recht führen will, unerläßlichen wissenschaftlichen Kenntnissen, es in dem Clinicum oder einem Hospitale gleich auf Erlernung eines einseitigen, dürftigen, mechanischen Schlendrians anlegen und sich darauf einschränken! Freylich ist jener Weg lang und mühsam (*ars longa*); aber er ist der

sicherste und in der Regel der belohnendste. Sollte er auch durch Eigenheiten oder zufällige, äußere Verhältnisse und Schicksale Jemandes nicht zu ansehnlichem Range und Vermögen führen; so führt er doch gewiß, wenn die Parze nicht zu früh den Lebensfaden abschneidet, dazu: ein unmittelbarer Wohlthäter der leidenden Menschheit zu werden. Die Überzeugung von einem solchen Verdienste in spätern Jahren ist doch auch ein wohlervorbenes Kapital, das für den vernünftigen Mann, der sich einigermaßen über die gemeine Denkart erhoben hat, durch kein äußeres Gut des Lebens aufgewogen wird, und das seinem Besitzer keine Macht und kein Schicksal entreißen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Kleine Beiträge zur Kurländischen Geschichte.

(Fortsetzung des in No. 47 der W. U. von 1807 abgebrochenen Aufsatzes.)

Auszüge aus Chroniken.

1570 im Februar hat Herzog Gotthard seine Residenz in Mitau aufgerichtet.

1571 war in Liv- und Kurland eine so große Theurung und Hungersnoth, daß viele tausend Menschen vor Hunger gestorben sind.

1603 sind die Polen wieder aus dem Stift Kurland nach Lithauen gezogen, eine Hälfte durch Jierau, die andre durch Durben. Es sind aber viele auf diesem Zuge erschlagen worden. Den 15ten Sept. ungefähr um 8 Uhr Vormittags haben

2000 Mann der Unsrigen bey Weissenstein im Felde auf 8000 und mehr Schweden getroffen, und den Sieg erhalten, 3000 Schweden erlegt, und ihnen 23 Reiter und Fußknechte, Fahnen und 6 Feldstücke abgenommen. (Diese Nachricht kann zur Berichtigung mehrerer Angaben dienen, die Gadebusch in seinen Livl. Jahrb. bey dem J. 1604 S. 324 über die Schlacht bey Wittenstein beybringt.)

1605 den 17ten Sept. ist die große Schlacht zu Kerkholm, 2 Meilen von Riga, geschehen, zwischen dem poln. Feldherrn Joh. Chodkiewicz und Herzog Karl aus Schweden. In dieser Schlacht ist Herzog Friedrich von Kurland mit seiner Reiteren gewesen. Er setzte mit 500 Mann derselben durch die Duna und that das Beste. Er hatte viel Goldinger mit, und sind über 9000 Schweden auf der Wahlstatt geblieben, auch Fürst Friedrich von Lüneburg, den der Herzog in Mitau begraben ließ *). Herzog Karl entkam mit vieler Mühe von Dünamünde zu Schiffe nach Schweden. (S. Gadebusch a. h. a. S. 338.)

1608 war in Kurland ein so harter und langer Winter, daß man vom Oktober bis nach Ostern zu Schlitten fuhr. Die Windau war 22 Wochen fest.

1609 den 20sten Sept. ist eine Schlacht mit den Schweden bey Dünamünde geschehen, aber der Sieg anf unsre Seite gefallen. Den 29sten haben die Unsrigen auch die Festung Dünamünde erobert. (S. Gadebusch a. h. a. S. 403.)

1614 hat in ganz Kurland gegolten: ein ungrischer Gulden 71 Groschen, ein Thaler Poln. 7 Mark Rigisch oder 42 Gr., ein Real Spanisch 41 Gr.

*) Wo mag er hingelegt seyn? Unter den Leichen in der fürstlichen Gruft auf dem mitauschen Schlosse findet man ihn nicht. — Ann. d. Red.

1617 im März haben sich die königl. poln. Kommissarien (Johann Kuchorſky, Bischof von Kulm und Pomesan, Adam Saluwoicz, Szameitſcher, Maximilian Przerembſki, zu Zawichost Kaſtellan und Hauptmann zu Petrikau, Andreas Mleczy, upitiſcher Landrichter, und Wilhelm Kochanſky, königl. Sekretär) von Mitau nach Haſenpoth begeben und daſelbſt etliche Wochen Gericht gehalten. J. J. Gnaden Herzog Wilhelm haben zu Schründen den Biſchof ſelbſt geſprochen, und ihre Bevollmächtigten zu Haſenpoth gehalten, als: ihren Rath David Andres und den Fiſkal Joachim Pfluck, da es denn einen ſeltſamen Proceß und Urtheil gegeben hat, auch wider die Stadt Goldingen. Die Kommiſſarien ſchickten ihre Vollmächtige nach Goldingen, als Werner Behr und des Biſchofs Marſchall, um der Bürgerschaft, dem Rathe und dem Herzoge den Eid abzuſordern. Darauf aber iſt J. J. G. Herzog Wilhelm von der Windau aus dem Lande weggeſegelt, und hat Wolter Fahrensbach aus Korkum in Livland zum Gubernator in Kurland zurückgeſaſſen, der den 22ſten April in Goldingen ſeine Reſidenz aufrichtete. Den 22ſten Juny haben Fahrenbachs Bölker Edwahlen eingenommen, geplündert und den 2ten July in Brand geſteckt. Den 7ten July haben ſie Alſchwangen verbrannt und die dortigen Feldſtücke nach Goldingen gebracht. Den 16ten July ſind ſie nach Windau gezogen. Von da iſt Fahrensbach nach Pernau geſegelt und hat ſolches für die Schweden eingenommen, darnach durch Livland gezogen, und bey Riga von den Rigischen die Schanze eingenommen und mit Volk beſetzt, und ſo über 1000 Mann Schweden in Kurland nach Goldingen geführt. Den 15ten Sept. kam hierauf der polniſche Fürſt Radzivil mit 3 Fahnen Volk,

rückte auf Goldingen, das Fahrensbach aufgab, ließ sich den 24sten Sept. schwören und blieb mit seinem Lager bis in den Oktober daselbst, wobei das arme Landvolk rein ausgeplündert wurde. Hierauf ist das poln. Kriegsvolk ganz aus dem Lande gezogen, nur 100 Heyducken sind auf Befehl des Königs auf dem Goldingschen Schlosse geblieben. Im November wurde Kurland in Starosteyen getheilt.

1618 im Januar haben die Rigischen mit 600 Mann und etlichen Feldstücken, Schwerin mit seiner Kompagnie Reiter, und Amboten mit seiner Kompagnie Reiter den Wolmar Fahrensbach in seinem Hofe Außen im harten Winter belagert. Er ließ aber den aufgeworfenen Wall mit Wasser begießen, daß sie ihm nichts anhaben konnten, und tödtete viele von den Belagernden. Da der Mönch von Cretingen (Michael Bechanus, ein Jesuit und Beichtvater des Königs) kam und Friede machte, ist das freye Volk abgezogen.

Hennig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Concilium Hippocraticum.

Was rollt über die Straße? — Ein Zug zweispänniger Kutschen;
 Ärzte sitzen darin, jeder mit seinem Recept.
 Ein Hippokraten Concilium hielt der Doktor des Kranken,
 Erroremque suum quo tueatur habet *).

*) Ovid. Fast. I. 12.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 14. Mitau, den 6. April 1808.

L i t e r a t u r.

Dissertatio inaugur. iuridica, continens caput iuris controversum an et quatenus ad reddendas rationes et ad restituendum, quod ultra modum usurae legitimae lucri fecit, teneatur creditor antichreticus, quam — in Universitate Literarum Caesarea Dorpatensi pro gradu Doctoris — a. d. 28 M. Aug. 1807 publico eruditorum examini subiecit Joannes Lütken, Philos. Dr. AA. Q. LL. Mag., Augustis. Rutheniae Imperatori a consiliis, Regimini, quod Revaliae constitutum est, a secretis, et Advocatus immatriculatus. Dorpati, ex officina Grenzii. 42 S. 4.

Wenn der Verfasser vorliegender Inaugural-Dissertation die von ihm in Untersuchung genommene Frage: „Ob und in wie weit der antichretische Pfandinhaber dasjenige, was er von den Früchten der ihm verpfändeten Grundstücke über das Maß der gesetzlichen Zinsen gezogen hat, zu berechnen und herauszugeben verbunden sey,“ quaestionem nobilissimam (S. 7) nennt, so hat er nicht Unrecht; denn sie gehört allerdings

unter die für Theorie und Praxis erheblichen Streitfragen, deren reichhaltiger, ergiebiger Stoff für den, welcher seine Kräfte prüfen will, sehr einladend seyn muß.

Nur scheint es nicht, daß der Verf. von diesen Vorzügen seiner Wahl habe besondern Nutzen ziehen wollen; denn einige Beziehungen auf esthländisches Recht abgerechnet, so hat er, wie sich leicht dathun ließe, nichts vorgebracht, was nicht schon bereits aus den gangbarsten Handbüchern des römischen Rechts allgemein bekannt wäre. Aber dieß Bekannte zweckmäßig zusammengestellt zu haben, dieß Verdienst kann man dem Verf. gewiß nicht absprechen, und es ist nicht zu fürchten, daß seine Arbeit in die bibliotheca inutilium komme, welche Thibaut (Versuche 2c. II. S. 318) unlängst in Vorschlag brachte, und wozu er sich namentlich von den meisten kleinen akademischen Schriften reiche Ausbeute verspricht.

Wollen wir bey Kleinigkeiten verweilen, so ließe sich manches erinnern; so z. B. gleich S. 1., wo der Verf. sagt, der Ausdruck *pactum legis commissoriae*, welcher allerdings fehlerhaft ist, habe seine Quelle in der Ignoranz der Praktiker, da er doch schon im Jure Can. (C. 7. X. de pign.) vorkommt.

Lieber statt dessen ein Wort von der rüstigen Polemik des Verf., woraus wir uns einige Kunstgriffe abgestohlen haben, welche Wunder thun.

3. B. cuius argumenta nullius prorsus momenti; usus est ille rationibus minime iustis ac neutiquam *rationabilibus*; profecto dignae non sunt rationes, quae refellantur; quid, quaeso, ineptius; inepta, ridicula fere opinio; glacitant (?) ac gingriunt; sufficiat miserimas rationes allegasse u. a. m.

Man sieht daraus, welche Gewandtheit der Verf. im Ausdrucke hat; auch ist die Reinheit desselben zu loben; obgleich Ausdrücke, wie 3. B. sub trutinam vocare, S. 34, oder ad palatum lectorum aliquid facere, S. 35, u. a. dergl. sich schwerlich rechtfertigen lassen.

— p —

Von der ältesten russischen Malerey, besonders von den in der vatikanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Capponischen Gemälden und einigen andern alten Menologien der heiligen orthodoxen griechisch-russischen Kirche, als Werken vorzüglicher malerischer Kunst. Von Johann Gottlieb Buhle.

(Aus dem Lateinischen übersetzt.)

Vorbemerkung des Übersetzers. Diese archäologische Abhandlung des gelehrten und verdienstvollen Hrn. Hofr. Buhle in Moskau macht das Einleitungsprogramm zu dem Verzeichnisse der Vorlesungen, welche auf der dasigen Universität, im

zweiten Semester des vorigen Jahres, gehalten worden sind. Wenn sie auf der einen Seite die lebhafteste Theilnahme des Herrn Verf. an der Kulturgeschichte seines neuen Vaterlandes und an den Fortschritten in der Kunst, welche die Russen vor Jahrhunderten machten, unzweydeutig beurfundet; so muß sie auf der andern dem Freunde der bildenden Kunst und ihrer Geschichte eine höchst angenehme Erscheinung seyn. Ueberhaupt hat es für den denkenden Mann ein hohes Interesse, zu der Zeit, wenn ein Volk der Vollkommenheit in dieser oder jener Hinsicht näher gerückt ist, das Auge auf sein erstes Streben und Ringen nach derselben zu richten, um durch Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit die Zukunft zu ahnen. Nur Unwissenheit und Geisteschwäche, oder unbeschränkte Begierde, im sinnlichen Genuße des gegenwärtigen Augenblicks zu schwelgen, verschmährt das Leben mit der Vorwelt. Ich glaubte daher einiges zum Vergnügen der Leser dieser Blätter beizutragen, wenn ich diese Abhandlung, welche, vermöge ihrer ersten Bestimmung, ein nach ihrem Werthe verhältnißmäßig nur kleines Publikum erhalten konnte, durch eine Übersetzung gemeinnütziger machte.

Liebau.

Ich hatte jüngst Veranlassung und glückliche Gelegenheit, dem Ursprunge und den Fortschritten der alten russischen Malerey genauer nachzuforschen. Es gelang mir, mehrere, sowohl an sich angenehme und lehrreiche, als auch für die Geschichte der bildenden Künste unter den neuern europäischen Völkern höchst wichtige, Bemerkungen zu

machen; denn aus ihnen wird hervorgehen, wie völlig grundlos die, besonders unter auswärtigen Gelehrten, gewöhnliche Meinung sey: die Russen hätten vor Peter dem Großen die schönen Künste weder gekannt noch geübt, da sie doch schon, vom dreizehnten Jahrhundert an, nicht geringe Fortschritte in denselben gemacht hatten; so daß es damals in Rußland besonders Maler gab, welche mit ihren Zeitgenossen unter den Griechen um den Vorrang stritten, und alle gleichzeitige Künstler der übrigen Völker Europens übertrafen. Nur Mißgeschick und das mannigfaltige, dauernde Elend, welche dieß Volk durch häufige Verheerungen von seinen Nachbarn, besonders von den Tarn, vor ihrer Unterjochung, und durch innerliche und Familienkriege seiner Fürsten erlitt, konnte Wissenschaften und Künste, welche gleichsam neben seiner Wiege unter ihm aufgeblüht waren, mehrere Jahrhunderte hindurch, von höherer Vollkommenheit und reifer Vollendung zurückhalten. Nur so konnten andere europäische Völker den Preis wissenschaftlicher und artistischer Kultur den Russen abgewinnen, bis Peter der Große und seine Nachfolger ihn, mit andern Zweigen des Ruhms, dem Vaterlande wieder zu erringen begannen.

Die Capponischen Gemälde, welche jetzt in der vatikanischen Bibliothek zu Rom befindlich sind, gehören, nach dem Urtheile der Gelehrten und mehrerer (als Kenner der Kunst geachteten)

italienischen Maler, zu den ältesten und kostbarsten Denkmälern der russischen Malerey, die sich bis zu unserer Zeit erhalten haben. Sie waren einst das Eigenthum Peters des Großen. Von ihm erhielt sie Gerasimus Phokas ein Cephallenier, aus der alten griechischen Kaiserfamilie gleiches Namens, zum Geschenk. Er war einige Jahre an der griechischen Kirche des heil. Georg zu Venedig Priester gewesen, dann nach Rußland gekommen, und der Höchstselige Kaiser hatte ihm den Titel seines Beichtvaters gegeben. Auf seiner Rückkehr ins Vaterland starb er an der Pest zu Konstantinopel, und hinterließ die Gemälde seinem Bruder und Erben Marinus Phokas; von diesem kaufte sie in der Folge zu Rom der Marchese Alex. Gregor. Capponi für dreyhundert Dukaten, und schenkte sie, zur Erhaltung seines Namens bey der Nachwelt, der vatikanischen Bibliothek und seitdem hießen sie gewöhnlich die Capponischen Gemälde. Es sind fünf viereckte Tafeln, aus Zedernholz so zusammengesetzt, daß sie die Figur eines griechischen Kreuzes bilden; das Holz selbst hat, so alt es ist, durch die Zeit nicht gelitten *).

Diese Gemälde enthalten eine Menge höchst

*) Der Marchese Capponi selbst hat sie zuerst in einer kleinen Schrift in italienischer Sprache beschrieben, Rom 1731. 8.
 — Fiorillo gedenkt ihrer ehrenvoll in seinem Versuche einer Geschichte der bildenden Künste in Rußland. S. 5.
 (Götting. 1806.)

zierlicher Bilder von Festheiligen der rechtgläubigen griechisch = russischen Kirche, und machen zusammen das vollständige Menologium derselben aus der Zeit ihrer Anfertigung. Die Bilder unterscheiden sich durch verschiedene Farben, Gestalt und Gesichtszüge, sind zwischen eigene kleine Pfeiler geschlossen, und gehen von der Spitze des Kreuzes, in vollkommen viereckten, nicht über ein und ein viertel Zoll hohen, Fächern, welche mehrere trefflich dargestellte Heilige einschließen, zum Fuße herab. Die Heiligen sind nach den Monatstagen geordnet, und darunter stehen, nebst der Zahl der Festtage, ihre Namen. Einige derselben, besonders die Propheten des alten Testaments, haben kleine Zettel voller Buchstaben in der Hand, welche nur durch ein Vergrößerungsglas zu lesen sind; unter drey Gemälden (jedes enthält drey Monat) haben sich die Maler genannt. Unter dem März, April und May stehet in russischer Sprache und Schrift: Andreas, Elias Sohn, hat es gemalt; unter dem Juny, July und August: Nicetas, Johannis Sohn; unter dem September, Oktober und November: Sergiew, Wasiliows Sohn, hat es gemalt. Die übrigen nennen ihre Meister nicht. — Die Malerey des Menologiums selbst ist vorzüglich; das Kostum mit Kenntniß und sorgfältig beobachtet; die Zeichnung richtig und genau; die Farben sind gefällig und lebhaft, und die Figuren, besonders in Hinsicht ihrer Kleinheit, höchst

mühsam und schön gearbeitet, machen durch die Darstellung der griechischen Gewänder einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge. Die Farben sind sehr dünne aufgetragen, und scheinen entweder aus Säften gewisser Kräuter, deren Gebrauch den heutigen Malern unbekannt ist, oder aus einer, jetzt gleichfalls unbekannten, chemischen Komposition zu bestehen. Denn es setzte allerdings die kenntnißreichsten italienischen Maler in Verwunderung, daß diese alten russischen Gemälde so viele Jahrhunderte hindurch an Lebhaftigkeit der Farben nichts verloren haben, da dieselbe in den Werken vieler und zwar der größten und berühmtesten Maler Italiens aus neuerer Zeit so verschwunden ist, daß man sie nur durch Hülfe der Phantasie errathen kann.

Was nun die neuern Untersuchungen über die Capponischen Gemälde betrifft, so ist darüber gestritten: wenn und wo in Rußland, und, da man nur die Namen der Meister kennt, ob sie von Griechen oder gebornen Russen gemalt sind?

Ignatius Kulczinsky *) setzt den Zeitpunkt ihrer Vollendung unter die Regierung Wladimir's I. d. i. von 980 bis 1015, oder kurz nach dem Tode dieses Großfürsten; denn, sagt er, der Geschmack und die Schönheit, welche in diesen Gemälden herr-

*) Specimen Ecclesiae Ruthenicae. Romae 1713. 8. Ihm stimmt Capponi in dem oben angeführten Werke bey.

schen, zeigen hinlänglich, daß sie noch zur Zeit der Blüthe des griechischen Kaiserthums, ehe es sich seinem unglücklichen Falle entgegenneigte, gearbeitet sind. Diese Meinung scheint beym ersten Anblick theils durch den großen Eifer, mit welchem Bladimir I. die christliche Religion, nach dem Glauben der griechischen Kirche, in Rußland verbreitete und begründete, theils durch seine Vermählung mit Anna, einer griechischen Fürstin, die bekanntlich eine Menge Künstler dieser Nation mit nach Rußland brachte, unterstützt zu werden. Doch Kulczynsky widerspricht sich selbst, wenn er diesen Gemälden griechische Meister giebt, da er vorher über ihre Schönheit die Bemerkung gemacht hat: sie wären von dem alten russischen Kunstfleiß (ab industriosa Ruthenica antiquitate) für die Ewigkeit gemalt, und vergebens suchten die neuern Moskowiter, durch nachahmende Darstellung ähnlicher kleiner Gemälde, dieselben, in Hinsicht auf vollendete Kunst, auch nur in einiger Entfernung zu erreichen. — Er durfte dem russischen Alterthume ein Verdienst nicht zuschreiben, daß er für das Werk griechischer Künstler hielt.

Indessen ist dieser Schluß von der Schönheit der Capponischen Gemälde auf die Zeit ihrer Vollendung, in der Blüthe des griechischen Reichs, an sich sehr ungewiß und zweifelhaft. Ja ein gleichzeitiges Menologium der griechischen Kirche, welches auf

Befehl des byzantinischen Kaisers Basilius Porphyrogeneta in griechischer Sprache erschienen und von einigen griechischen Malern, um das Jahr 984 (also unter der Regierung Wladimir I. in Rußland), mit Heiligenbildern versehen ist, widerspricht ihr. Denn die Malerey, obgleich in andrer Rücksicht ein kostbares Denkmal byzantinischer Kunst, ist mit der in den Capponischen Gemälden durchaus nicht zu vergleichen, und stehet ihr an Kunst und Schönheit weit nach. So urtheilt der Cardinal Hannibal Albani, welcher jenes Menologium, mit einem Kommentar versehen, und mit Kupferstichen von den Gemälden geziert, durch den Druck bekannt gemacht hat *). Am meisten aber ist der Meinung Capponi's und Kulczinsky's über das Alter dieser Gemälde der Inhalt derselben selbst entgegen; denn sie haben mehrere Bilder von Heiligen, denen die rechtgläubige griechische Kirche zu Konstantinopel und in Rußland erst gegen das Ende des zwölften, ja um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts Festtage bestimmte. Dahin gehören z. B. die Heiligen: Gregor der Theologe, Basilius der Große, Johannes Chrysostomus, welche unter dem Kaiser Alexius Comnenus (er regierte von 1081 bis 1118) unter die Heili-

*) Menologium Graecorum jussu Basilii Imp. olim editum graece et latine impressum, studio et opera Annibalis Card. Albani. Tomi III. Urbini 1727. Fol. Die hierher gehörige Stelle steht in der Vorrede.

gen der griechischen Kirche feyerlich aufgenommen wurden, und der heilige Sabas, der erste Patriarch der Servier, welcher im Jahre 1250 gestorben ist. Vor diesem Jahre also können die Capponischen Gemälde nicht vollendet seyn. Wollte man sagen, es habe vielleicht eine neuere Hand Bilder von Heiligen aus dem Zeitalter nach Bladimir I., oder solche, die später von der griechisch-russischen Kirche in das Menologium aufgenommen worden, hinzugesetzt; so streitet die Beschaffenheit des Menologiums sowohl, als die Kunst selbst gegen diese Voraussetzung; denn sie fordert eine Vollendung, welche mit dem Zeitalter des Kunstwerks zusammenstimmt, und verstattet keine bloß angefangene, noch nicht vollendete Arbeit; so wie der ähnliche in allen einzelnen Theilen der Capponischen Gemälde herrschende Styl und die gleichfalls ähnliche Anordnung darzuthun scheinen, daß nicht einmal gleichzeitige Künstler sie gemeinschaftlich gearbeitet haben, sondern daß alle von einem und demselben Meister verfertigt sind. Wir werden also den Zeitpunkt der Anfertigung derselben nicht, mit Capponi und Kulczynsky, unter die Regierung Wladimirs I. (von 980 — 1015) und in die Blüthe des griechischen Kaiserthums setzen können, sondern eine spätere Periode, und zwar die, in welcher sich das griechische Reich seinem Untergange näherte, dafür annehmen müssen. Wirklich sieht man aus der Schönheit der Cap-

ponischen Gemälde, daß die Malerey, nach Wiederherstellung der heiligen Bilder in der griechischen Kirche, sowohl in Griechenland, als, wie ich unten weitläufiger zeigen werde, noch häufiger und mit größerm Fleiß in Rußland, Serbien und Bulgarien von Mönchen und Layen geübt worden sey. Die Religion erwärmte die Gemüther, weckte das Talent, und so machte diese Kunst allmählig solche Fortschritte, daß wir sie von der Rohheit und Geschmacklosigkeit, mit welcher das Menologium des Kaisers Basilus gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts gemalt ist, dreyhundert Jahr später, in welche Zeit, wie ich sogleich zu beweisen versuchen werde, die Anfertigung der Capponischen Gemälde gehört, zu einem sehr hohen Grade des Geschmacks, so viel es diesem Zeitalter möglich war, erhoben sehen.

Richtiger setzt Assemani *), ehemaliger Aufseher der vatikanischen Bibliothek, die Zeit der Vollendung dieser Gemälde kurz nach der Mitte, oder gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts.

*) Joseph Simon Assemani schrieb: *Kalendaria Ecclesiae universae, in quibus tum ex vetustis marmoribus, tum ex codicibus, tabulis, parietinis, pictis, scriptis, sculptisque Sanctorum nomina, imagines et festi per annum dies Ecclesiarum Orientis et Occidentis, praemissis uniuscuiusque Ecclesiae originibus, recensentur, describuntur, notisque illustrantur.* Romae 1755. Tomi I. — VI. 4. Im ersten Theile ist der Kalender der slavonischen Kirche enthalten, wo auch weitläufig von den Capponischen Gemälden gehandelt wird.

Denn sie enthalten keine Bilder solcher Heiligen, denen die griechisch-russische Kirche nach dem dreizehnten Jahrhunderte Feste bestimmt hat; so wie überhaupt, außer dem heiligen Cyrillus und Sabas, kein Heiliger in denselben abgebildet ist, welchen das basilianische Menologium nicht hätte. Wer einen noch späteren Zeitpunkt als Alfemani für ihre Anfertigung annehmen wollte, müßte zeigen, warum Heilige, welche die griechisch-russische Kirche nach dem dreizehnten Jahrhundert annahm, und später eingesetzte Festtage hier nicht vorkommen, welche die neuern sogenannten Hollandschen Gemälde haben? So lange dieß nicht auf eine überzeugende Art geschieht, bleibt Alfemani's Meinung über das Alter derselben höchst wahrscheinlich.

(Der Beschluß folgt.)

Theater in Libau.

Eine Erscheinung, die wir mehr der Abreise der königlichen Familie und ihres Gefolges von Memel, als einer bedeutenden Zunahme unsers Kunstgeschmacks zu danken haben. Die Steinberg'sche Schauspielergesellschaft hat, bey gegenwärtig nahrloser Zeit, gewagt, hier auf einige Monat Subsistenz zu suchen, und es scheint, als wollte unser gutmüthiges Publikum sie dieß Wagestück nicht gereuen lassen. Das Haus war bisher

jedesmal ziemlich besetzt, und die erste, gewiß den wenigsten Zuschauern unbekannt gewesene, alte Operette: das rothe Käppel, verschaffte der Direktion eine recht gute Einnahme. Über die einzelnen Darstellungen der in den bisher gegebenen Stücken vorkommenden Charaktere, läßt sich, ohne zu sehr ins Detail zu gehen, schwer ein gerechtes Urtheil fällen, und das möchte der Mühe kaum lohnen. Wir sind hier nicht verwöhnt; Subjekte wie Herr Fleischer, Herr Pauly und Madame Herbst gewähren uns im Lust- und Schauspiele mitunter noch immer manchen Kunstgenuß. Auch Mlle. Herbst würde, bey einem niedlichen Figur-chen, gerechteren Anspruch auf Beyfall in der Oper machen können, wenn sie ihre Kraft mäßigen und sich der Hervorbringung sanfterer Töne befleißigen wollte. Die Herren Denny und Schneider lassen in der Oper viel zu wünschen übrig; Hr. Schnau ist schon brauchbarer, und im Lust- und Schauspiele füllen alle drey ihre Plätze leidlich aus. Madame Beck, Herr und Madame Koppé und Herr Grenberg sind alte Bekannte aus früher hier gewesenen wandernden Truppen. Man muß wenigstens die Ausdauer ihres guten Willens, etwas zu leisten, als lobenswürdig anführen. Der Rest besteht aus Anfängern, denen gleiche Ausdauer, bey besserem Erfolg, zu wünschen wäre; besonders einem Herrn von Young, der auf diesem friedlichen Theater

Lorbeeren erringen will, die ihm auf einem andern nicht haben blühen wollen.

—i—

A p h o r i s m e n.

Überfluß an bloß nothwendigen Dingen kann nicht in Mißbrauch ausarten, weil das Nothwendige sein natürliches Maß hat, und weil wahre Bedürfnisse kein Übermaß gestatten. —

Es ist gewissermaßen Schande, im Angesichte des Elendes glücklich zu seyn. —

Die Moral hat auch ihre Chimären, z. B. Uneigennützigkeit, vollkommene Freundschaft. Man wird nie dazu gelangen, aber es ist zu manchen andern Tugenden gut, wenn man sich darum bemüht. —

Wahres Talent, wahres Genie hat eine gewisse Einfalt, vermöge deren es nicht so unruhig, nicht so geschäftig, nicht so zudringlich sich zu zeigen ist, als das scheinbare, unächte Talent, das man für wahres hält, und das nichts ist, als ein eitler Wahn, glänzen zu können, bey Mangel dazu nöthiger Vorzüge. —

Die Liebe besteht, während ihrer Dauer, durch sich selbst, und oft sogar durch Dinge, die sie, dem Anscheine nach, unterdrücken sollten, als, durch Eigensinn, quälende Kälte, Entfernung, Eifersucht. Die Freundschaft hingegen braucht Stützen: sie erlischt bey Mangel an Aufmerksamkeit, Gefälligkeit und Zutrauen. —

Sich über jemandes Tod betrüben, ist Gefühl der Menschlichkeit und Beweis von einem guten Herzen, aber keine Pflicht der Tugend, und wäre

der Verstorbenen unser Vater. Wer in solchen Fällen im Herzen keine Traurigkeit hat, muß sie auch nicht im Außern zeigen: denn es ist wesentlicher, die Falschheit zu fliehen, als dem Wohlstande zu fröhnen. —

Der April.

Ihr tadelt mürrisch den April?
 Ach! laßt ihn ruhig walten,
 Sey er uns freundlich, wenn er will,
 Mag er auch stürmend schalten;
 Mir bleibt er stets ein holder Mond,
 Den meiner Muse Lied belohnt.

Und decket er die Silberfluth
 Der Ha mit blankem Eise,
 Ich bleibe dennoch wohlgemuth
 Und ehre seine Weise,
 So kalt und frostig wie er scheint,
 Ich weiß, daß er es redlich meint.

Ist's möglich? hör' ich hier die Herr'n
 Und dort die Frauen fragen,
 Ist's möglich? Traun! wir wüßten gern,
 Wie ihn man kann ertragen,
 Den Heuchler, der wie Lenz ietzt lacht
 Und stürmt bald wie Novembernacht.

Ihr holden Frauen und ihr Herr'n,
 Vergönnt, daß ich ihn preise.
 Ihr wollt's — denn ich verschwieg' es gern —
 Er zeigt eure Weise.
 Doch schützt der Mantel gegen ihn
 Und gegen euch der feste Sinn.

Liebau.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 15. Mitau, den 13. April 1808.

L i t e r a t u r.

Karl und Wilhelmine. Ein Gedicht von Friedrich Wilhelm Trautvetter. Mit Kupfern (die bey unserm Exemplar fehlen). Riga, 1807, gedruckt b. Wilh. Ferd. Häcker. 20 S. 4.

So rasch und leicht Dilettanten gewöhnlich über den Werth oder Unwerth eines poetischen Produktes absprechen — ihr augenblickliches oft nur dunkles Gefühl ist ihnen der Maßstab des Schönen — so schwierig wird die Beurtheilung eines dichterischen Werks für den, welcher seine Meinung öffentlich sagen und Spreu vom Golde scheiden soll. Das Nichtsheit der Theorie reicht nicht immer aus, und fast scheint es, daß in unsern Tagen jeder sein eigenes habe; so daß, wenn etwa zwey in ihren Meinungen verschieden sind, der dritte die Rede ihres Mundes kaum versteht. Die Sprache, in welcher man Werke der Dichtkunst öfter beurtheilt findet, ist so dunkel und mystisch, daß sie betäubt, wie einst der Dunst aus der delphischen Orakelgruft. Da ist vom Geiste der Alten die Rede, welcher durchaus und

nur an ihren Formen haftet. Diese Sorgsamkeit in der Darstellung jener göttlichen Formen, wie sie irgendwo heißen, sollte sie nicht endlich den wirklich göttlichen Geist verdrängen? Aus Besorgniß darf man wenigstens so fragen. Wer nun diese Sprache nicht redet, und, bey aller Liebe, die er für die Alten und ihre hohen Schönheiten hat, nicht reden kann, soll der urtheilen? Ferner hat das genus irritabile vatum seit Horazens Zeit seine Irritabilität, hier und da, zu so hoher Vollkommenheit und der rüstigsten Kampflust zu entwickeln gewußt, daß der Beurtheiler nur nach einem heißen Gebet an die jungfräuliche Pallas, einem zweyten Ulysses gleich, seine Fahrt zwischen der Scylla und Charybdis antreten kann.

Das vorliegende, in achtzeiligen Stanzas abgefaßte, Gedicht, von dem hier nur der erste Gesang gegeben ist, scheint, nach Inhalt und Form, ein Epos aus der romantischen Gattung zu seyn. Die Versifikation ist meistentheils leicht und gefällig (obgleich manche Reime sorgfältiger gewählt seyn könnten; z. B. St. 1 Höhlen — vermählen, St. 6 Gefielden — hielten, St. 30 nahte — Gestade, St. 38 wieder — Gliedern); der erzählende Vortrag lebhaft, und die Darstellung der beyden Hauptpersonen, Karl und Wilhelmine, nicht ohne Interesse: doch scheint ihnen der Zauber zu fehlen, der den Leser bey ähnlichen Darstellungen Wielands umfängt — wenn anders man diesen

noch unter den Dichtern nennen darf. Über das Ganze vermag Rec. nicht zu urtheilen, weil dieß Gedicht noch nicht vollendet ist; doch will er nicht verbergen, daß einzelne Stellen wahres poetisches Talent verrathen, welches aber noch durch sorgfältiges Studium des Schönen geleitet werden muß; wie ihm denn in der zweyten Stanze das Schwellen der Brüste Florens aufgefallen ist. Unser sonst nur zu natürliches Zeitalter scheint doch, im wörtlichen Ausdruck wenigstens, die Natur noch nicht wie die Alten vertragen zu können. — Die in Hexametern geschriebene Zueignung des Hrn. Verf. an seinen Bruder ehrt, durch die Zartheit des brüderlichen Gefühls, welches sie ausdrückt, ihn und diesen.

— e —

Von der ältesten russischen Malerey, besonders von den in der vatikanischen Bibliothek zu Rom befindlichen Capponischen Gemälden und einigen andern alten Menologien der heiligen orthodoxen griechisch-russischen Kirche, als Werken vorzüglicher malerischer Kunst. Von Johann Gottlieb Buhle.

(Aus dem Lateinischen übersezt.)

(Beschluß des in No. 14. abgebrochenen Aufsatzes.)

Wir kommen jetzt zum zweyten Theile unsrer Untersuchung, nämlich: wo in Rußland die Cap-

ponischen Gemälde verfertigt sind, und ob von griechischen oder russischen Künstlern? Denn daraus wird erst hervorgehen, ob dieses Kunstwerk überhaupt dem russischen Alterthume angehöre oder nicht.

Assemani hat die Vermuthung, daß sie von griechischen Mönchen auf dem Berge Athos herühren. Diese hätten, meint er, den damaligen Heiligenkalender der griechischen Kirche zu Konstantinopel beybehalten, und vielleicht aus Gefälligkeit, entweder gegen den russischen Fürsten, oder Metropolit, welchem sie wahrscheinlich überreicht wären, die Namen und Bilder des heiligen Cyrillus, Apostels der Slavonier, und des heiligen Sabas, des Patriarchen der Servier, hinzugesetzt. Wirklich war es die Gewohnheit der griechischen Mönche, besonders in den Klöstern auf dem Berge Athos, daß sie sich entweder mit den Wissenschaften beschäftigten, oder Handschriften von den Werken alter Schriftsteller abschrieben, Heiligenkalender malten, Kreuze aus Buxbaum oder anderm Holze, mit Bildern des Erlösers, der heiligen Jungfrau und der Heiligen in halb oder ganz erhabener Arbeit, und diese zuweilen mit außerordentlicher Kunst, schnitzten, auf diese Weise ihre Muße ausfüllten, und durch Versenkung oder Verkauf solcher Arbeiten sich Unterhalt und Kleidung verschafften. Sehr sinnreich ist also Assemani's Meinung von der Anfertigung der Capponi-

schen Gemälde durch Athoniten, besonders, da diese Mönche in der Malerey vorzüglich geübt waren und das Menologium der griechischen Kirche am besten kannten.

Nach dieser Vermuthung Assemani's, welcher Fiorillo und viele andre beystreten, mußte man also die Capponischen Gemälde künftig nicht als Werke alter russischer, sondern griechischer Kunst ansehen, und dürfte in einer Kunstgeschichte Rußlands ihrer nicht als eines sehr alten russischen Kunstwerks erwähnen. Aber obgleich sie einige Wahrscheinlichkeit zu haben scheint; so giebt es doch die wichtigsten Gründe, welche dieselbe siegend widerlegen, und den Ruhm der Verfertigung dieses trefflichen malerischen Kunstwerks dem russischen Alterthume retten.

Erfolich finden sich die Namen der Meister unter den Capponischen Gemälden, das sagt Assemani ausdrücklich, in russischer Schrift und in der bekannten, den Russen, nicht aber den Griechen, und namentlich ihren Künstlern eigenthümlichen Weise, nämlich mit Auslassung des Zunamens, nur der Vorname des Künstlers und seines Vaters. Ist es glaublich, daß griechische Mönche die Sitte ihres Volks, in Hinsicht der Namensunterschrift, gegen die der Russen vertauscht haben, um diesen ihr Kunstwerk zu empfehlen? Hat je ein fremder Maler oder Bildhauer, der in Rußland lebte, unter Kunstwerke, die er für Russen verfertigte,

nur seinen und seines Vaters Vornamen gesetzt, und seinen Zunamen ausgelassen, was in der neuern Zeit nicht einmal Künstler, welche Russen von Geburt sind, zu thun pflegen? Auch erinnert Affemani, weil er die hieraus gegen griechische Meister der Capponischen Gemälde sich erhebenden Schwierigkeiten gefühlt hat, bald nachher, daß sie wahrscheinlich in einem Kloster der Servier oder Bulgaren auf dem Athos verfertigt wären, weil beyde Völker mit den Russen die slavonische Schrift und einerley kirchliche Gebräuche gemein hätten. Doch wir werden die Schwierigkeit heben, ohne daß wir unsre Zuflucht zu Serviern und Bulgaren auf dem Athos nehmen, wenn wir sagen: da die Meister der Capponischen Gemälde ihre Namen in russischer Schrift und nach russischer Sitte unter dieselben setzten, so waren sie Russen, oder wollten wenigstens als solche angesehen seyn.

Zweytens nimmt Affemani stillschweigend und ohne Beweis, auch ohne daß man sieht, woher er diese Überzeugung hat, an, die Schreibekunst, Malerey und Bildhauerkunst sey seit dem zehnten Jahrhundert in den, dem griechischen Reiche nördlich gelegenen Ländern, nur in den Klöstern des Berges Athos, und weder an andern Orten Rußlands, noch in den vielen, nach dem Zeitalter der heiligen Olga und Wladimirs I. in diesem Reiche gestifteten, Klöstern, vorzüglich in denen

zu Kiew und Moskwa, geübt und ausgebildet worden. Ich will durchaus den gelehrten Athoniten und ihrem Kunstfleisse, ihnen, die zu ihrer Zeit unsterbliche Verdienste um die Wissenschaften hatten, ihren Ruhm bey der Nachwelt nicht streitig machen oder denselben verkleinern; aber man schreibe ihnen allein nicht zu, was ihnen allein nicht gebührt. Denn mit der christlichen Religion und dem Ritus der griechischen Kirche mußten auch die Künste, welche zur Anordnung und Ausübung des Gottesdienstes gehörten, von den Griechen zu den Russen übergehen, und um diesen Übergang zu beschleunigen, nahm vermuthlich Anna, Wladimir's I. Gemahlin, eine große Zahl griechischer Künstler aus ihrem Vaterlande mit sich, welche die Russen in denselben unterrichten sollten. So wurde, im innern Rußland selbst, eine Reihe von Künstlern gebildet, welche einige Zeit nachher (vorzüglich im dreizehnten Jahrhundert) ihre ehemaligen Lehrer übertrafen. Richten wir nun unsre Aufmerksamkeit auf die Menge der in Rußland zerstreuten Kirchen und Klöster, deren die alte russische Geschichte erwähnt, und welche mit Gemälden aus der heiligen Geschichte und mit den Bildern des Erlösers, der Mutter Gottes und andrer Heiligen gewiß nicht weniger, als unsre heutigen Kirchen, angefüllt waren; so fällt es in die Augen, daß selbst ein eiserner Fleiß der Athoniten dieselben allein nicht anfertigen konnte. Und

was sagen wir von einigen trefflichen Wandgemälden und einer Menge andrer alter Kunstwerke, welche, ihrer Natur nach, auf dem Berge Athos ihre Entstehung nicht erhalten konnten? — Giebt man aber zu, daß nicht nur die Mönche auf dem Athos, sondern auch in den Klöstern des Innern von Rußland, besonders in Kiew und Moskwa, die Malerey und Bildhauerkunst im dreyzehnten Jahrhundert getrieben, daß vielleicht auch Layen unter den damaligen Russen vorzügliche Maler und Bildhauer gewesen — und warum sollten sie nicht? — so hat man keinen haltbaren Grund, einzig Mönchen vom Athos, und noch weniger griechischen Mönchen, die Anfertigung der Capponischen Gemälde zuzuschreiben, da russische Meister nach russischer Sitte ihre Namen unter dieselben gesetzt haben.

Dazu kommt drittens das Zeugniß des Johannes Comanens, eines Arztes, welcher am Ende des siebzehnten Jahrhunderts blühte und sich mehrere Jahre in den Klöstern des Berges Athos aufhielt. Er sagt nämlich, daß die Malerey und Bildhauerkunst in Bulgarien und dem innern Rußland, und zwar in einer gewissen besondern Manier, oder gleichsam nach einem eigenthümlichen Typus, welchen sie von dem Geiste, der Denkart und den Sitten der Bulgaren und Russen angenommen, ausgeübt sey. Wegen dieser besondern Manier spricht auch der angeführte Schriftsteller von bulga-

rischen und moskowitischen Gemälden und Bildern, und unterscheidet sie ausdrücklich von den griechischen. Denn in seiner, in einem nicht zierlichen Neugriechisch abgefaßten, Beschreibung des Berges Athos *) erzählt er: Er habe unter andern im Kloster des Batopedius **) auf den sogenannten Chdren und über dem Altar der Kirche mehr als hundert moskowitische Bilder, sämmtlich von Silber und vergoldet, hangen gesehen. Ferner, die Kirche im Kloster des heiligen Paulus habe viel moskowitische mit Kunst gearbeitete Bilder ***). Imgleichen gedenkt er zwölf moskowitischer Bilder, welche Monatsheilige vorstellen, und auf dem Chore, rechter Hand, in der Kirche des Klosters des Simon Petrus hingen ****). In einer andern Stelle führt er ein altes bulgarisches Gemälde an. — Diese bulgarischen und moskowitischen Bilder für Werke neuerer Zeit zu halten, verbietet theils das hohe Alter der Klöster auf dem Athos, theils die Kunst, welche sich in den Gemälden zeigt, und dem Zeitalter vom funfzehnten bis zum Schluß des siebzehnten Jahrhunderts, in Hinsicht auf die Russen und Bulgaren, nicht zukommt. Denn nach dem vierzehnten

*) Ist griechisch und lateinisch abgedruckt in Montfaucons Palaeographia graeca, (Paris, 1708. Fol.) von S. 441.

**) Palaeogr. S. 467.

***) L. c. S. 492.

****) L. c. S. 486.

Jahrhundert sank die Blüthe und das Ansehen der schönen Künste in Rußland so sehr, daß Iwan Basiljewitsch (er regierte von 1534—1584) durch einen Gesandten den Kaiser Karl V. bat: er möge ihm Gelehrte, besonders aber Künstler, Maler, Bildhauer und Handwerker aller Art aus Italien und Deutschland nach Rußland senden. Sie sollten dem Regenten und den Großen geschmackvollere Palläste bauen, insbesondere aber die Kirchen mit besserer Malerey und Bildhauerarbeit versehen.

Da nun die griechischen Klöster auf dem Athos selbst mit sogenannten moskowitischen Bildern, schon vor Alters, geziert waren; da sich sogar unter diesen Kunstwerken, welche Johann Comnenus dort sahe, eines fand, das mit den Capponischen Gemälden Ähnlichkeit hatte, warum sollen wir denn diese Gemälde selbst nicht moskowitischen, d. h. russischen Künstlern zuschreiben. Denn über den Ort in Rußland, wo die Gemälde gefertigt seyn mögen, läßt sich nichts bestimmen, da sowohl Johann Comnenus, als mehrere ausländische Schriftsteller über Rußland, vor der Erbauung von Petersburg, unter Moskwa und den Moskowitern nicht die Stadt Moskwa allein und die Moskowiter, sondern Rußland und die Russen überhaupt verstanden. Daher kann Falconi *),

*) Nic. Carminius Falconius schrieb *Fasti Sanctorum Ecclesiae Graeco-Ruthenae*. Romae 1755.

wenn er von den Capponischen Gemälden, als dem ältesten malerischen Kunstwerke der Russen, spricht, voll Verwunderung und Erstaunen hinzu setzen: Die Russen malen schon lange, und wer sollte es glauben? im zwölften Jahrhundert! Selbst die bessere italienische Malerey der neuern Zeit begann ja erst mit Cimabue im dreyzehnten Jahrhundert und, wie ich schon Eingangs bemerkte, nur

Fortuna froh grausamer Geschäftigkeit,
Und spielend fort die Spiele des Übermuths,
— — — — — bald

Nir, und dann anderen bald gewogen,

nur sie machte, daß dieselben Russen, deren Vorfahren im dreyzehnten Jahrhundert den Völkern des westlichen Europa Meister zum Unterricht in den schönen Künsten senden konnten, drey Jahrhunderte später, nachdem Unglücksfälle mancher Art tiefe Barbarey über sie gebracht hatten, sie von diesen verlangen mußten, damit sie den alten Glanz derselben wiederherstellten und der Vollkommenheit näher brächten. —

Dieser Untersuchung über den Kunstgeist, Inhalt, das Alter und die Urheber der Capponischen Gemälde will ich noch einiges über andre Menologien der griechisch-russischen Kirche, welche sich durch alte malerische Kunst auszeichnen, folgen lassen. — Es gehören hierher die sogenannten Hollandschen Gemälde, welche gleichfalls einen von russischen Malern entworfenen Heiligenkalender dieser Kirche liefern. Sie erhielten ihren Namen von den Hollandschen Vätern, welche die Acta Sanctorum bekannt machten; denn der Jesuit Daniel Papebroch, welcher das Hollandsche Werk fortsetzte, war es, der außer dem Kalender der griechisch-russischen Kirche auch

die in demselben vorkommenden Heiligen in Kupfer stechen ließ, und in eben demselben Werke, vor dem ersten Theile des Mai, herausgab. Der Originalgemälde sind zwölf. Sie sind nach der Zahl und Folge der Monate im Jahre geordnet und haben über den Heiligenbildern Inschriften, welche die Namen der Heiligen und die Festtage enthalten. Nach einer Bemerkung der Meister selbst, beym 30sten September, sind sie im J. d. W. 7136 nach der Zeitrechnung der griechischen Kirche (d. i. 1628 n. C. G.) gemalt worden. Papebroch erhielt sie zu Moskwa, um das Jahr 1673, als er daselbst außerordentlicher Gesandter der vereinigten Niederlande war. Sie befinden sich jetzt zu Leiden.

Von den Capponischen Gemälden unterscheiden sich die Hollandschen sowohl durch ihre äußere Form, als durch den Inhalt, den Styl und die Manier. Was die äußere Form betrifft, so sind die Hollandschen Gemälde stückweise (*per latera*) zusammengeleimt, und man sieht auf ihnen die Heiligen zugleich mit den an Festtagen in der griechisch-russischen Kirche üblichen Gebräuchen und Feyerlichkeiten; von den Capponischen aber, welche, wie ich oben sagte, die Figur eines griechischen Kreuzes haben, enthalten vier die Heiligen, und das fünfte, in der Mitte, zeigt die vorzüglichsten Festtage der griechisch-russischen Kirche besonders. — Verschiedenheit des Inhalts mußte schon dadurch entstehen, daß die Hollandschen Gemälde weit jünger sind, als die Capponischen, sie also auch die von der rechtgläubigen griechisch-russischen Kirche später in das Menologium aufgenommenen Heiligen und in neuerer Zeit eingesetzte Festtage enthalten, welche in den Capponischen fehlen. Über die Malerey in jenen kann ich kein bestimmtes Urtheil fällen, da sie mir nur in den Kupferstichen bekannt sind, und

daß, was Papebroch über die Originale sagt, nicht hinreicht, über ihren Kunstwerth zu entscheiden. Außerdem hat Papebroch, dem es mehr um die Bekanntmachung des historischen Inhalts von dem Kalender der russischen Kirche, als um treue Nachbildung der malerischen Kunst selbst, zu thun war, vieles in den Kupfern von den Gemälden willkürlich verändert; woher man denn nicht einmal über die Zeichnung und Anordnung der Figuren sicher urtheilen kann. — Doch so viel ist überhaupt klar, daß die Heiligenbilder in den Hollandschen Gemälden von weit ungeübterer Hand sind, als die in den Capponischen, und zum Beweise dienen können, wie tief die Malerey im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts von ihrer alten Vollkommenheit herabgesunken war. Auch kommen in den Hollandschen Gemälden die auffallendsten Fehler gegen das Kostum vor; so z. B. tragen der Prophet Daniel und die drey Knaben Ananias, Azarias und Misael das heilige Gewand der Patriarchen oder eines Erzbischofs. In den Capponischen Gemälden hingegen ist nichts tadelhaftes an der Tracht der Heiligen. Alles ist sorgfältig nach der Kirchengeschichte und den Regeln der Malerey ausgeführt.

Von den Menologien der griechisch-russischen Kirche, welche sich durch ihre Malerey auszeichnen, verdient das vom Marchese Locatelli Erwähnung. — Eine Beschreibung davon mit Kupfern hat Paciaudi gegeben in dem Werke, welches den Titel führt: *Antiquitates Christianae de cultu S. Johannis Baptistae*, in Diss. I. p. 112 — 124.

Etwas zur lettischen Bücherkunde.

Wahrscheinlich wissen nur sehr wenige Liebhaber der lettischen Literatur, daß außer dem *Lettus Mancelii*, welcher 1638 erschien, noch ein andres lettisches Wörterbuch aus dem siebzehnten Jahrhundert existirt, das wir gegenwärtig vor uns liegen haben, und das, weil es höchst selten und gänzlich unbekannt ist, hier gewiß eine Anzeige verdient. Es führt den Titel: *Dictionarium Polono-Latino-Lottaucum Opus posthumum R. P. Georgii Elger Soc. Jesu. In gratiam Studiosae Juuentutis in lucem datum*, und ist zu Wilna in der akademischen Druckerey der Jesuiten im Jahre 1683 auf 674 klein Oktav Seiten gedruckt worden. Der Verfasser Georg Elger, der späterhin vermuthlich eine Lehrerstelle im Illuxtischen Missionarienkloster bekleidet hat, war, wie die, von ebengenannter Mission unterschriebene, Zueignung und Vorrede des Buches besagt, der Lehrer des Georg Mloysius Siberg gewesen, welcher, gemeinschaftlich mit seinen Brüdern, Jesuiterkloster zu Illuxt, Mitau und Subbat stiftete und die Stelle eines Kanonikus zu Smolensk, eines Präpositus zu Mitau, und eines königlich-pelnischen Sekretärs bekleidete, auch, nach eben dieser Vorrede, sehr große Verdienste um die Ausbreitung des Katholicismus gehabt haben soll.

Die einzige uns bekannte Nachricht von Georg Elger giebt Gadebusch in der livländischen Bibliothek Th. 1. S. 295. Es heißt daselbst: „Er sey ein livländischer (?) Jesuit gewesen, 1672 gestorben und habe einen Katechismus in seiner Muttersprache geschrieben, auch die Evangelien in eben dieselbe übersetzt; man wisse jedoch nicht, welche Sprache hierdurch gemeint wäre.“ Des Wörterbuchs erwähnt Gadebusch nicht, und

wenn es erlaubt ist, von demselben auf den Katechismus und die Evangelienübersetzung zu schließen, so waren auch jene Schriften lettisch. Vielleicht sind sie nebst unsrer literarischen Seltenheit in der Bibliothek des Missionarienklosters zu Jllurt noch vorhanden. Daß der Ausdruck *Lottavicum* auf dem Titel Lettisch bedeutet, beweiset das Wörterbuch selbst, wiewohl die Orthographie und Aussprache ganz nach dem Polnischen von dem Verfasser geformt ist; daher kommt es denn, daß das Lettische, bey dem ersten Anblick, ein Gemisch von Polnischem, Lithauischem und Lettischem zu seyn scheint; es ist dieß aber nicht der Fall, sondern wirklich Lettisch, wiewohl mit polnischer Orthographie, z. B. *caur vrbt* (*zaur urbt*), *ceppure* (*zeppurs*), *zemme* (*semme*), ungrammatisch und voller Idiotismen, die der Dialekt jener Gegend mit sich bringt. Daß der Verfasser lettisch schreiben wollte, beweiset auch der Umstand, daß er *Polonia* durch *Leyssa zemme* und *Polonicus Sermo* durch *Leyssa walloda* übersetzt.

Es sey uns erlaubt, einige Proben seines lett. Ausdrucks zu geben, indem wir das Polnische, mit dem jede Wörtererklärung anfängt, übergehen.

Affectus, motus animi, commotio wird lettisch erklärt durch *Gribassana, karessana* (*kahrofchana*), *myliba, pratassaubissana* (*prahta fchaubifchana*). — *Fuste mulcto, bacillo caedo* — *Es sittu otra ar sprigulu.* — *Vapulo* durch *Es topi* (*tohpu*) *fits* (*fists*). — Bisweilen glaubt man polnisch oder lithauisch zu lesen, z. B. *ferculum ex concisis carnibus* — *Edessen no mese druskiems*, allein es soll bedeuten, *ehdens no mafahm drufkahm.* — *Expers rationis, temerarius* — *appludrofs* (*aplam drohfch*) — *nee pratygs* (*neprahtigs*) u. s. w.

Übrigens erlaubt sich der Verfasser eine Menge Freyheiten: er bildet Adjektiven und Adverbien, dem Gebrauche zuwider, fast aus allen Nenn- und Zeitwörtern, mitunter braucht er auch im Nothfall deutsch statt lettisch, z. B. non suppetit illi — tam mangle, tam brukie, dem mangelt's, der brauchts. Ja freylich! würde unser unvergeßlicher Stender sagen, und dem guten Elger, wo möglich, seine lettische Grammatik und sein Wörterbuch noch in die Ewigkeit nachschicken.

— t —

Auf das Grab des Herrn Oberhauptmanns
von Bolschwing.

Also entschliefest Du schon, Du Edeler unter den
Edeln,

Echter Vaterlandssohn, treuer Bewahrer der
Pflicht —

Und wir suchen umsonst den Redlichen, welcher Dir
gleicht,

Mit uns spähet die Treu'; sucht die Gerechtigkeit
ihn.

Schlumm're. Wir weinen um Dich, wie der Freund
um den Einzigerkohnen,

Wie um den Jüngling die Braut, der ihr auf
ewig entschlief. —

Eines noch, seliger Schatten, eh' über den Strom
Du entfliehst;

Deinen menschlichen Sinn, laß ihn den Deinen
zurück.

Liebau.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 16. Mitau, den 20. April 1808.

L i t e r a t u r.

Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Von A. H. L. Heeren, Professor der Geschichte in Göttingen, Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften daselbst. Erster Theil. Asiatische Völker. Erste Abtheilung: Einleitung. Perser. Zweyte Abtheilung: Phönicier. Babylonier. Scythen. Zweyter Theil. Africanische Völker. Carthager. Aethioper. Aegypter. Zweyte Auflage. Mit einer Charte. Göttingen, 1805. Drey Bände. 8.

Dieses Werk ist auch eines von den klassischen in der neueren historischen Literatur, und hat in seiner Art Epoche gemacht. Für das russische Publikum ist es nicht nur überhaupt lehrreich, sondern auch in besonderer Absicht merkwürdig; da es sich zum Theile auf die Geschichte der Völker bezieht, welche im Alterthume diejenigen Länder bewohn-

ten, die jetzt zum russischen Reiche gehören; soweit hiervon noch bey den alten griechischen und römischen Schriftstellern Nachrichten übrig sind. Es wird also den Lesern der W. U. nicht unangenehm seyn, wenn Rec. den Inhalt desselben hier etwas genauer angiebt. Die erste Ausgabe dieses Werks erschien im Jahre 1793 und 1796 in zwey Bänden, deren erster von den afrikanischen Völkern, der zweyte von den asiatischen handelte. In der gegenwärtigen, umgearbeiteten, verbesserten Ausgabe in drey Bänden ist die Folge des Inhalts verändert; die beyden ersten Bände handeln nun von den asiatischen und der letzte von den afrikanischen Völkern.

Die Gegenstände, mit welchen sich der Verf. wo nicht ausschließlich, doch hauptsächlich beschäftigt, sind die Staatsverfassungen und Verhältnisse des Handels der vornehmsten Völker der alten Welt. Man darf hier also nach der Absicht und dem Plane desselben nicht eine eigentliche Geschichte der alten Völker suchen, auch nicht eine Geschichte der Politik und des Handels überhaupt; vielmehr bloß allgemeine Ansichten und Schilderungen einzelner Nationen des Alterthums in politischem und merkantilischem Betrachte. Der Zeitraum, welchen der Verf. begreift, geht bis auf Alexander den Großen. Es wäre zu wünschen, daß er auch den nächsten folgenden Zeitraum, die Periode der

macedonischen Herrschaft, und der Weltherrschaft der Römer bearbeitet, und so seine Untersuchung sich auf das ganze Alterthum erstreckt hätte. Vielleicht ist hierüber noch ein Nachtrag von ihm zu erwarten. „Oft,“ sagt er selbst in der Vorrede, „schwebt mir auch der Gedanke vor, in die Jahrhunderte des Mittelalters hinabzuzeigen, um besonders durch eine Schilderung der arabischen Weltherrschaft, und des arabischen Welthandels, und ihrer Wirkungen bis auf die Zeit der Entdeckung von Amerika die größte Lücke auszufüllen, die noch in der Geschichte vorhanden ist.“ Allein er setzt hinzu: „Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam.“

Das Werk beginnt mit allgemeinen Vor-
erinnerungen, welche den Charakter der Völker
des Alterthums überhaupt, den allgemeinen Ur-
sprung ihrer Staatsverfassung, die wesentliche Be-
schaffenheit und Verschiedenheit derselben und die
Ursachen davon, hernach die Eigenthümlichkeiten
ihrer gegenseitigen Handelsverbindungen betreffen.
So lange von unsrer Erde nur erst die drey großen
Kontinente (Asien, Afrika und Europa) bekannt
waren, welche wir mit dem Namen der alten
Welt bezeichnen, mußten nicht nur die Wege,
sondern auch die Einrichtungen des Welthandels
wesentlich von denjenigen verschieden bleiben, wel-
che ihm in unsern Tagen eigen sind. Jene drey
großen Erdstriche waren durch keine weiten Meere

getrennt, und dasjenige, welches sie in ihre Mitte einschlossen, das mittelländische Meer, war nur von einem beschränkten Umfange. Daraus ergiebt sich der Hauptcharakter des damaligen Handels, durch welchen er sich von dem neuern Handel seiner ganzen Natur nach unterscheidet, indem er der Hauptsache nach Landhandel, der Seehandel aber, der jetzt Hauptsache ist, nur Nebensache war. Mochte die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere und an einigen Küsten auch noch so lebhaft seyn; so diente sie doch meist nur zu einer Fortsetzung und Erleichterung des Landhandels, zu einer Überfahrt der Waaren von einem Orte zum andern in kleinen Entfernungen.

Großer Seehandel ist erst entstanden und möglich geworden durch die Entdeckung von Amerika; und diese hat auch den neuern Welthandel so außerordentlich verändert. Der Verf. zweifelt, daß je die bloße Umschiffung von Afrika um das Vorgebirge der guten Hoffnung allein jene große und allgemeine Veränderung des Welthandels hätte hervorbringen können. Die Schifffahrt nach Indien wäre vielleicht lange noch bloße Küstenschifffahrt geblieben, wie sie es im Anfange wirklich war. Hingegen nach der Entdeckung von Amerika lernte der Mensch dem Oceane trogen.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß diejenigen Länder, die am reichsten an schätzbaren Pro-

dukten sind, auch die wichtigsten Länder für die Ausfuhr werden müssen. Hieraus ergibt sich auch schon von selbst, daß Asien und Afrika, im frühern Alterthume größtentheils von kultivirten Völkern bewohnt, und beyde, vorzüglich jenes, so reich an eigenthümlichen herrlichen Produkten, die Hauptschauplätze des damaligen Handels werden mußten. Aber die unermessliche Größe dieser Länder, ihre natürliche Beschaffenheit, die vielen Wüsten, welche sie umfassen, die räuberischen Völker, die in diesen Wüsten umherzogen, legten wiederum dem wechselseitigen Verkehr der polizirten Nationen große Schwierigkeiten in den Weg. Dadurch entstand die Einrichtung der Karavanen (eigentlich Kierwanen), die eine so natürliche Folge der Umstände ist, daß sie noch bis auf den heutigen Tag bey dem innern Landhandel im Orient und in Afrika Statt findet und Statt finden muß. Mit der Einrichtung der Karavanen hing aber und hängt noch jetzt abermals vieles nothwendig zusammen, was dem Handel, der dadurch geführt wird, eigenthümliche Richtungen und Modifikationen giebt.

Noch aber mußte sich der Handel der Völker des Alterthums von dem neuern in folgenden Stücken unterscheiden. Erstlich: Er war überhaupt um vieles einfacher, als dieser; da die meisten der künstlichen Einrichtungen noch gar nicht vorhanden waren, ohne welche der neuere Handel

jetzt nicht würde bestehen können. Im Ganzen blieb er bloß Waarentausch, oder doch nur Waarenhandel gegen Geld. Der bloße Geldhandel, der einen Hauptzweig des neuern Handels ausmacht, war zwar im Alterthume nicht ganz unbekannt; aber er war doch nur in seiner Kindheit; denn der Geldhandel im Großen, wie er gegenwärtig ist, steht in einer zu genauen Verbindung mit dem öffentlichen Kredit der Staaten, und ist erst eine Folge der Kunst gewesen, öffentliche Schulden auf die möglichst vortheilhafte Art zu machen und wieder abzutragen. Diese Kunst war unbekannt in der alten Welt, weil sie überflüssig war. Die damaligen Staatsausgaben wurden entweder durch aufgelegte Tribute bestritten, oder auch in außerordentlichen Fällen, wenigstens in freyen Republiken, durch freiwillige Anleihen von Bürgern, die man zurückzahlte, aber die kein Gegenstand der kaufmännischen Spekulation werden konnten. Anweisungen von Geldzahlungen (Assignationen), die auf einen Dritten an einem auswärtigen Orte ausgestellt wurden, kannte man im Alterthume auch schon; aber die Kunst kannte man ebenfalls noch nicht, diese durch eine weitere Cirkulation selbst zu Gegenständen des Handels zu machen. Das sogenannte Diskontiren der Wechsel ist auch eine neuere Erfindung. Der eigentliche Wechselhandel überhaupt kann schwerlich ohne regelmäßig eingerichtete Posten bestehen, weil

alles dabey auf eine sichere, schnelle und häufige Korrespondenz ankommt; und daß keine Posten im Alterthume existirten, ist bekannt. Zweytens: Bey der größeren Einfachheit des Handels der alten Völker waren auch nicht so viele und so verschiedene Klassen von Theilnehmern damit beschäftigt, wie gegenwärtig. Der Kaufmann konnte weniger durch andre seine Geschäfte in der Ferne besorgen lassen; er mußte selbst Reisen machen, um den Einkauf und Verkauf zu betreiben; er war zugleich meist Eigenthümer und Führer seines Schiffs; wiewohl dieß häufige Ausnahmen gehabt haben mag. Der Kommissionshandel konnte im Alter nicht die Form haben, die er gegenwärtig hat, weil diese auch zu sehr von unsern Posteinrichtungen abhängt. Endlich, drittens, waren auch die Gegenstände des alten Handels ohne Zweifel um vieles beschränkter; da man nicht nur manche Produkte entweder gar noch nicht kannte, oder doch nicht gebrauchte, sondern auch die damalige Art des Transports es unmöglich machte, daß sie wichtige Gegenstände des Landhandels werden konnten. Getreidearten, Weine, Früchte, Öhle, alle Materialien und Waaren, die zur Bekleidung dienen, Gewürze und Räucherwerke waren die vornehmsten Produkte, auf welche sich der Handel bezog.

Der Verf. zeigt noch, daß für die Geschichte des Handels der Völker der alten Welt die von

ihm bearbeitete Zeitperiode vor und während der persischen Monarchie die interessanteste und lehrreichste ist. Die persische Monarchie war damals in ihrer vollen Ausdehnung; Griechenland und die griechischen Kolonien in Kleinasien und auf den Inseln des Ägeischen Meers waren in ihrer vollen Blüthe; die Ufer des mittelländischen Meers waren von fleißigen, muthigen und seefahrenden Völkern besetzt; Karthago hatte den größten Theil der afrikanischen Küste inne, und suchte sich ausschließend im Besitze des Handels mit dem inneren Afrika zu erhalten. Nur Cyrene, das den östlichen Theil der afrikanischen Küste beherrschte, war darin seine Nebenbuhlerin. In Europa hatten die griechischen Kolonien in Sicilien und Italien sich durch die Kultur ihres fruchtbaren Bodens unermessliche Reichthümer erworben. Die Römer, damals nur erst Herren von Latium, besuchten doch mit ihren Schiffen die Küste von Afrika, und schlossen mit den Karthagern Handelsverträge. Der Verkehr mit dem innern Gallien war in den Händen von Massilium (dem heutigen Marseille), lange Zeit hindurch, dem friedlichsten und glücklichsten unter allen griechischen Staaten. An der spanischen Küste blüheten Gades und andre unabhängige phöniciſche Kolonien, deren Schiffe sich selbst auf den Ocean wagten. Das eigentliche Griechenland hatte sich den Handel des ägeischen und des

schwarzen Meers, ferner nach Aegypten, Sicilien und Italien zugeeignet. Tyrus und die phöniciſchen Staaten behaupteten dabey ihr Recht, die Hauptarme des aſiatiſchen, wie des europäiſchen Handels durch ihre Häfen zu leiten. Der innere große Landhandel in Aſien ſelbſt fand keine Schwierigkeit, und die Ruinen von Perſepolis ſind noch jetzt ein redender Beweis von dem Kunſtſleiße der Völker und dem Reichthume der perſiſchen Könige. Dieß ſind vorerſt die allgemeinen Züge des Gemäldes, welches der Verſ. in dieſem Werke weiter in ſeinen einzelnen Partieen ausgeführt hat.

Buhle.

(Die Fortſetzung folgt.)

Nachricht von der neuen Ausgabe Oſſians im gälischen Original.

Die ſeit einer Reihe von Jahren (man ſehe die B. u. Bd. 3. S. 252) durch die patriotiſchen Bemühungen der ſchottiſchen Highland-Society vorbereitete Ausgabe der Gedichte Oſſians im gälischen Original iſt endlich im Laufe des vorigen Jahres in drey Oktavbänden, mit einer wörtlichen lateiniſchen Ueberſetzung von Robert Macfar-tan und wichtigen kritiſchen Abhandlungen, zu London ans Licht getreten. Man muß dieß Werk unter die merkwürdigſten Erſcheinungen in der

poetischen Literatur unserer Zeit zählen. Denn abgesehen von den wichtigen Subsidien, die dem Studium der gälischen Sprache durch dasselbe erwachsen sind, giebt es zugleich die unerwartetsten Aufschlüsse über das bestrittene und beynah verworfene Alter, und die Richtigkeit der von Macpherson übersetzten Ossianischen Gesänge. Die Kritiken Laing's und Shaw's unter den Engländern, Wilhelm Schlegel's und Adelung's unter den Deutschen, hatten aus der Übersetzung zu beweisen gesucht, alle jene Gedichte seyen neuen Ursprungs, wahrscheinlich ein Machwerk Macpherson's, eine von ihm angelegte Betrügerey; und diese Meinung war so ziemlich die herrschende geworden. Eine dem ersten Bande der neuen Ausgabe des Ossian voranstehende, meist historische, Abhandlung on the authenticity of the poems von John Sinclair giebt mit einemmal die entgegengesetzten Resultate, und beweist durch die wichtigsten Gründe, was Blair, Clark und Smith doch nur geahndet hatten. Die Hauptmomente dieser Untersuchung sind:

1) Macpherson war nichts mehr als Übersetzer, und obendrein ein sehr mittelmaßiger. Es wird durch Vergleichung mehrerer Stellen mit dem Original genügend dargethan, daß Macpherson, obgleich aus einer Gegend gebürtig, wo das Gälische noch gesprochen wird,

dennoch dieses Idioms im höchsten Grade unfundig gewesen sey, indem er ganze Stellen und noch öfter einzelne Ausdrücke gänzlich verfehlt, und dafür reichlichen Schwulst und Bombast aus eigenen Mitteln zugebüßt habe. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, bey allem Studium, seiner oft schleppenden und gedankenleeren Prosa in einer ihm so wenig befreundeten Mundart den Grad von Wohlklang, Energie und poetischer Vollendung zu geben, der im gälischen Original herrscht. Auch sind seine englischen eigenen Gedichte, *The highlander*, *Hunter* u. a., Produkte eines Geistes, aus dem kein *Carthonn* oder *Fionghall* hervorgehen konnte.

2) Die Gedichte Ossians sind ächte alte Poesie. Innere Gründe müssen zwar hier das meiste beweisen, doch sind auch einige historische, wenn gleich nur negative, vorhanden. Macpherson gab 1760 seine ersten *Fragments of Gaelic Poetry* heraus. Von Freunden unterstützt machte er nun eine Reise durch die Hochlande und die Inseln, wo Gälisch die Landessprache ist, um gälische Gedichte zu sammeln. Im Winter 1760 kehrte er zurück, und gab darauf zu Anfang des Jahrs 1762 den *Fionghall* und 16 kleinere Gedichte, 1763 nebst 5 kleineren Gedichten die *Tighmora* (*Temora*) heraus, von der er zugleich den siebenten Gesang in der Ursprache abdrucken ließ. Die Abgeschmacktheit der

Annahme, ein Mensch von dem Sinclair sagt, er habe nicht einen einzigen leidlichen Vers ans Licht fördern können, habe binnen zwey Jahren über 20 epische Gedichte, von diesem Werth, und von ungefähr 15000 Versen geschrieben, sie ins Englische übersetzt und mit vielen Anmerkungen und zwey großen Abhandlungen versehen, springt in die Augen. — Die einzige noch mögliche Einwendung wäre demnach, daß Macpherson selbst betrogen sey. Indesß ist nicht zu zweifeln, daß die verdienten Herausgeber ihr zu begegnen wissen würden; auch fällt sie durch den dritten Moment der Abhandlung so ziemlich weg.

3) Diese Gedichte können eine Vergleichung mit den besten Werken älterer und neuerer Dichtkunst aushalten.

Leider fehlen aber in der Originalausgabe folgende elf Gedichte, von denen die Manuscripte nicht mehr unter Macpherson's Papieren gefunden, und wahrscheinlich während seines Aufenthalts in Westflorida verloren gegangen sind. Die Schlacht von Lora. Der Krieg von Inisthona. Der Krieg mit Caros. Dithona. Die Lieder von Selma. Dathula. Verrathon. Euhullins Tod. Rathmon. Cathlin von Clutha und Sulmalla von Lumon. Die Hoffnungen der Highland-Society, die Originale hierzu noch aufzufinden, scheinen sehr gering, da im letzten

halben Jahrhundert diese Volksgefänge unter den Hochländern fast ganz verschwunden sind.

Nach der angeführten Originalausgabe wird nunmehr der durch frühere Übersetzungen aus andern Sprachen rühmlich bekannte Herr Prof. Ahlwardt zu Oldenburg eine poetische Verdeutschung des ganzen Ossian liefern. Als Probe derselben hat er bereits den siebenten Gesang der Tighmora in freyen, bald daktylischen, bald anapästischen Rhythmen abdrucken lassen, welcher nach dem Urtheile des Recensenten in der Jenaischen Allg. Lit. Zeit. (1808. No. 7.) das höchste Interesse gewähren soll.

Proben aus einer noch ungedruckten Topographie von Kurland.

(Fortsetzung des in No. 6. abgebrochenen Artikels.)

Über den Ursprung der Abau.

Der größte, wirklich einheimische Fluß in Kurland, dessen romantische Ufer unser vaterländischer Dichter Rütner besungen und gefeyert hat, ist die Abau. Sie entspringt und ergießt sich innerhalb der Gränzen unsers Vaterlandes, das eigentlich, wenn man allenfalls die Eckau noch ausnehmen wollte, alle seine bedeutenden Flüsse aus andern Provinzen erhält. Über den Ursprung unsrer Abau herrscht noch viele Dunkelheit sogar bey den

Anwohnern derselben; es sey mir erlaubt, diese Dunkelheiten hier aufzuhellen, da ich selbst unfern der Quelle des Flusses wohne. Die Mutter der Abau ist eigentlich die große morastige und seereiche Niedrigung, die sich bey dem Gute Annenhoff im neuenburgischen Kirchspiele in der Nähe der Kirche anhebt und in nordwestlicher Richtung, unter verschiedener Breite, die jedoch nie unter vier Werst ist, bis zum Gute Irmelau fast ganz gerade über drey Meilen weit fortläuft. Der eigentliche Ursprung der Abau ist aber nicht in diesem morastigen Thale zu suchen, sondern befindet sich, im genauesten Sinne, auf birtenischem Gebiet, hart an der neuenburgischen Gränze, zwischen den birtenischen Kumbeneeken und den neuenburgischen Abaweeshen Gesindern. Als äußerst unbedeutendes Flößchen entspringt hier die Abau, und tritt, nachdem sie eine halbe Meile nordöstlich geflossen ist, in den Upsausee, aus diesem geht sie in den Limarzsee, von da in einem gegrabenen Bette (indem die Güter Neuenburg und Lesten zum Behufe der Verbesserung ihrer, in dieser Niedrigung liegenden, Heuschläge das alte sehr verwachsene Bett der Abau der Natur überließen und gemeinschaftlich dieß neue Bett gruben) in den Brandausee, und von da wiederum in den Lestingsee, der den lestenschen Gütern ihren Namen gegeben hat. Vorläufig wollen wir sie da lassen und uns wieder zum Ursprunge ihrer wahren Mutter, ohne deren

Nahrung sie ein unbedeutendes Bächlein geblieben wäre, wenden. In jener tiefliegenden Morastfläche, die bey Annenhoff anhebt, stoßen wir auf der östlichen Seite zuerst auf den Mell-Esars, eigentlich Ehnausee, auf Kliggerhöfischer Gränze; dieser hängt unter der Erde mit dem bedeutenden Kligger-Esars zusammen; der Abfluß dieses Kliggersees an seinem nordöstlichen Ende wendet sich anfangs östlich, nimmt den Abfluß eines kleinen Sees beym lestenischen Preedes Rundsin Gesinde, und des unter dem Kliggerhöfischen Hofesfelde belegenen Ohglusees auf und schleicht sich, so wie die Abau am westlichen, eben so am östlichen Rande des erwähnten Morastes, in einer Strecke von mehr als anderthalb Meilen bis zum oben erwähnten Festingsee. Dieser nimmt auch den neuenburgischen Mühlenbach auf, und durch alle diese Wasservorräthe gestärkt kommt die Abau bereits in ansehnlicher Breite hervor, nimmt bald darauf, noch immer in der oben erwähnten Niedrigung, unter dem Gute Peterthal, die Weesacht auf und erscheint bey Trnelau als völlig bestimmter und bedeutender Fluß. Ihr fernerer Lauf, so wie, daß sie die Ahsuppe als ihren größten Nebenfluß aufnimmt und sich unter dem, zum Privatgute Schleef gehörigen, Beyhose Abauhoff in die Windau ergießt, ist bekannt. Eine Menge Güter und Beyhöfe erhalten ihre Namen von der freundlichen Abau, deren Jugendleben freudenleer und traurig erscheint, die aber nachher die schönsten und lieblichsten Gegenden Kurlands durchströmt; gleich dem Manne, der frühe durch Entsagungen, Anstrengung und Fleiß das künftige gehalt- und genußreiche Leben herbeysführte.

Watson.

E r k l ä r u n g.

Die häufigen Anfragen, welche vor einigen Jahren wegen der kurischen Freysassen — gewöhnlich, aber fälschlich, Freybauern genannt — an mich ergingen, bewogen mich damals, einige Nachrichten über diese Leute aufzusetzen. Unglücklicher Weise hatte ich ihre Dokumente nicht zur Hand, auch waren die damaligen Zeitumstände von der Art, daß ich mir jene Urkunden nicht verschaffen konnte. Ich glaubte mich auf mein Gedächtniß verlassen zu können, baute Hypothesen auf Hypothesen, und hielt sie für sichere, mit den Dokumenten in keinem Widerspruch stehende Resultate. Allein bey genauerer Durchsicht gedachter Dokumente und bey reiferem Nachdenken bin ich andrer Meinung geworden, indem es sich ergab, daß alles, was ich nur über dieses Völkchen niedergeschrieben hatte, nicht weniger Irriges und Falsches enthält, als die Nachrichten des Predigers Heinsius, eines meiner Vorgänger. Liebe zur Wahrheit verpflichtet mich daher, jedem meiner Freunde, dem ich etwas Schriftliches über die kurischen Freysassen mitgetheilt haben sollte, hiermit zu erklären: daß ich diese Aufsätze als nicht geschrieben ansehe; und — zugleich bitte ich um ihre Vernichtung.

Lippaiken = Pastorat, den 12ten April 1808.

Bergesonn.

N e u e wöchentliche Unterhaltungen größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 17. Mitau, den 27. April 1808.

L i t e r a t u r.

Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Von A. H. L. Heeren &c.

(Fortsetzung der in No. 16. abgebrochenen Recension.)

Rec. geht nunmehr zu einer genaueren Anzeige der merkwürdigsten Untersuchungen im Einzelnen über. Der erste Theil des Werks betrifft, wie schon erinnert worden ist, die Länder Asiens. Diese schildert der Verf. zunächst nach ihrem physischen und politischen Zustande im Alterthume überhaupt.

Für die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen ist Asien derjenige Haupttheil der Erde, der am meisten unsrer Aufmerksamkeit und Betrachtung werth ist. In ihm bricht die erste Dämmerung der Geschichte des Menschengeschlechts an; und wahrscheinlich war Asien die erste Heimath, der erste Wohnplatz desselben.

Die Natur hat diesen Erdtheil vor allen übrigen auffallend begünstigt; der größte Theil desselben füllt die nördliche gemäßigte Zone aus; und seine große Ausdehnung, da sein Flächeninhalt das Vierfache von Europa, und fast ein Viertel mehr als Afrika ausmacht, bestimmt es zu dem ansehnlichsten Schauplatze, auf dem wir die leblose sowohl, als die thierische Schöpfung in ihrer höchsten Mannigfaltigkeit und Schönheit erblicken. Europa hat keine Produkte, die nicht auch Asien hätte; und bringt wenige derselben so vortrefflich hervor, wenn sie nicht etwa der Kunstfleiß des Europäers veredelte. Auch außer seiner Lage verlieh die Natur Asien noch Vorzüge andrer Art, wodurch es sich auszeichnet. Sowohl der Zugang zu Asien, als der innere Verkehr seiner Bewohner, ist sehr leicht. Die Meere, welche diesen Welttheil umgeben, bilden überall große Bufen, die sich bis tief in das Innere der Länder erstrecken, und die da, wo sie aufhören, wiederum große Flüsse aufnehmen, welche Asien nach allen Richtungen durchströmen, und den bequemen und sichern Austausch der Produkte der verschiedenen Länder befördern.

Der Verf. theilt Asien nach den verschiedenen großen Gebirgsketten, welche das Innere desselben durchlaufen, und auch die Richtung der vornehmsten Flüsse bestimmen, in drey Theile, die nicht nur durch die Beschaffenheit ihres Klima's und Bodens, sondern auch durch die Lebensart und

Sitten ihrer Bewohner sich wesentlich von einander absondern. Der nördlichste, jetzt unter dem Namen Sibirien bekannte, Theil, vom Rücken des Altai bis zum Eismeer, kommt hier fast gar nicht in Erwägung, weil er den Alten größtentheils unbekannt blieb, und nur von rohen, wilden Jägersvölkern bewohnt wurde. Bloß das Faktum an sich selbst ist interessant, daß Sibirien schon im frühesten Alterthume, und vielleicht, wie manche Data vermuthen lassen, von einer zahlreichen Volksmenge bewohnt wurde, als jetzt. Wichtiger ist der mittlere Theil Asiens für die gegenwärtige Forschung, zwischen den Gebirgsketten des Altai und Taurus. Er begreift die weiten Steppenländer vom kaspischen Meere bis zu dem östlichen Ocean (Mare orientale) unter dem Namen der großen Tatarey, obgleich nicht alle darin wohnende Völker tatarischer Abkunft sind. Hier haben die Mogolischen, Kalmückischen und Sungarischen Völker ihre Wohnsitze. Die Lebensart dieser wird durch die natürliche Beschaffenheit des Bodens und den fast gänzlichen Mangel an Waldungen und andern großen Holzarten bestimmt. Daher war sie von jeher nomadisch, und ist es noch bis auf unsre Zeiten. Der dritte Theil von Asien aber, den wir unter der Benennung von Süd-asien begreifen, vom 40sten Grad nördlicher Breite an, enthält die reichsten und fruchtbarsten

Länder der Welt: Vorderasien, die sämtlichen Provinzen des neupersischen Reichs, das nördliche Hindostan, nebst den beyden Halbinseln dießseit und jenseit des Ganges, endlich Tibet und das ganze eigentliche China. In diese Länder setzt schon die graueste Sage des Alterthums den Anfang des Landbaues, des Weinbaues, so wie den Ursprung der Städte und der politischen Verbindungen.

Aus dem Verhältnisse und der verschiedenen Lebensart der nördlichen und südlichen Völker Asiens läßt sich die ganze Geschichte Asiens in ihren Hauptmomenten und nach ihrem Hauptcharakter leicht erklären. Die nomadischen Völker Nordasiens, an unternehmendem Muth und wilder Tapferkeit den südlichen mehr civilisirten, aber auch dadurch mehr verweichlichten, Völkern überlegen, wurden von Zeit zu Zeit die Eroberer und Beherrscher dieser. Aber ihre Herrschaft war selten von langer Dauer; sie verstanden nicht ihre Eroberungen zu sichern und zu behaupten, überließen sich dem Genuße, und erfuhren dasselbe Schicksal, von einem andern Eroberer unterjocht zu werden. So entstanden und verschwanden im Alterthume die Reiche der Assyrier, der Chaldäer, der Perser und Parther; so im Mittelalter das Reich der Araber; so späterhin die tatarischen und mogulischen Staaten, die noch gegenwärtig, wenn gleich halb in Trümmern, dastehn. Kennt man

die Entstehungsart der asiatischen Monarchieen, so sind auch ihr ungeheurer Umfang, der Ursprung des Despotismus, der aus einer bloß militärischen Verfassung, wie die Verfassung nomadischer erobernder Völker ist, nothwendig hervorgeht, endlich ihre fehlerhafte, höchst unvollkommene, sowohl bürgerliche als häusliche, Einrichtung hieraus leicht zu begreifen. Zum ungebundenen Despotismus leitete überdem auch die Polygamie, die bey den asiatischen Völkern von jeher eingeführt war, wie sie es noch gegenwärtig ist.

Der innere Handel Asiens war im Alterthume, wie in Afrika, Landhandel, und ward, wie dort, durch Karavanen geführt. Er ist sich bis auf unsre Zeiten in seiner Form gleich geblieben, die Verschiedenheit der Richtung abgerechnet, welche die Entdeckung des Weges zur See nach Ostindien, und die dadurch bewirkte Handelsverbindung der westlichen europäischen Nationen mit Ostindien, auch dem innern Landhandel Asiens gegeben hat. Die großen politischen Revolutionen Asiens, von Nebukadnezar und Cyrus bis auf Dschingisch an und Timur haben zwar den Handel unterbrochen, auch ist er manchmal durch die Anarchie gestört worden; nie ist er jedoch ganz unterdrückt, oder auch nur wesentlich verändert worden. Die vornehmsten Gegenstände des asiatischen Landhandels aber waren edele Metalle, wie Gold und Silber; Edelsteine, Perlen; Baa-

ren zur Bekleidung, Wolle, Baumwolle, Seide und Pelzwerk; endlich Specereyen, Gewürze und Räuchwerk. Der Verf. macht über diese Waaren selbst mehrere lehrreiche Bemerkungen.

Noch verdient im Allgemeinen der große Einfluß Aufmerksamkeit, welchen die Verschiedenheit und die Verwandtschaft der Sprachen auf die Verbindung der Völker und ihren wechselseitigen Verkehr hat, und der im Alterthume noch um vieles größer seyn mußte, als in den neuern Zeiten; weil es damals noch keine so allgemein bekannte und außer ihrem Vaterlande verbreitete Sprachen gab, wodurch man sich auswärts hätte verständlich machen können; weil ferner die Völker weit schärfer abgesondert waren, und der Fremde nicht selten als ein Feind betrachtet zu werden pflegte. Leider sind nur die Nachrichten, welche die Griechen uns über diesen Gegenstand aufbewahrt haben, sehr dürftig, da sie von allen ausländischen Sprachen, die sie barbarische nannten, sehr verächtlich dachten. In den Gebirgsländern und an den Küsten Asiens ward eine Menge ganz verschiedener Sprachen gesprochen, wie dieses noch gegenwärtig der Fall ist; denn in jenen hatte eine Menge kleiner Völkerschaften ihre Wohnsitze, und die Küsten waren von jeher den Einwanderungen und Niederlassungen (Kolonien) auswärtiger Volksstämme ausgesetzt gewesen. Also die Hauptsprachen Asiens, die weit ausgebreitet waren, muß

man im Innern und in den unermesslichen Ebenen desselben suchen. Der Verf. unterscheidet vorzüglich folgende: Im Innern Vorderasiens herrschte die altphrygische Sprache, eine der ältesten Sprachen überhaupt; so wie die Phrygier zu den ältesten Bewohnern Vorderasiens gehörten. Sie war eine Tochter oder Schwester der armenischen, mit welcher sie noch im Zeitalter der persischen Monarchie große Ähnlichkeit hatte. Die Küstenländer und die südlichen Gebirgsländer Vorderasiens enthielten mancherley Dialekte, griechische, thracische, wegen der mancherley dort befindlichen fremden Kolonien. Jenseits des Flusses Halys nahm eine der großen Hauptsprachen Asiens ihren Anfang, die man jetzt in ihren verschiedenen Zweigen unter dem Namen der semitischen Sprache zu begreifen pflegt, und von welcher in unsrer Zeit theils noch manche Dialekte existiren, theils schriftliche Überreste vorhanden sind. Die Gränze der semitischen Sprache war der Fluß Tigris. Jenseits derselben fangen die persischen Sprachen an, die wir hauptsächlich durch die Bemühungen des berühmten französischen Gelehrten Anquetil du Peron und mehrerer Engländer genauer kennen. Insbesondere sind von drey Dialekten derselben schriftliche Überreste und Wörterbücher nach Europa gebracht, und in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlich. Der erste Dialekt heißt

Zend, welcher die Sprache des alten Mediens war und worin die Schriften des Zoroaster ursprünglich verfaßt sind. Der zweyte Dialekt hieß Pehlvi, und wurde in den südlichen an Assyrien und Babylonien stoßenden Ländern geredet. Der dritte Dialekt endlich hieß Parsi, oder war das eigentliche Altpersische, welcher während der persischen Herrschaft sich am weitesten ausgebreitet und die übrigen Dialekte verschlungen zu haben scheint. Die größte Verschiedenheit der Sprachen fand, schon nach Herodots Bemerkung, in dem nördlichen Asien statt. Die griechischen Kaufleute aus den Handelsstädten am schwarzen Meere mußten sieben verschiedene Dolmetscher mit sich nehmen, um sich den Völkern, mit welchen sie Handel trieben, verständlich machen zu können; und Strabo meldet, daß man in der einzigen griechischen Handelsstadt Dioscurias am östlichen Ufer des schwarzen Meeres zu der Zeit der großen Märkte, die dort gehalten wurden, über siebenzig verschiedene Sprachen reden hörte; was zugleich ein Beweis von der uralten Handelsverbindung des nördlichen europäischen und asiatischen jetzigen Rußlands mit dem südlichen Asien und den Griechen seyn kann.

Der Verf. geht nun zur Schilderung der politischen Verfassung und des Handels der großen asiatischen Völker selbst über, und zwar redet er zuerst von den Persern. Er liefert hier eine sehr

ausführliche, sehr schätzbare geographisch = statistische Übersicht des persischen Reichs nach seinen verschiedenen Satrapieen (Gouvernements), die ein ganz neues helles Licht über diesen bisher nur einzeln, fragmentarisch und höchst unvollständig, mangelhaft und irrig bearbeiteten Gegenstand verbreitet. Für Freunde der Archäologie ist hier unter andern auch seine Erklärung der berühmten Ruinen von Persopolis wichtig und der an denselben befindlichen Inschriften. In Deutschland haben zwey Gelehrte, Hr. Prof. Lichtenstein in Helmstedt und Hr. Grotefend, ehemals in Göttingen, jetzt Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt am Mayn, zwey ganz verschiedene Alphabete zu finden geglaubt, nach welchen sie diese Inschriften lesen, die Sprache derselben bestimmen und sie deuten. Die Methode der Erklärung beyder ist so entgegengesetzt, daß der eine von der rechten zur linken Hand, der andre umgekehrt von der linken zur rechten Hand liest, und dennoch bringen beyde einen, wiewohl natürlicher Weise sehr verschiedenen, Sinn heraus. Hr. Heeren erklärt sich für die Deutung des Hrn. Grotefend. In seiner Beurtheilung und Auslegung der Ruinen von Persopolis überhaupt unterscheidet sich der Verf. wesentlich von der Auslegung des verstorbenen Herder, der aber diese vertheidigt hat in einer Sammlung Briefe, welche in der neuen, nach seinem Tode

veranstalteten, Ausgabe seiner sämtlichen Werke gedruckt sind, und von welchen auch ein Brief unmittelbar an Hrn. Prof. Neeren gerichtet ist. Die Materie selbst würde hier eine zu weitläufige Auseinandersetzung fordern.

Nach der geographisch = statistischen Übersicht des persischen Reichs folgt die Entwicklung der inneren Verfassung desselben, mit welcher sich der erste Band schließt. Es ist dieß eine für die ganze alte Geschichte Asiens, so weit sie mit der Universalgeschichte in Verbindung steht, höchst lehrreiche Untersuchung; und alle große Begebenheiten des alten persischen Reichs, besonders das letzte Schicksal, welches dasselbe durch den Eroberer Alexander hatte, gewinnen dadurch an Aufklärung.

Der zweyte Band betrifft die politische Verfassung, den Verkehr und Handel der südlichen Völker Asiens, und der entferntern nördlichen, also der Phönicier, Babylonier und der Scythen. So wenig Rec. den Werth auch der Untersuchungen in den beyden ersten Abschnitten verkennt, so bleibt ihm doch aus Rücksicht auf die Schranken dieser Blätter nichts übrig, als hier bloß ihr Studium zu empfehlen. Dagegen will er einiges aus dem Abschnitte ausheben, welches die nördlichen Völker Asiens angeht, da diese für unsre Leser mehr Interesse haben, und die Meinungen der neuern Geschichtsforscher über dieselben,

ihre Wohnsitze, ihre Verbindung mit dem südlichen Asien und den Griechen so einander widerstreitend sind. Der Verf. besitzt die gelehrten Kenntnisse, welche die Untersuchung verlangt; er weiß die Zweifel der Neuern und die Gründe, auf welchen dieselben beruhen; er hat seine scharfsinnige und unparthenische historische Kritik bewährt; es läßt sich also auch von ihm ein Resultat erwarten, das beachtet zu werden verdient; und auf jeden Fall macht es Vergnügen zu sehen, wie verschieden ein Paar gelehrte Historiker, Heeren und v. Schöb-
 zer, die an demselben Orte zu Göttingen leben, über die älteste Geschichte der Völker des Nordens urtheilen.

Buhle.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines Livländers.

(Fortsetzung des in No. 12. abgebrochenen Artikels.)

Bevor ich Dich wieder nach Wiburg zurück-
 führe, sollst Du noch etwas von den finnischen Bauern, ihrer Lebensart und ihrem Thun und Treiben hören. Der finnische Bauer ist persönlich frey, und seine ganze Verbindlichkeit zu dem Gute, auf welchem er sich ein Stück vorher unbebautes Land ausgesucht hat, besteht nur in eini-

gen leichten Frohndiensten, die er mit seinen Händen und seinem Geräthe leistet. Ubrigens kann er Haus und Hof verlassen und sich auf einem andern Gute nach einem bessern Unterkommen umsehen, wenn er nicht etwa durch Schulden an seine Hufe gebunden wird.

Höchst ärmlich ist die Wirthschaft eines Finnen. Wenn die Stube des russischen Bauers jederzeit durch drey helle, freundliche Fensterchen erleuchtet und dadurch zum Aufenthalt für einen Menschen von natürlichen Bedürfnissen erträglich wird: so ist dagegen die Wohnung des Finnen eine schmutzige, elende Rauchkammer, ein Treibhaus für Tarakanen und das Heer des übrigen Ungeziefers. Der Finne lebt nicht in Dörfern, sondern, wie unser livländischer Bauer, in Gesindern (Finnisch: Tuzpainen). Er hat im Durchschnitt weniger Knechte und Mägde, als man bey uns auf den Bestand eines Gesindes rechnet, und nichts desto weniger braucht er doch mehrere Gebäude zur Wohnung. Diese Wohnungen haben ein im höchsten Grade monotones Ansehen. Jedes Bauerhaus ist, wenn man das sehr flache Dach abrechnet, ein vollkommener Würfel. Nichts Gesägtes wird daran wahrgenommen. An der einen Seite sind ein Paar Lustlöcher von einem Quadratfuß ins Gevierte angebracht, und an der entgegengesetzten eine Thüre, durch welche man beynah auf allen Vieren hineinkriechen muß, um dann in eine pechschwarze Stube zu treten. Das gewöhnliche Hausgeräthe besteht aus einem Tisch und ein Paar Bänken. Hinter dem Ofen verbirgt sich ein preussisches Kasernenbett oder eine Truhe. Der Ofen selbst, das wesentlichste einer solchen Behausung, hat fast die Struktur des russischen. Sein Rauchfang ist, fest und unvorsichtig genug, von Holz und ragt

ein bis zwey Schuh über dem mit Lubben höchst unordentlich bedeckten Dache hervor. Kein Wohnhaus hat mehr als ein Zimmer; außer diesem aber gehören zu einer Heimath (was man in Livland Gesinde nennt) ein Vieh- und ein Pferdestall (gewöhnlich beyde sehr lustig erbaut); eine Vorrathskammer; eine große Tenne (Rige); eine Badstube und eine Milchkammer, gewöhnlich noch das sauberste Fleckchen im ganzen Bezirk.

Die Kleidung des Finnen besteht in einem weiß wollenen Kittel, der ihm bis über die Knie reicht, und oft zierlich genug mit buntem Wollengarn ausgehäht ist. Dazu trägt er ein russisches Hemde, dergleichen Hosen und sogenannte Pasteln von Baumrinde. Statt der Strümpfe umwickelt er den Fuß mit Leinwand, und sein meistens gelbes Haar läßt er unter einem braunen Filzhuth hervorgucken. Das weibliche Geschlecht trägt ein ärmelloses Nieder, wie unsre Bäuerinnen, und darüber ein Kapot, das dem der Esthinnen gleicht. An Haarpuß unterscheiden sie sich aber von beyden durch mehr Mannigfaltigkeit und Kunst. Verhey-rathete Weiber tragen eine Art Turban von weißem Zwillich, der zuweilen barrok genug aussieht; die Mädchen hingegen, eitel harmlose, meist aber auch seelenlose, Geschöpfe, wickeln ihr geflochtenes Haar am Hinterhaupte in einer Scheibe auf, und befestigen diese an der Scheitel mit einem rothen Bande und einer messingenen Nadel. Wenn sie Hochzeit machen, so wird diese Kleidung in ein stattliches Galla aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts verwandelt. Ich hatte, als ich eines Tages bey Frau von L. zum Frühstück war, Gelegenheit, eine solche Hofdame aus den Zeiten der Pompadour zu sehen. Sie trat in den Saal. Unbeweglich ruhete das kleine Knackabroed-Gesicht=

chen zwischen einer Frisur, an der man jedes seidene und sammetne Fleckchen, jedes Gold- oder Silberblättchen, jede Glaskoralle, jede bunte Feder, kurz den ganzen Flitterkram, der im Hause aufzufinden war, und zugleich ein Magazin von Weizenmehl und Fett verschwendet hatte. Ihr Kleid, von schwerem Stoff, war mit Bändern, goldnen und silbernen Treffen verziert. So angezogen trippelte das Wesen ehrbar auf uns zu, während ich zurücktrat, um dem vornehmen Besuche nicht im Wege zu seyn. Aber ein sehr vernehmbarer Kuß auf die Hand der Frau von L. ließ mich bald vermuthen, was es mit der vermeinten Hofdame für eine Bewandniß habe. Ich trat näher und erkannte eine kleine recht niedliche Aufwärterin des Hauses, deren sonst hübsche rothe Backen mit einem Mehl-Mosaik überzogen waren, und deren natürliches braunes Haar ein Friseur zu einem Meisterstücke seiner Kunst umgeschaffen hatte. So sah eine finnländische Braut aus, die eben im Begriff stand, mit ihrem ganz einfach gekleideten Liebhaber vor den Altar zu treten.

Das Fuhrwerk des Finnen ist ein zweyräderiger Karren, der die Gestalt eines Kastens hat. Er soll mehr fassen, als der bey uns gewöhnliche Bauerwagen; aber dafür sitzt es sich auch äußerst unbequem darin, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Die Pferde sind hier klein, aber außerordentlich dauerhaft; sie gehen in einem immerwährenden und so starken Trab, daß ich zweifle, ob ein russisches Pferd es mit ihnen auf die Länge aushalten würde.

Die sogenannte Rödung ist in Finnland kein Nothbehelf, sondern eigentlich Wirthschaftsart. Aber dann sollte doch der Finne mehr Fleiß auf die abgerödeten Ländereyen verwenden, und nicht

jeden abgebrannten Baumstumpfen stehen lassen, zumal da der Steine, die den Raum für den guten Boden verengen, ohnehin schon so viel sind. Stämme, Wurzeln, Steine, alles bleibt auf dem Fleck, wo es von Anfang her gewesen ist. Mit einem fingerlangen Tabackspfeifchen im Munde sitzt der Bauer da, zieht den stinkenden Qualm mit Wohlbehagen in sich und schaut freundlich dem lodernden Feuer zu, das oft den benachbarten Wald oder den Zaun, denn alle Ländereyen sind hier eingefriedigt, mit ergreift und verzehrt. Dann schleppt er seine hölzerne Hacke über das mürbe Land und säet sein Winterkorn aufs Gerathewohl hinein. Die Gluth, welche eine solche Abroddung veranlaßt, mag wohl Ursache seyn, warum große Granitblöcke, die sich in der Nähe befinden, und zwischen denen alles frischer grünt und kühlt, oft mürbe und verwittert sind.

Finnland ist das Land aller Waldbeeren. Viel Ruhmens und Preisens wurde mir schon von der Mamurami gemacht, die für die nordische Ananas gilt, ob sie gleich nichts mehr als eine Gattung Erdbeeren ist. Diese Frucht, nebst Milch und Butter sind hier die Hauptartifel der Exportation; in ungeheuern Quantitäten wandern sie nach Petersburg.

Um 11 Uhr Abends kamen wir von Rowandholm nach Wiburg zurück. Die unvorhergesehene Ohrseige am Imatrafall und die plötzliche Erkältung hatten mir einen kranken Hals zugezogen. Mit Beseitigung aller meiner vorrathigen Recepte warf ich mich daher dem Schlaf in die Arme, und hoffte von diesem Freunde der Menschen schnelle Hülfe. Aber vergebens. Ich mußte den darauf folgenden Tag das Zimmer hüten und meinen Voratz aufgeben, eine Fahrt nach dem, wenige Werst

von hier an der Straße von Friedrichsham und Rymenogorod am Meerbusen liegenden, Steinbruch zu machen, wo die prächtigen, aus einem Stücke bestehenden, Granitsäulen zur Kasanschen Kirche gebrochen werden. Dieser Granit ist nicht schlechter als der ägyptische, auch hat er ganz dasselbe Gemenge: roth und weiß mit stark versprengtem schwarzen Glimmer, und nimmt eine Politur an, welche fast die des Marmors übertrifft.

Nachdem uns der einzige Schmidt im Städtchen, eingedenk seines Vorrechts, der einzige zu seyn, bis gegen Abend mit der Reparatur unsrer zerbrochenen Achse aufgehalten hatte, nahmen wir endlich von der liebenswürdigen Familie L. Abschied. Die Thore knarrten, der Schlagbaum flog in die Höhe, und bald hatten wir das kleine Wiburg sammt der schönen Bucht und den reizenden Klippen und Inselchen im Rücken. Die aufgehende Sonne fand uns schon funfzig Werst hinter Wiburg und gestern Abend um acht Uhr sahen wir die Thürme von Petersburg wieder.

(Der Beschluß folgt.)

D r u c k f e h l e r.

In No. 12. ist S. 198 Z. 9 statt orkan erkan; Z. 11 statt Ansto Nesto; ebend. statt walsiba walsibe, und Z. 3. v. u. statt passoulaß passoules zu lesen.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 18. Mitau, den 4. May 1808.

L i t e r a t u r.

Getreue Abbildungen und naturhistorische Beschreibung des Thierreichs aus den nördlichen Provinzen Rußlands, vorzüglich Liefland, Ehstland und Kurland betreffend. Herausgegeben von Ernst Wilhelm Drümpelmann und Wilhelm Christian Friebe. II. Heft. Mit fünf (illuminirten) Tafeln. Riga, 1807. Im Verlage der Herausgeber und in der Hartmannschen Buchhandlung. 16 S. Fol.

Die allgemeinen Bemerkungen, welche von uns bey der Anzeige des ersten Heftes dieses Werks gemacht worden sind, treffen auch das zweyte; Ref. verweist daher auf No. 2. der W. U. vom Jahre 1807, und hält gegenwärtig eine bloße Inhaltsanzeige für hinreichend.

Das vorliegende zweyte Heft ist ausschließlich den Vögeln gewidmet und beginnt mit einer Einleitung in die Naturgeschichte dieser Thiere, die

eine kurze physiologische Zergliederung der äußeren Gestalt der Vögel und einen Blick auf die Eintheilung und Klassifikation derselben gewähren soll. Zuerst die bekannten wesentlichen Merkmale. Unter diesen besonders von den Federn, deren Verschiedenheit in Ansehung der Farbe, Größe und Stellung; vom Schnabel und von den Füßen nach ihrer Beziehung auf Lebensart, Nahrung und Aufenthalt, oder auf die Bestimmung des Totalhabitus: daher man sie auch zum Haupt-Eintheilungsgrunde der Klassifikation genommen. Die Verschiedenheit der Schnäbel wird hier nach der Substanz, dem Umriß, der Form, Gestalt und Bedeckung aufgeführt; so wie die Füße und Zehen nach ihrer Zahl, Lage, Stellung und Verbindung. In Rücksicht des Aufenthalts und der Veränderungen des Wohnplatzes werden hier die Vögel in einheimische, in wandernde und in Strichvögel eingetheilt, und damit ist die kurze Übersicht aus der allgemeinen Naturgeschichte der Vögel beschloffen, die, nach unserm Dafürhalten, gründlicher hätte gegeben werden sollen, wenn man nicht lieber geradezu auf ein gutes Handbuch dieser Wissenschaft verweisen wollte. Doch Ref. will bloß referiren.

Die Herausgeber liefern sodann die Klassifikation der Vögel nach der Bestimmung derjenigen Naturforscher, welche die leichteste Übersicht gewähren (nach dem Urtheile der Herausgeber: Linné, Blumenbach, Lacépède; des letztern Ein-

theilung wird, als leicht und äußerst charakteristisch, vorzüglich empfohlen, weshalb auch die Klassifikationstabelle des französischen Naturforschers, zur leichtern Übersicht, auf einem besondern Bogen abgedruckt ist). Zur Beförderung der anschaulichen Kenntniß empfehlen die Herausgeber das Ausstopfen der Vögel nach Bechsteins Methode (Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands); billig hätten sie aber auch hier auf die neuesten deutschen und französischen Schriften über diesen Gegenstand verweisen, oder einen zweckmäßigen Auszug liefern müssen, indem die angeführte Anweisung nichts weniger als vollkommen ist.

Es folgt nun die Beschreibung und Erklärung der Tafeln, auf welchen die abgebildeten Vögel ganz ohne Berücksichtigung einer systematischen Eintheilung dargestellt sind. Wäre es nicht zweckmäßiger gewesen, auf jeder Tafel einen Repräsentanten einer Ordnung des gewählten Linnéischen Systems darzustellen, und so gleichsam der für Anfänger und Dilettanten vorgesezten Einleitung eine praktische Brauchbarkeit und Beziehung zu geben?

Die, abermals von dem Hoffupferstecher *Susemihl* in Darmstadt gearbeiteten, Tafeln selbst liefern: VI. eine meisterhafte Abbildung des Thurmfalken, *Falco tinnunculus* L.; — VII. die mittlere Ehyreule, *Strix Otus* L. (die gewählte

Stellung zeigt Bewegung, der Kopf ist gesenkt, die Flügel sind etwas gehoben.) — Auf der VIII. Tafel findet man zwey Vögel verschiedener Gattung der Natur getreu und kunstvoll nachgebildet: Fig. 1. der Stieglitz, *Fringilla carduelis* L. und Fig. 2. die weiße Bachstelze, *Motacilla alba* L. — Gleich meisterhaft ist auf der IX. Tafel das Männchen der Kriekente, *Anas Crecca* L. und auf der X. das Weibchen derselben Art dargestellt.

Der Unkundigen wegen wollen wir noch einen Druckfehler anzeigen: S. VI Z. 10 steht *Gallina* statt *Gallinae*. Auch bemerken wir, daß von dem ersten Hefte dieses Werks sowohl eine französische als eine russische Übersetzung, in demselben Format und mit denselben Kupfern, bereits erschienen ist.

Über den Unterschied zwischen politischen und philosophischen Menschen.

Der Text zu diesen Worten findet sich in dem Gespräche des Platon, welches *Theaitetos* überschrieben ist. Dieser Dialog ist einer der prüfenden Art. Es wird die Frage aufgeworfen, was Wissenschaft sey. Protagoras Behauptung, daß zur Weisheit ein jeder sich selbst genüge, und die, daß jeder sich selbst der Maßstab der Wahrheit sey, wird widerlegt. „Die Erfahrung,“ heißt es,

„lehrt, daß Menschen oft verschiedener Meinung sind; aber ein Satz ist darum nicht wahr, wenn er von den meisten dafür gehalten wird. Auch gestehen die Menschen einigen in einigen Dingen vorzügliche Wissenschaft zu, z. B. in den Gefahren zur See und in denen der Krankheiten. Was süß oder sauer sey, glaubt freylich jeder zu wissen. In vielen andern Fällen aber halten einige für falsch, was andre für wahr halten. Vielleicht verfehlen wir selbst die Wahrheit, und Protagoras, der früher lebte, als wir, war wahrscheinlich auch weiser. Wenn er plötzlich vor uns erschiene, würde er wohl mich und dich als Wahnwitzige widerlegen und wieder verschwinden. Auch in der Politik — wer wird das, was in dem einen Staate für schädlich, für gerecht, heilig, nützlich, oder für das Gegentheil gehalten wird, für jeglichen Staat in Wahrheit als solches gelten lassen? Nach des Protagoras Principien wäre also nichts an sich wahr, sondern was allgemein wahr scheint, das ist wahr, zu der Zeit und so lange Zeit, als es so scheint. Eine Untersuchung verwickelt uns also in die andre, die kleinere in die größere. — Haben wir denn nicht M u ß e? o Sokrates? fragte Theoborus. „Es scheint so,“ antwortete jener. Dieß ist ungefähr der Gang des Gesprächs. Angeknüpft an jene letzten Worte, aber innig und wesentlich zusammenhängend mit der ganzen Untersuchung, folgt nun eine Digression, die ich hier verdeutschen will,

zum Besten derer, die sie in der Ursprache nicht lesen können oder wollen. Was nämlich oben bey der Einführung des Theaitetos mit wenig Worten angegeben wurde — daß es äußerst schwer sey, einen solchen Jüngling zu finden, der gelehrig und sanftmüthig, und zugleich männlich und kraftvoll von Natur sey, ohne auf der einen Seite langsam und vergeßlich, auf der andern wild und zügellos zu seyn — dieses wird hier im Allgemeinen durchgeföhrt, der Unterschied nämlich zwischen philosophischen und politischen Menschen. —

Sokrates. Auch habe ich oft, o Vortreflicher, schon sonst bemerkt, vornehmlich auch jetzt, daß nämlich die, welche sich mit Philosophiren lange Zeit abgegeben haben, wenn sie sich in die Gerichtshöfe begeben, als Redner lächerlich erscheinen. — Theodoros. Wie meinst du das? —

Sok. Es scheinen die, welche in Gerichtshöfen und dergleichen von Jugend auf sich umgetrieben, gegen solche, welche sich der Philosophie und ähnlichen Studien widmeten, wie Knechte gegen Freygeborne sich zu verhalten. — Theod. In wiefern? — Sok. In sofern diese, wie du sagtest, immer Muße haben, und ihre Untersuchungen in Frieden mit aller Muße anstellen. So wie wir jetzt uns schon dreymal in Untersuchung auf Untersuchung eingelassen haben; so kümmern auch jene, wenn ein neuer Gegenstand mehr als der vorliegende sie, gleichwie uns, anzieht, sich nicht dar-

um, ob sie kurze oder lange Zeit dabei verweilen, wenn sie nur der Sache auf den Grund kommen. Die andern aber reden nie mit Muße, es treibt sie das abfließende Wasser der Uhr. Auch dürfen sie nicht reden, wovon ihnen gelüftet; sondern der Gegner dringt mit Zwangsmitteln auf sie ein, und hält die Klageschrift vor, über welche nicht hinauszugehen ist, Antomofia genannt. Die Reden betreffen allezeit den Mitsklaven, sind an den auf den Richterstuhl sitzenden Gebieter gerichtet, der das Recht in Händen hat. Auch haben die Kämpfe nie eine ferne, sondern immer eine unmittelbare Beziehung, oft zittert man um sein Leben, dergestalt, daß jene Menschen, aus allen diesen Gründen, heftig und erbittert werden, und dem Gebieter mit Worten schmeicheln und durch Thaten gefällig zu werden lernen. Klein sind sie und nicht gerade von Seele. Denn die Größe, Geradheit und Freymüthigkeit wird durch die Knechtschaft von Jugend auf erstickt. Diese zwingt sie zur Niederträchtigkeit, indem sie mit Gefahren und Besorgnissen die noch zarten Seelen ängstigt. Allem diesen, auf dem Wege der Gerechtigkeit und Wahrheit nicht gewachsen, wenden sie sich alsobald zur Lüge und Beeinträchtigung andrer, werden schief und verkrüppelt. So bleibt nichts gesundes mehr in ihrem Urtheil, wenn die Jünglinge zu Männern herangewachsen sind, und wackere und weise Leute geworden zu seyn vermeinen. Also sind nun diese

beschaffen, o Theodoros. Die aber von unserm Chor — sollen wir sie schildern, oder, sie übergehend, uns sofort wieder zu unsrer Untersuchung wenden, damit wir auch nicht (wovon wir eben sprachen) in der Ungebundenheit und der Ausschweifung unsrer Untersuchung zu weit gehen? — Theod. Keinesweges, o Sokrates, sondern wir wollen sie schildern. Durchaus richtig ist ja deine Behauptung, daß nicht wir, als zu diesem Chor gehörig, die Diener der Reden, sondern die Reden gleichsam unsre Dienstboten sind. Jeder von ihnen muß auf seine Abfertigung warten, so lange es uns beliebt. Wir haben keinen Richter oder Zuschauer, wie die Dichter, vor uns, der uns würdigen und über uns entscheiden werde. — Sok. Reden wir denn, wenn du so willst, von den Häuptern! — Was sollte man auch von denen sagen, die sich nur so obenhin mit der Philosophie befassen? — Jene Häupter nun von Jugend auf zu betrachten, so wissen sie erstlich zum Markte den Weg nicht, noch zu einem Gerichts- oder Rathhause, oder zu einem andern gemeinsamen Versammlungsort der Stadt. Gesetze und Verordnungen, die mündlich oder schriftlich ergangen, sehen und hören sie nicht. Der Wettseifer ihrer Kameraden nach Ehrenstellen, ihre Zusammenkünfte, Gastmähler und Gelage mit zugezogenen Flötenspielern, das alles fällt ihnen auch nicht im Traume ein. Ob etwas gut oder schlecht im

Staate verhandelt worden; was diesem und jenem Schlimmes durch seine Stammältern zugestoßen, von Seiten der Männer oder Weiber, das ist ihnen so verborgen, als, wie man zu sagen pflegt, der Sandboden des Meeres. Nicht einmal, daß er dieses nicht weiß, weiß ein solcher. Denn nicht Ruhmes halber enthält er sich dessen, sondern in Wahrheit ist sein Körper allein in der Stadt anwesend und wohnhaft. Der Geist aber, dieses alles für geringachtend, als nichtwürdig betrachtend, fliegt überall umher, nach Pindar, was unter und über der Erde ist ermessend, des Himmels Sterne erkundend, und überall alle Natur erforschend der Wesen jeglicher Welt, mit dem aber, was ihn umgiebt, sich nicht befassend. — Theod. Was willst du damit sagen, o Sokrates? — Sok. Wie denn auch Thales, den Sternkundiger, als er, nach oben schauend, in eine Grube fiel, eine sinnige und scherzhafte Magd aus Thracien verspottet haben soll, weil er das, was am Himmel sey, zu wissen begehre, während das, was um ihn und vor seinen Füßen liege, ihm entgehe. Dieser Vorwurf trifft fast alle, die sich auf die Philosophie legen. In der That, einem solchen bleibt von seinem Nächsten und Nachbarn unbekannt, nicht bloß was er treibt, sondern beynah auch, ob er ein Mensch ist, oder ein andres Thier. Was aber der Mensch an sich sey, und was er vermöge dieser Natur Eigenthümliches im Handeln und Lei-

den habe, daß fragt er und macht es zum Gegenstande seiner Untersuchung. Verstehst du nun, o Theodoros, oder nicht? — Theod. Ich verstehe, und du sagst die Wahrheit. — Sok. Hat es nun, mein Lieber, ein solcher in einer eigenen oder öffentlichen Sache mit jemand zu thun, wie ich anfangs sagte, falls er vor Gericht oder anderswo sich gezwungen sieht, über Dinge zu reden, die ihm vor den Füßen und Augen liegen, so wird er zum Gelächter, nicht allein den Thraferinnen, sondern auch anderm Volk, indem er in Gruben und allerley Verwirrung geräth aus Unerfahrenheit. Sein linksisches Wesen macht, daß man ihn für dumm hält. Bey Schmähungen hat er keinen Schimpf aus dem Privatleben eines andern aufzudecken, unbekannt mit andrer Fehlern deshalb, weil er sich nicht darum bekümmert. In seiner Verlegenheit erscheint er lächerlich. Bey den Lobeßerhebungen und Prahlereyen andrer, wo man ihn nicht verstellter Weise, sondern aus Herzensgrunde lachen sieht, scheint er aberwitzig zu seyn. Wird ein Tyrann gefeyert, so glaubt er einen Hirten, z. B. einen Saubüter, oder Schäfer, oder einen Rinderhirten glücklich preisen zu hören, weil er viel melkt. Nur daß jene eine bössartigere und listigere Thierart weiden und melken. Roh und ungebildet, meint er, müßten jene wegen Mangel an Nuße nicht minder als die Hirten werden. Was die Hürden auf dem Berge seyen, eben

das sey die um die Stadt her aufgeführte Mauer. Höret er, daß, wer an Ländereyen zehntausend Plethren und darüber besitze, eine wundersame Besizung habe; so scheint sie ihm sehr gering, die Erde nach ihrem ganzen Umfang zu betrachten gewohnt. Welche aber die Geschlechter rühmen, als sey einer adelich, der sieben reiche Ahnen aufzuweisen habe, die loben, nach seiner Meinung, durchaus als stumpfe und kurzsichtige Menschen, die sich aus Mangel an Bildung nicht zur Anschauung des Ganzen erheben können, und nicht berechnen, daß ein jeder unzählige Myriaden von Ahnen und Voraltern habe, unter welchen Reiche und Bettler, Könige und Sklaven, Barbaren und Hellenen, bey manchem oft zu tausenden vorkommen werden. Aber auf eine Liste von fünf und zwanzig Ahnen sich zu brüsten und bis auf Herakles den Amphitryoniden hinaufzusteigen, das erscheint ihm als eine unerhörte Kleinigkeitskrämerey. Daß aber des Amphitryoniden fünf und zwanzigster Ahn in aufsteigender Linie das war, wozu ihn das Spiel des Schicksals machte, und selbst der funfzigste Ahn von ihm — lachen sieht man den Philosophen über die, welche dieß nicht begreifen und sich der Eitelkeit einer unwissenden Seele nicht entschlagen können. In allen diesen Stücken wird nun ein solcher von der Menge verlacht, theils weil er einen verachtenden Stolz zu verrathen scheint, theils weil er des Gemeinsten unfundig und überall

verlegen ist. — Theod. Was du sagst, ist durch-
 aus Thatsache, o Sokrates. — Sok. Wenn er
 aber wiederum einen von diesen sich höher verstei-
 gen läßt, und jemand Lust hat sich zu erheben
 über das: „was für Unrecht füge ich dir zu, oder
 du mir?“ zur Betrachtung der Gerechtigkeit und
 Ungerechtigkeit, worin das Wesen, und worin der
 Unterschied beyder bestehe; oder von dem Satz:
 „ob ein König glücklich sey, der viel Gold be-
 sitze?“ zu Untersuchungen über Regierung, oder
 menschliche Glückseligkeit und menschliches Elend
 überhaupt, was sie seyen und nach welchen Grund-
 sätzen es dem Menschen naturgemäß sey, das eine
 sich zu verschaffen, das andre von sich zu entfer-
 nen: — wenn über alles dieß hingegen jene kleine
 Seele, der hitzige Sachwalter, Rechenschaft geben
 soll, so stehet er hinwiederum gegen den Philoso-
 phen im Schatten. Schwindelnd nämlich und von
 der Höhe herabhängend, und mit starren Blicken
 hinunterschauend, wie ein Verbannter stöhnend,
 verlegen, und redend wie ein Barbar, wird er den
 Thraferinnen zwar nicht zum Gelächter, auch sonst
 keinem Ungebildeten (denn diese merken es nicht),
 dagegen aber allen denen, die nicht wie Sklaven
 erzogen sind. Dieß ist also die Beschaffenheit der
 beyden, o Theodoros. Der eine ist in der That in
 Freyheit und Muße aufgewachsen, welchen du einen
 Philosophen nennest. Dieser erscheint an sich untä-
 delich, und nichtswürdig dagegen, sobald er auf

sklavische Verrichtungen verfällt; z. B. Strohbindel versteht er nicht zu knüpfen, noch auch Gemüse zuzurichten oder schmeichlerische Reden. Der andre aber kann alles dieß geschickt und schnell verrichten. Den Mantel aber mit freyem Anstande über die Rechte umzuwerfen versteht er nicht, eben so wenig mit harmonischen Worten gebührend zu feyern der glückseligen Götter und Männer wahres Leben. — Theod. Wenn du alle, o Sokrates, überzeugst von dem Gesagten, wie mich, so würde mehr Frieden und des Bösen weniger unter den Menschen herrschen. — Sok. Dennoch ist es unmöglich, das Böse zu vertilgen, o Theodoros (denn etwas dem Guten entgegengesetztes muß es nothwendig immer geben). Nicht den Göttern dürfen wir dieses bemessen, aber die sterbliche Natur und diesen Ort umwandelt es nothwendiger Weise. Daher muß man streben, von hier dorthin zu fliehen aufs baldigste. Flucht aber ist: möglichste Annäherung zu Gott; Annäherung aber: gerecht und heilig mit allem Bedacht zu werden. Freylich, mein Bester, ist es nicht leicht, jemand zu überzeugen, daß man nicht um deswillen, als es die Menge thut, das Böse fliehn und der Tugend nachjagen müsse; deshalb nämlich scheint ihr das eine ersprießlich, das andre nicht, damit man nicht böse, sondern gut zu seyn scheine. Dieß ist sogenanntes „alter Weiber Geschwätz.“ Das Wahre ist folgendes: Gott ist nie und auf keine Weise ungerecht, son-

bern im höchsten Grade gerecht, und nichts ist ihm ähnlicher, als wer von uns der Gerechteste ist. Hierauf beruhet das wahre Vermögen eines Mannes, wie auch sein Unwerth und seine Unmännlichkeit. Die Erkenntniß dessen ist wahre Weisheit und Tugend; die Unkunde aber offenbare Thorheit und Laster; die andern scheinbaren Vorzüge und Talente, welche in politischen Gewaltthabereyen zum Vorschein kommen, sind lästig, die der mechanischen Künste sind dem Freyen unanständig. Wer also Ungerechtigkeit übt und Unheilißes sagt und thut, dem wäre viel besser, wenn es ihm an dem Vermögen zu freveln gebrähe. Denn sie sind entzückt bey dem Schimpfe, und vermaßen zu hören, daß sie nicht Thoren sind, noch eine träge Last der Erde, sondern Männer, deren Heil dem Staate am Herzen liegen müsse. Ich muß also frey mit der Wahrheit herausgehen, daß sie um so mehr das sind, was sie nicht zu seyn meinen, eben weil sie es nicht meinen; denn sie kennen die Strafe der Ungerechtigkeit nicht, die man doch kennen muß. Nicht von der Art ist sie, als sie meinen, nämlich Streiche und Verurtheilung zum Tode (welche bisweilen solche erleiden, die nichts verbrochen haben); sondern der Art, daß man ihr nicht entfliehen kann. — Theod. Und diese wäre? — Sok. Zwey Vorbilder, mein Lieber, sind in Wahrheit aufgestellt, eins des Göttlichen, Glückseligen, das andre des Ungöttlichen,

Elenden. Sie aber, nicht gewahrend, daß es sich so verhält, werden in ihrer Verkehrtheit und äußersten Thorheit unvermerkt diesem ähnlich durch ungerechte Thaten, jenem unähnlich. Sagen wir aber, daß, wosfern sie nicht von ihrer Ruchlosigkeit ablassen, sie am Ende jener vom Bösen reine Ort nicht aufnehmen wird, und daß sie hieselbst in einem ihnen selbst ähnlichen Zustand immer verharren werden, Böse zu Bösen gesellt; so hören sie als durchtriebene Schelme und Schalken dieses an, wie ein Gerede unwissender Menschen. — Theod. Vollkommen so, o Sokrates. — Sok. Ich weiß wohl, mein Freund. Eins inzwischen begegnet ihnen doch, daß, wenn sie unter vier Augen Rechenschaft geben oder annehmen sollen, über die Gegenstände ihres Tadelß, und sie männlich lange Zeit aushalten wollen, und nicht unmännlich fliehen; dann bleiben sie, mein Bester, am Ende stecken und können sich selbst nicht mehr helfen in ihren Reden. Jene ihre Redekunst geht aus wie ein Licht, dergestalt, daß sie von Knaben nicht unterschieden scheinen. Von diesen Dingen nun, maßen ich nur nebenbey darauf zu sprechen kam, wollen wir absteigen. Es würde sonst immer mehr herzufließen, so daß unsre anfängliche Untersuchung ganz überschwemmt würde. — Theod. Mir war dieses, o Sokrates, nicht minder angenehm zu hören, denn leicht war ich im Stande dir zu folgen. Wenn es dich aber dünkt, so kehren wir wieder zum Vorigen zurück.

E. Ch. Trautvetter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lottchen an den May.

(Mel. God save the King.)

Willkommen, lieber May!
 Mit jubelndem Geschrey
 Begrüß' ich dich.
 Du, Bonne der Natur,
 Verschönerst diese Flur,
 Und rufest liebevoll zu Freuden mich.

Schon ist mein Blumenbeet
 Mit Veilchen übersät
 Zum Strauß und Kranz;
 Die schmücken mehr als Band
 Und Petinettentand,
 Wenn die Schalmey mich ruft zum Spiel und Tanz.

Nun hört beym Wasserfall
 Das Lied der Nachtigall
 Mein lauschend Ohr,
 Und in dem stillen Hain
 Wiegt mich in Schlummer ein
 Der muntern Vögelschaar melodisch Chor.

Wie schön ist's, wenn vom Baum
 Die Blüthe fällt wie Flaum,
 So weiß und leicht;
 Dann ist auch nicht mehr weit
 Entfernt die Bonnezeit,
 Wo sich in voller Pracht die Rose zeigt.

Mein Blumenkörbchen soll
 An jedem Tage voll
 Mit Rosen seyn;
 Damit will ich den Pfad
 Des Lebens früh und spät
 Mit vollen Händen mir als Kind bestreu'n.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 19. Mitau, den 11. May 1808.

L i t e r a t u r.

Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Von A. H. E. Heeren u.
(Beschluß der in No. 17. abgebrochenen Recension.)

Der große Einfluß, welchen die Völker, die das nördliche und mittlere Asien bewohnten, auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts gehabt haben, würde es unverzeihlich machen, sie mit Stillschweigen zu übergehen; wenn auch nicht aus der Periode des persischen Reichs uns mehr Nachrichten von ihnen erhalten worden wären, als man aus einer so entfernten Zeit erwarten sollte. Der Verf. läßt der Länderkunde und der historischen Wißbegierde und Wahrheitsliebe des Herodot volle Gerechtigkeit wiederfahren; er folgt ihm in der Beschreibung und Geschichte der nordasiatischen Völker als seinem vornehmsten Führer, und beurtheilt die Gränzen der Kenntniß, welche Herodot von den zu dem heutigen russischen Reiche gehörig-

gen Ländern und Völkern gehabt hat, in der Hauptsache eben so, wie Gatterer und Mannert. Hierbey will sich also Rec. nicht länger aufhalten; nur einige dem Verf. eigenthümliche Bemerkungen über den Handel der nordasiatischen Völker mögen hier Platz finden.

Eigentlich waren es die griechischen Handelsstädte an den Ufern des schwarzen Meers, die Leben und Thätigkeit unter die Bewohner des Nordens brachten. Diese Städte waren sämmtlich Kolonien aus Miletus. Olbia (das neuere Cherson) an der Mündung des Borysthenes, behauptete den ersten Rang unter ihnen. Auf dieses folgte Panticapäum, auf der taurischen Halbinsel; das ihm gegenüber liegende Phanagorium und Tanais, im innersten Winkel des azowschen Meers; neben der Mündung des Phasis aber Dioscurias und die großen Handelsstädte Sinope, Heraclea und Amisus an der nördlichen Küste von Vorderasien, oder der südlichen Küste des Pontus Eurinus. Diese Städte waren größtentheils siebenhundert Jahre vor Christi Geburt, also noch vor dem Anfange des persischen Reichs gestiftet; sie hatten die Schiffahrt und den Handel des schwarzen Meers sich zugeeignet, und fanden Mittel, selbst die Produkte des fernsten Ostens und Nordens an sich zu ziehen.

Die vornehmsten Gegenstände ihres Handels

waren 1) Sklaven. Die beständigen kleinen Kriege, welche die kaukasischen Völker unter einander führten, mußten stets eine Menge Kriegsgefangene veranlassen, die als Sklaven verkauft wurden; und unter den scythischen Völkern selbst war Sklaverey durchgehends eingeführt; daher auch im Alterthume der Name Scythe als gleichbedeutend mit Sklave gebraucht wurde; etwa so, wie jetzt in den Häusern der russischen Vornehmen der Thürhüter gewöhnlich ein Schweizer heißt, wenn er auch die Schweiz nie gesehen hat, und nicht einmal weiß, daß solch ein Land existirt.

Eine andre natürlichere und nützlichere Waare, die zum Gegenstande des Handels diente, war das Getreide. Man sieht aus Herodot, daß ein großer Theil der scythischen Völkerschaften bereits damals zum Ackerbaue fortgegangen war, und daß insbesondere die heutige Ukraine, an beyden Ufern des Dniepr, sehr viel Getreide erzeugte. Dieß angebaute Land zog sich bis nach dem heutigen Mohilew hinauf; und Herodot (IV, 17) sagt ausdrücklich von den dort wohnenden Scythen, daß sie den Ackerbau nicht für sich, sondern des Handels wegen trieben. Die größte Niederlage des Getreides war in der Stadt Olbia, mit welcher vorzüglich Athen in Verbindung stand, dessen unfruchtbares Gebiet bey weitem nicht so viel Korn hervorbrachte, wie das Bedürfniß seiner Einwohner forderte.

Weiter noch, als durch den Kornhandel, wurden durch den Handel mit Pelzwerk die Griechen in das Innere des nördlichen Asiens geführt. Zwar erreichte der Handel mit Pelzwerk im Alterthume, da die handelnden Nationen in einem südlichen milden Klima lebten, nicht den Umfang, den er in den neuern Zeiten zuerst durch die Hansestädte vor der Entdeckung des nördlichen Amerika's erreichte, und den er auch noch gegenwärtig hat; aber er war doch immer ein großer und wichtiger Handelszweig. Am wenigsten konnten die Bewohner der nördlichen Küste des schwarzen Meers, bey der Beschaffenheit des dortigen Klima's, den Gebrauch wärmerer Kleidung im Winter entbehren. Herodot erwähnt eines Volkes, der Melanchlanen, die im heutigen nördlichen Rußland wohnten, und wahrscheinlich ihren Namen von den Pelzen bekamen, die sie trugen. Der Hauptplatz des Handels mit Pelzwerk war im Lande der Budiner (in der Gegend des heutigen Saratow), wo die Griechen eine Slobode angelegt hatten.

Noch merkwürdiger aber ist die Beschreibung, welche schon Herodot von einer Karavananstraße giebt, die durch die Steppen von Kapttschak, über den Ural, nördlich um das kaspische Meer bis nach der Kalmückey lief. Die Scythen selbst waren die Waarenführer (Frachtbauern), weil sie die Lastthiere dazu besaßen. Der Weg ging durch sieben Völker, die verschiedene

Sprachen redeten; denn die Kaufleute mußten, wie schon oben beyläufig erinnert worden, sieben verschiedene Dollmetscher mitnehmen, zuerst längs den Küsten des azowschen Meers bis zu den Ufern des Don (Tanais). Man passirte diesen Fluß unweit seiner Mündung; dann kam man in die große Steppe von Astrakan (dem Wohnsitze der Sindi). Von hier zog man in nördlicher Richtung bis zu den Wohnsitzen der Budiner, wo die Hauptniederlage des Pelzhandels war. Dann ging der Zug nordöstlich sieben Tage durch eine Wüste bis zu den Wohnsitzen der Thyssageta und Tyrcä, an den Gränzen Sibiriens. Endlich überstieg die Karavane den Ural und langte in den Steppen der Kirgisen und Kalmücken, dem Ziele ihrer Reise, an.

Der Verf. wirft hier die Frage auf: Was für Bedürfniße konnten die Griechen und Scythen in diese öden Steppen führen? Es konnte weder der Pelzhandel, noch der Handel mit Vieh oder Sklaven seyn; denn Pelzwerk fand sich dort nicht; und Sklaven und Vieh brauchte man nicht so weit zu suchen. Der Verf. wagt daher die kühne Vermuthung, daß die Wohnsitze jener Völker, der Kirgisen und Kalmücken, bloß die Plätze waren, wo die Karavanen des Ostens und des Westens zusammenstießen, und wo der Austausch ihrer Waaren geschah. Freylich hatten die

Züge der Scythen nach Herodots Angabe hier ein Ende; aber man war doch mit den entferntern Völkern, den Issedonern und Massageten, sehr wohl bekannt. Diese beyden Völker nennt Herodot goldreiche Völker. Sie wohnten gerade an den Gränzen der reichen Gebirgsländer Asiens, und standen mit diesen in Verbindung. Von hier ferner bis nach Baktra und Marakanda, den ersten Stapelplätzen der indischen Waaren, lief eine Kette von Völkern, wo Glied an Glied sich reihte. Entweder mochte also das Gold der einzige Gegenstand dieses Handels seyn; oder die Erzeugnisse Indiens wurden hier zugleich eingetauscht, wie in späteren Zeiten unbezweifelt geschah. Eine Handelsverbindung dieser Art wird noch wahrscheinlicher, wenn man erwägt, daß zu eben dieser Zeit bereits eine Schifffahrt auf dem kaspischen Meere eingerichtet war. In der Periode des blühenden Macedonischen Reichs, wie man mit Zuverlässigkeit weiß, wurden die indischen Waaren den Fluß Oxus hinuntergeschifft und queer über das kaspische Meer zu den Mündungen der Flüsse Araxes und Cyrus gebracht; von deren Ufern sie wiederum zu Lande nach dem Phasis, und dann auf diesem Strome zu den griechischen Seestädten am schwarzen Meere geführt wurden. So ließ es sich vielleicht erklären, wie die Wohnsitze der Kirgisen und Kalmücken die Ziele der Karavannen werden konnten, die von dem Ufer des

schwarzen Meers dahin zogen, um diejenigen Produkte einzutauschen, welche die Issedonen aus dem östlichen Asien dorthin brachten. Alle diese Bemerkungen des Hrn. Prof. Neeren über die Handelsverbindung der Griechen mit dem nördlichen Asien sind den Meinungen des Hrn. von Schöbzer in Göttingen in seinen Anmerkungen zum Nestor geradehin entgegengesetzt; nach welchen alle jene meist aus Herodot gezogene Fakta Märchen sind.

Der zweyte Haupttheil oder dritte Band dieses vortrefflichen Werks ist ganz einer ausführlichen Schilderung der politischen Verfassung und des Handels der afrikanischen Völker gewidmet, nämlich der Karthager, Aethiopier und Aegypter. Durch die Neuheit und das Interesse der Resultate, welche diese Untersuchung des Verf. schon in der ersten Ausgabe darboten, hat er sich den ersten schriftstellerischen Ruhm erworben. Man lernt hier die drey erwähnten Nationen des Alterthums in einem ganz andern Lichte, als bisher, kennen, und ihre Wirksamkeit aus einem ganz andern Gesichtspunkte beurtheilen. Selbst die geographische Kenntniß des Innern von Afrika hat durch dieses Werk sehr gewonnen, da die Alten diesen großen Erdtheil fast genauer kannten, als die Neuern, weil jene mit den ihn bewohnenden Völkern in einem nähern Verhältnisse waren.

Angehängt sind der neuen Ausgabe noch meh-

rere Beylagen, die angezeigt zu werden verdienen:
 I. Ein Aufsatz des Hrn. Grotefend über seine Erklärung der Inschriften von Persopolis, mit einem in Kupfer gestochenen Alphabet, nach der Art, wie er diese Inschriften liest. II. Versuch einer Erläuterung der von Estias angeführten indischen Wörter aus dem Persischen. Von Hrn. Prof. Lychsen in Göttingen. III. Erläuterungen aus dem Persischen, über die Namen von Pasargada und Persopolis. Von ebendemselben. IV. Bemerkungen über Herders Persopolis, in Vergleichung mit den Ideen des Verf. V. Über den Charakter der despotischen Verfassung und der Staatsverfassungen überhaupt. VI. Über die Handelsstraßen des alten Asiens. Die noch beygefügte Charte stellt das alte Asien dar in der Periode des noch blühenden persischen Reichs.

Buhle.

Über den Unterschied zwischen politischen und philosophischen Menschen.

(Fortsetzung des in No. 18. abgebrochenen Aufsatzes.)

Soweit Plato. Nun wäre die Reihe an mir, aus diesem Text ein Thema zu ziehen, dieses ans Kreuz zu schlagen, d. h. nach einer beliebigen logischen oder unlogischen, paragraphischen oder alphabetischen Disposition zu verarbeiten, und endlich

einige Nutzenwendungen daraus abzuleiten. Oder ich könnte auf dem homiletischen Wege diese platonische Digression zuerst skelettiren, eine Einheit hineinlegen, an die Plato selbst nicht gedacht, und dann das Skelett wieder mit Fleisch bekleiden, und zwar etwas fetter, als vorher. Keines von beidem will ich thun; sondern ich will neben dieser Digression einige aphoristische Sätze hinstellen, wie sie mir einfallen. Dabey greife ich dem Scharfsinne meiner Leser nicht vor, denen es unbenommen bleibt, sie mit eigenen Zusätzen zu vermehren. Dann will ich noch einige Parallelstellen hinzufügen, und auf diese Art den Tempel eines großen Meisters gleichsam mit Propyläen, Säulengängen und Nebengebäuden versehen. Sollte dadurch für manche dieser Aufsatz das Ansehen gewinnen, als bestehe er aus lauter Bruchstücken zu einem — oder aus Ruinen von einem Gebäude, so würde er eben dadurch um so interessanter werden. Diese können ihn nämlich als eine Aufgabe der Zusammensetzung ansehen, wie man geometrische Figuren oder Landcharten in einzelne Stücke zerschneidet, um sie wieder zusammenzusetzen. Gelänge dieß nun nicht, so würden sie schwören, es sey keine Einheit in dem Stücke. Frenlich die Einheit nicht, welche sie suchen. Sie suchen nämlich eine mechanische Einheit des Maßes und der Zahl. Wenn sie nur 1, 2, 3; a, b, c, sehen oder hören, so geben sie sich zufrieden.

Diese bloß äußere Einheit, welche nur eine Aneinanderreihung der Theile ist, kann gar wohl mit der größten Verwirrung und Unordnung bestehen. Shakespeare, dem man zum Fehler anrechnet, die Einheit oft vernachlässigt zu haben — und zwar nicht ohne Grund, wenn man darunter jene äußere, mechanische Einheit versteht — Shakespeare sagt im Sommernachtsstraume von Squenz, dem Vorredner im burlesken Stücke Piramus und Thisbe: „Seine Rede war eine verwickelte Kette, alles zusammenhängend, aber alles in Unordnung. — Er hat auf seinem Prologus gespielt, wie ein Kind auf der Flöte. Er brachte wohl einen Ton heraus, aber keine Note.“ — Daß gilt von gar vielen, die ihre Reden in Kapitel und Paragraphen dividiren und subdividiren. Wenn ich mir eine rechte Freude machen will, so nehme ich eine alte Edition von Ciceros Briefen oder gar von Pindars Oden zur Hand. Es ist zu verwundern, wie mühsam und wie glücklich oft unsre alten Philologen in den vorangefetzten Argumenten den Inhalt eines Briefes, einer Ode u. dergl. in ein Zahlen- oder Alphabetsystem gebracht haben. Haben doch die Psalmen und prophetischen Schriften kein besseres Schicksal gehabt. Bey den heiligen Reden und Schriften unsrer Zeit fällt jene alphabetische Ordnung bey dem ersten Blick in die Augen; dagegen vermißt man nur zu häufig in

ihnen jene prophetische Unordnung, jene Salbung, ohne welche vorzüglich Reden dieser Art ausgedroschenem Stroh an Gehalt und Wirkung ähnlich sind.

Es giebt nämlich, außer jener mechanischen Einheit, eine Einheit ganz anderer und höherer Art, welche ich die innere, dynamische, organische nennen will. Ich könnte sie auch die philosophische nennen, weil es ein charakteristisches Merkmal eines philosophischen Menschen ist, sich um keine andre, als diese, zu bekümmern. Diese Einheit braucht der von seinem Gegenstande begeisterte Redner oder Schriftsteller nicht erst mühsam zu suchen und dann knechtisch zu befolgen; sondern sie wird ihm so, wie der Inhalt, und mit dem Inhalte selbst gegeben. So wie die Pflanze, welche, vom Sonnenstrahl geweckt, empor-schießt, Einheit der Form und des Gehaltes von selbst gewinnt, innere, organische Einheit nämlich, Persönlichkeit gleichsam, das Produkt der eigenen Lebenskraft. Diese Einheit findet sich daher im Homer, wie im Ossian, ob gleich beyde sicherlich nichts von ihr gewußt haben. Woher aber kommt das? Weil sie nur dann sprachen oder sangen, wenn der Geist sie trieb, oder wie Ossian sich sehr naiv ausdrückt: „wenn der Schimmer des Liedes in seine Seele fiel.“ Eine Rede aber, die nicht geistig empfangen und lebendig geboren wird, ist todt, d. h. ohne Wirkung auf

Leben. In keiner Zeit sind so viele todte Geburten zum Vorschein gekommen, als in der unsrigen. Fast alle Schriften, die wir unsrer lieben Jugend in die Hände geben — gehören sie nicht in diese Klasse? Das Unheil, welches hieraus erwächst, ist unsäglich. Der Keim des Lebens wird schon in den zarten Seelen erstickt. Wie wird den armen Kinderseelen die Natur vorgeschnitten! Eben so, wie man ihnen die Landkarten vorschneidet. Jenes aber ist blutiger Mord. Dieses Secirmesser haben Bertuch, Funk und andre mit vielem Success und Ruhme geführt. Der gute Raff, welcher doch noch einiges Leben und Anschauung hatte, ist auch von ihnen verdrängt. Ein Glück, daß Pestalozzi's gesunder, kraftvoller Geist diesem chinesischen Mechanismus entgegenwirkt, oder vielmehr neues Leben anfacht in der todten Masse; denn eine todte Kraft ist undenkbar, folglich kann auch von Gegenwirkung hier nicht die Rede seyn. Seelen, welche in der Jugend so verwahrloset wurden, werden in der Folge nie oder nur sehr schwer zur lebendigen Anschauung des Ganzen gelangen, von welcher Plato redet.

Eben darin nun liegt auch der Grund, warum man der Jugend ewig wird zurufen müssen: *exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!* In den Schriften der Griechen, Juden und übrigen alten Völker herrscht nämlich in der Regel weit mehr Geist und Leben. Sie sind daher

auch vorzüglich geschickt, jenes geistlose Wesen — welches Plato eigentlich unter der Barbaren versteht — zu vernichten. Man möchte sagen, daß damals jugendlich = frische Menschengeschlecht sey nun schon veraltet, und erhalte selbst bey neuen Anfrischungen jene freye Lebendigkeit nicht wieder, wenigstens nicht in demselben Grade. Es ist übrigens nicht schwer, eine todtgeborne Rede oder Schrift von einer lebendigen zu unterscheiden. Daß Leben spricht uns so unmittelbar und kräftig an, daß eine Verwechselung, oder gar ein Betrug, hierbey unmdglich ist.

Plato's Dialoge aber sind vorzugsweise solche mächtige Ergüsse der philosophischen Lebenskraft. Er, als Philosoph, ist sich seiner philosophischen Freyheit bewußt, wie wir aus der vorliegenden Digression sehen. Homer, als Dichter, übte seine poetische Freyheit vielleicht, bewußtlos, aus Instinkt. Ich beziehe mich hier auf das, was ich früher in diesen Blättern über Plato's philosophische Kunst gesagt habe. Er ist in dieser Hinsicht so einzig, daß ich ihn schlechthin den Kunstphilosophen, und seine Philosophie die Kunstphilosophie nennen möchte. Durch diese Benennung würde, wie mich dünkt, sein Verhältniß zu den neuern sogenannten kritischen und Naturphilosophen zugleich sehr bündig bezeichnet. Seine Dialogen haben die auffallendste Ähnlichkeit mit den homerischen Rhapsodien. Ich will hier nur

eine Parallele zwischen den beyden Genien ziehen. Homer läßt im neunten Gesange der Iliade, wo die Helden den Achilles bereden wollen, die Waffen zu ergreifen, den alten Phönix eine lange Rede halten, welche wiederum in einer langen Episode die Geschichte des Meleagros enthält. Die Episode hat freylich zunächst den Zweck, Achilles an dem Beispiele des Meleagros zu zeigen, wie derjenige, der allzuheftig und unversöhnlich zürne, am Ende sich selbst am meisten schade und es dann zu spät bereue. Aber sie ist auch außerdem innig mit dem Ganzen verwebt. Es liegen darin nämlich, wie im Reime, alle folgenden Begebenheiten des ganzen Gedichts, welches sich in dieser Episode gleichsam im Kleinen abspiegelt. Eben so hat die oben gelieferte platonische Episode bey dem ersten Anblick nur einen zufälligen Zusammenhang mit dem Ganzen. Bey genauerer Ansicht aber findet sich, daß sie organisch mit demselben verbunden ist. Plato selbst vergleicht seine Gespräche mit einem Strome, welcher, immerfort anschwellend, in mannichfachen Krümmungen sich ergießt. Wem es aber an einem solchen Zuflusse von Ideen gebricht, der sollte sich zum Schriftsteller dieser Art nicht berufen halten, zum mindesten werden ihm Kenner das philosophische Talent nicht zugestehen.

So viel von innerer, organischer Einheit und von der philosophischen Freyheit. Da man bisher nur von einer poetischen Freyheit zu hören gewohnt war, und zu glauben schien, nur der Dichter werde geboren; so müssen es mir zum mindesten die Philosophen Dank wissen, daß ich die Mühe übernehmen, in alten philosophischen Urkunden ihren Freyheitsbrief aufzusuchen, den ihnen nicht etwa dieser oder jener Frohnherr, sondern die Natur selbst

ausfertigen lassen. Sie müssen mir es Dank wissen, das Dokument ihrer Frey- und Edelbürtigkeit aufgesucht zu haben, welches ihre Abstammung zeigt, nicht etwa von Herakles dem Amphytroioniden, sondern von Göttin Physis selbst in gerader Linie.

E. Ch. Trautvetter.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Moskwa vom 20ten April 1808.

..... Unfre Winterkonzerte schließen sich allmählich. Wir sahen in den verflossenen Monaten, oder noch besser, wir hörten hier den großen Violinspieler Koda, den Klavierspieler Zeuner, den Schüler Clementis Field; auch sogar Mlle. Kollermann und Haken und, damit ich nichts vergesse, den Harfenist Adams und Poliedro. Was aber das hiesige Publikum für manche fehlgeschlagene Erwartung in der That schadlos hielt, waren die Waldhornkonzerte der Gebrüder Joseph und Heinrich Gugel. Diese braven Tonkünstler, im Auslande so sehr bekannt und in den öffentlichen Blättern so gerecht gewürdigt, kamen zu uns aus Petersburg. Dort hatten sie eine ihren Verdiensten angemessene Aufnahme genossen, und erhielten selbst Beweise des allerhöchsten kaiserlichen Wohlwollens und vollkommensten Beifalls. Wir nahmen sie — ihr Ruf ging vor ihnen her — mit offenen Armen auf. Sie beschenkten uns dafür mit zwey öffentlichen Konzerten, worin sie unter andern eine Komposition von Heuschkel, einem jungen vortrefflichen, und doch noch so sehr im Schatten stehenden, Komponisten,

vortrugen. Die Herren Gugel zeichneten sich wahrhaft vor allen Hornisten, die wir bisher hörten, dadurch aus, daß sie uns fühlen ließen, sie behandelten ihr Instrument nicht mechanisch und nach einem alten, auf zwanzigjährige Ahnen pochen-den. Schlendrian, sie suchten vielmehr durch Modulationen, Reinheit des Tons, Einfachheit und Kraft des Vortrags den Kenner zu befriedigen. Leider sind sie schon wieder im Begriff, uns zu verlassen. Ihre Reise geht über Riga und Mitau gerade nach Paris, wohin ihnen der Ruf ihres Talents winkt. Sie werden also Gelegenheit haben, diese ächten Virtuosen zu begrüßen, und selbst zu beurtheilen, ob der Enthusiasmus, mit welchen sie Petersburg und Moskwa empfing, rein oder getrübt war.

Musikalische Ankündigung.

Den Liebhabern des Gesanges wage ich sechs Kompositionen, unter dem Titel: *Six Romances Françaises composées par L. Ohmann*, für eine Singstimme, mit Begleitung des Forte-Piano, bearbeitet, anzubieten, wozu die Texte aus den Werken des allgemein beliebten Florian genommen sind. Der Beyfall einiger Kenner hat mich bestimmt, dieses Werkchen dem Druck zu übergeben, und ich sehe es zugleich als ein Mittel an, bey dem verehrten Publikum auch für die Zukunft mein Andenken zu erhalten. Innerhalb sechs Wochen wird es gedruckt erscheinen; damit ich jedoch der Kosten wegen so viel als möglich gesichert seyn möge, muß ich um Pränumeration bitten. Der Preis beträgt einen Thaler Alverts. In Mitau nehmen der Herr Oberhofgerichts Advokat Sander und die Herren Steffenhagen und Sohn Vorausbezahlung an. Riga, den 18ten April 1808.

Ludwig Ohmann,
Sänger beym Rigaschen Theater.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 20. Mitau, den 18. May 1808.

Neue Musikalien.

1. *Polonoise mit Gesang zum Gebrauch geselliger Zirkel (für gesellige Zirkel) an festlichen Tagen in Alexanders I. Reiche. In Musik gesetzt (die Polonoise?) von Friedrich Samuel Rose. Mitau, 1807. Auf Kosten des Verfassers, gedruckt bey Steffenhagen u. Sohn. 1½ Bogen Folio.*
2. *Lieder für eine Singstimme und (das) Forte-Piano in Musik gesetzt und Ihro Königlichen Hoheit der Frau Herzogin von Würtemberg gebornen Prinzessin von Sachsen-Koburg ehrfurchtsvoll zugeeignet von August L. Bretschneider. Erste Sammlung. Mitau 1808. Gedruckt bey Steffenhagen u. Sohn. 33 S. Querquart.*
3. *Neun Lieder fürs Forte-Piano (mit Begleitung des Forte-Piano) in Musik gesetzt von F. A. Dietrich. Mitau, 1805. Gedruckt und im Verlage bey Steffenhagen u. Sohn. 27 S. Querquart.*

No. 1. trägt ganz den Charakter der Gründlichkeit und Präcision, welcher den Verfasser selbst auszeichnet. Tiefe Einsicht in seine Kunst, und das nicht fruchtlose Bestreben, die wahre Kunst zu befördern, die Alsterkunst zu verdrängen, erwarb ihm

schon längst Ansprüche auf dankbare Achtung von seinem Publikum. Diesem und auch dem größern kann daher diese Komposition, als ein schätzbares Andenken eines fleißigen Künstlers, nicht anders, als höchst willkommen seyn. Sie hat vor einer früheren Musik, mit welcher diese Worte zuerst erschienen, unter andern den Vorzug, daß der Schluß der Rhythmen überall der Natur der Polonoise gemäß ist.

No. 2. Folgende Versehen zeigen wir an, damit Mindergeübte sie von andern verbessern lassen. Seite 6, Takt 2 fehlen die Erniedrigungszeichen. S. 9, T. 3 muß fes statt e stehen. S. 17, T. 3 muß das zweyte Viertel ein andres Akkompagnement erhalten. S. 31, T. 2 paßt die Melodie nicht zum deutschen Text.

No. 3. Seite 2, Takt 9 bis 13 offenbare Reminiscenz. Desgleichen das Thema der zweyten Arie. Dieß ist um so mehr zu tadeln, da das ganze fast nur aus diesem Thema besteht. Zu einer Fuge, oder einem andern ausgearbeiteten Stücke kann man geradezu ein bekanntes Thema wählen. Dort macht die Ausarbeitung das Verdienst des Tonsetzers aus. Hat aber ein solches Liedchen kein originelles Thema, was bleibt dann überhaupt noch Originelles und Eigenes übrig? Der Zuruf, S. 10, würde vielleicht vor den übrigen Liedern gefallen. Schade, daß man in der Hoffnung, das schöne Gedicht zu einer artigen Melodie zu

singen, schon beim zweiten Vers getäuscht wird. Wer kann ohne Ärger die Worte: „Hier endet die Macht der Pfeile der Schickung“ so zerrissen sehen, wie hier geschieht? Bei dem Worte Macht ein förmlicher Schluß und dann eine Pause von drey Takten!

L. L. R.

Über den Unterschied zwischen politischen und philosophischen Menschen.

(Beschluss des in No. 19. abgebrochenen Aufsatzes.)

Diese Bemerkungen betrafen das philosophische Wesen, wie es sich in Schrift und Sprache ausdrückt. Die platonische Episode belehrt uns gleichsam absichtlos, durch ihre bloße Existenz, von der Form acht philosophischer Geisteswerke. Diese Form ist, wie die der poetischen Werke, absolut, d. h. frey und nothwendig zu gleicher Zeit; frey — von allem äußern mechanischen Zwange; nothwendig — durch das eigne innere Naturgesetz.

Nun noch einiges über den Inhalt der Digression selbst, welcher die Denk- und Handlungsweise des philosophischen und politischen Menschen überhaupt charakterisirt!

Wer fühlt nicht die feine Ironie, das attische Salz, welches überhaupt Plato's Schriften so schmachhaft macht? Eine Ironie, die zugleich

das schönste Licht auf seinen Charakter wirft, denn er meint nicht diesen oder jenen, sondern die menschliche Natur überhaupt, wie sie war, ist und seyn wird. Keine niedere Bosheit, welche persönliche Schwächen hämisch belacht, sondern der schöne Zorn eines nach Idealität ringenden Geistes über die Schwachheit und Gebrechlichkeit des menschlichen Geschlechts, welche das nothwendige Loos alles Endlichen ist. Des menschlichen Geschlechtes — denn wer kann jene Digression lesen, ohne sich selbst zuzurufen: Ganz wie bey uns! Nichts neues geschieht doch unter der Sonne! Jener Unterschied zwischen philosophischen und politischen Menschen existirt heute noch, wie damals. Und er wird ewig dauern, weil jene doppelte Art der Thätigkeit in der menschlichen Natur selbst gegründet ist. Mag man immerhin sagen, Plato's Schilderung sehe mehr einer Karrikatur ähnlich, als daß sie der Wahrheit der Natur gemäß sey. Plato that, was er als Philosoph thun mußte; er faßte die äußersten Enden auf, gleichsam die äußersten Pole. Die unzähligen Punkte, welche den Übergang von dem einen zum andern machen, verstehen sich dann von selbst.

Von einer doppelten Thätigkeit sprach ich; denn ob sich gleich die politischen Menschen allein für die thätigen halten, so bedarf es für meine Leser wohl kaum der Erinnerung, daß der Philosoph oder Dichter, indem er sich seiner Muse hin-

giebt, thätig, daß der subtilste Gedanke, das geistigste Gebilde seiner Einbildungskraft eine That sey, nur freylich in der höchsten Sublimation. Seine Thätigkeit ist eine innere, geistige, die des politischen Menschen eine äußere, weltliche. Hierauf eben gründete sich jene sehr richtige Eintheilung des Standes in den geistlichen und weltlichen. Damals fand nämlich noch kein Unterschied zwischen den Worten geistlich und geistig statt, oder eigentlich, man kannte nur das erste (wie auch aus Luthers Bibelübersetzung zu ersehen), und fand erst in der Folge Veranlassung, diese feine Distinktion zu machen. Für den geistlichen Stand bestimmte man die Jünglinge, welche sich zu einem geruhlichen, beschaulichen Leben hinneigten. Dieser Stand war, wie im alten Aegypten und Morgenlande, fast im ausschließlichen Besiz aller höhern Kenntnisse und Wissenschaften, welche die Priester oft in eine eigne heilige Sprache und Schrift einhüllten und vor den Layen verborgen hielten. Einen solchen Stand bildeten die Leviten, die Magier u. s. w. Vorzüglich hat der sanfte Indier einen Hang zum kontemplativen Leben, wozu ihn das milde Klima noch mehr einladet. Die ihn umgebende, sanfte, freugebige Natur verstatet ihm, den Geist ruhig und sorgenfrey zu erheben. Er darf nicht der Sklave der eisernen Nothwendigkeit, nicht der Soldner der gemeinen Nützlichkeit seyn; er kann sich dem seligsten Genuße

der Wahrheit und Schönheit hingeben. Im Abendlande fand von jeher alles Idealische seinen Untergang, und besonders im rauhen Norden können edlere Gewächse nur in Treibhäusern fortkommen. Solche Treibhäuser, nicht bloß der Religion, sondern auch der Wissenschaft und Kunst, waren im Mittelalter die Klöster. Sie waren das Asyl für so manchen edleren Geist, der in der rauhen stürmischen Weltluft umzukommen gefährdete. Als der Staat der Kirche das Ruder der Dinge aus den Händen wand, kam es ihm zu, auch für das Bedürfniß des edlern Theils der Menschen, der Blüthe gleichsam, Sorge zu tragen. Es entstanden Universitäten, Akademien für Kunst und Wissenschaft. Wo diese nicht hinreichten, da fanden sich Privatleute, welche den Genius nicht nur bewirkten, sondern auch versorgten. Italien und England besonders haben eine Menge solcher Beschützer aufzuweisen. Die Namen derselben verdienen dankbar genannt und nicht vergessen zu werden; denn ohne sie würden wir uns mancher edlen Frucht und Blüthe der Kunst oder Wissenschaften nicht erfreuen. Doch müssen solche Privatbeschützer selbst vom edlen Geiste der Humanität beseelt seyn, wenn der Genius, welchen sie nähren und schützen, gedeihen soll. Ein Hausphilosoph, ein Hofpoet wird schon durch diesen Namen mehr in die thierische Welt hinab-, als in die idealische hinaufgezogen. Wollt ihr ein Zeichen des besten

Staates, der besten Regierung kennen lernen? beyde findet ihr da, wo dem Talente, dem Genie am meisten Unterhalt, Schutz, Belohnung, Ehre und Freyheit gestattet wird. Ist nicht überall die Zeit der Blüthe auch die Zeit der höchsten Kraft, des höchsten Wohlsseyns? Wissenschaft und Kunst sind die Blüthen der Menschheit. Jene gleichsam die befruchtenden Staubfäden, diese das fruchttragende Pistill. Die Krone aber, in welcher dieser Blüthenstand sich befindet, ist die Religion. Blätter und Wurzeln saugen die Nahrung ein, die innern Gefäße bereiten sie zu, bis sie unter dem Einflusse des himmlischen Lichtes in der feinsten Sublimation in üppigen Farben prangt, in balsamischem Wohlgeruche verduftet und den Keim zum künftigen Leben ansetzt. Das Blüthenalter Ludwigs XIV., Oktavians, des Perikles, Davids und Salomo's duftet uns gleichsam aus der Vergangenheit herüber und zieht unsre sehnsüchtigen Blicke auf sich. — Zu der Zeit, als das Athenervolk, auf die Vorstellung: „daß Marmor wohlfeiler als Elfenbein und Gold, und unter andern auch darum für die Statue der Athene vorzuziehen sey,“ einmüthig rief: „nicht Marmor, sondern Gold und Elfenbein!“ — da war noch goldne Zeit. Als man aber das Gold von den Statuen der Götter aus den Tempeln zu Befriedigung niederer Bedürfnisse hinwegnahm, da war schon eiserne Zeit. Und diese eiserne Zeit ist überall, wo man das

Nützliche dem Schönen vorgezogen sieht. Gefallen — oder noch nicht aus der Sphäre der Gemeinheit und Niedrigkeit emporgestiegen sind Menschen und Menschenalter, welche die höheren geistigen Thätigkeiten und Genüsse nicht für das, was sie sind, für höher halten, als die, welche der Mensch mit dem Thiere gemein hat. Daß niedere Menschen von einer inneren geistigen Thätigkeit kaum eine Ahnung haben, beweist eine Anekdote, die ich mich in Moritz's Roman Anton Reiser (eigentlich seine eigene Lebensbeschreibung) gelesen zu haben erinnere. Moritz hatte sich mit einem Freunde vor der Stadt in einem Häuschen eingemietht, um den Studien desto ungestörter obliegen zu können. Eine alte Aufwärterin sah ihn da oft Stunden- und halbe Tage lang auf dem Sopha hingestreckt liegen, wo er vielleicht seine Denkkraft möglichst anstrengte, um den Plan eines ganzen Werkes aufzufassen oder zu durchdenken. Die gute Wirthin sah dieß eine Zeitlang geduldig an; endlich aber konnte sie es nicht länger übers Herz bringen, dem jungen Herrn die wohlmeinendste und nachdrücklichste Vermahnung zu geben, daß er doch nicht länger, wie ein Taugenichts, dem lieben Gott die Tage abstehlen, und so unverschämt und unverantwortlich seine jungen Jahre verschleudern möge. — Sie glaubte sich das herausnehmen zu dürfen, weil sie für die Bedürfnisse der nachlässigen jungen Herren wie eine Mutter

sorgte. So wenig paßt, wie es scheint, nicht bloß für alte emsige Mütterchen, sondern überhaupt für unsre unruhige, betriebsame Welt ein kontemplatives Leben.

In unruhigen Zeiten, wie die unsrigen, offenbart sich am meisten, vorzüglich beyden Machthabern, wer mit dem Talent zum äußern Handeln geboren sey, oder nicht. Die Geschichte giebt uns in dieser Hinsicht ein auffallendes Bild an Cicero. So lange der Staat noch im Geleise blieb, konnte es Cicero bis zur höchsten Staatswürde bringen, und sich sogar den Namen eines Vaters des Vaterlandes erwerben. Als aber die Republik aus ihren Fugen trat, da ward es auch dem ehrgeizigen Redner klar, daß er nicht fürs geschäftige Leben geboren sey. Er zog sich zurück und lebte der Philosophie. Seine philosophischen Schriften, und besonders seine Briefe enthalten die häufigsten Klagen und sind voll von Äußerungen, worin er sein Mißverhältniß zum Staate, oder eigentlich das Mißverhältniß in ihm selbst zwischen der äußern und innern, philosophischen und politischen Thätigkeit, an den Tag legt. An den Sulpitius z. B. schreibt er (Ep. ad. Fam. IV. 3.): All meinen Fleiß und alle Sorgfalt habe ich der Philosophie gewidmet. — Dein Servius beschäftigt sich mit allen genialischen Künsten (*ingenuis*), vorzüglich mit der Kunst, in welcher, wie ich schrieb, ich meine Erholung finde, so glück-

lich, daß er sich auszeichnet. In einem Schreiben an den Marcellus (ibid. cap. 7.) heißt es: Es ist bekannt, daß du weder mit den Truppen des Pompejus, noch mit der Art des Heeres zu Frieden warst. Daß auch ich dieser Meinung war, dessen mußt du dich, meine ich, noch erinnern; daher hast du dich nicht in die Leitung der Angelegenheiten gemischt (*rebus gerendis non interfuisti*), und ich habe immer dahin gearbeitet, nicht hineingezogen zu werden; denn nicht mit jenen Waffen wurde gekämpft, worin wir unsre Stärke gehabt hätten, mit Einsicht, Ansehen und Rechtsverfahrenheit (*causa*), woran wir überlegen, sondern mit Körper- und Muskelkraft, woran wir den andern nicht gewachsen waren. Überwunden sind wir also, oder, wenn Würde unüberwindlich ist, wenigstens gebeugt und zu Boden geworfen. — Im vierzehnten Brief desselben Buchs antwortet Cicero auf die Glückwünsche des Plancius: Ja, wenn das Würde ist, es mit dem Besten der Republik aufrichtig meinen, und gutgesinnten Männern seine Meinung bewahren, dann bin ich im Besiz der Würde. Wenn aber die Würde darin besteht, seine Meinung wo möglich zu realisiren, oder wenigstens in freymüthigen Reden zu vertheidigen, so ist uns nicht einmal eine Spur geblieben von Würde. Wir haben von Glück zu sagen, wenn wir uns selbst regieren können. Außerst interessant sind in dieser Hinsicht Cicero's

Briefe. Das Mißgeschick ließ ihn selbst, und so auch uns, die tiefsten Blicke in sein Inneres werfen, so wie bey einem nächtlichen Ungewitter ein Blitzstrahl das finstere Thal erhellte. Cicero scheint lediglich den Verlust der Freyheit zu betrauern, aber er betrauert vielmehr den Verlust eines eingebildeten persönlichen Gutes, des politischen Talents. Er hörte sich und andre so gern von seinen herrlichen Thaten, der Unterdrückung der katilinarischen Verschwörung, reden, wie wir unter andern aus dem Briefe an Metellus im fünften Buche erschen. Jetzt wurde er durch den Drang der Umstände zu seiner eigentlichen Bestimmung zurückgewiesen. Er gehörte nämlich nicht zu den politischen Menschen, sondern zu den philosophischen, und hätte im Mittelalter unstreitig den geistlichen Stand erwählen müssen. Daß er indessen bey allen ausgezeichneten Geistesgaben sich in der Philosophie nie über den historischen Standpunkt erhoben, ist, wie es scheint, weniger ihm, als seinem Zeitalter und dem Geiste seiner Nation anzurechnen. Die Römer waren, politisch nicht nur, sondern auch scientifisch und artistisch genommen — Räuber. Diese Wolfenatur offenbarte sich in allem. Die griechischen Kunstwerke konnten sie freylich auf römischen Boden verpflanzen, aber nicht den griechischen Kunstsin. Man kann auf sie anwenden, was Schiller irgendwo sagt: „Dem Vandalen sind sie (die Antiken) Stein.“ Die

Römer hatten inzwischen große Helden und große Geschichtschreiber; in der Kunst aber blieben sie Nachahmer, in der Philosophie Erzähler. Das idealische Leben blieb ihnen verschlossen, wenn gleich sie sich für das gesellschaftliche und politische Leben fein genug ausgebildet haben. Originalität war bey ihnen nicht zu finden. Doch auch als philosophischer Erzähler ist Cicero für uns von großer Wichtigkeit. Nicht nur, daß wir durch ihn über den Zustand der Philosophie bey den gebildeten Römern Aufschluß erhalten; auch für die Geschichte der griechischen Philosophie liefert er uns manche wichtige Angabe. Hier will ich übersetzen, was er (*Tusc. quæst. V. 3.*) vom Ursprunge des Wortes Philosophie erzählt. Dieß Kapitel enthält ein Gemälde des Philosophen von Pythagoras, und es kann meinen Lesern nicht unangenehm seyn, wenn ich es als ein Gegenstück zu dem Platonischen, welches ich oben aufstellte, hierher setze.

Anfänglich verstand man unter Weisheit die Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, wie auch der Anfänge und Ursachen eines jeden Dinges. Die sieben Weisen Griechenlands z. B. waren nicht Philosophen in dem bey uns gangbaren Sinn des Wortes, sondern Politiker, Dichter u. dgl. Im heroischen Zeitalter heißen Ulysses und Nestor weise Männer. In der Folge, schreibt Cicero, hielt man alle, welche sich der Betrachtung der Dinge beflissen, für Weise und nannte sie so; und diese Benennung derselben erhielt sich bis auf des Pythagoras Zeitalter. Dieser, wie ein Schüler des Plato, Heraklides Pontikus, ein sehr gelehrter Mann, schreibet, soll einst nach Phliunt gekommen seyn, und soll mit Leon, dem

Fürsten der Phliasier; eine gelehrte und weitläufige Unterredung gehabt haben. Des Pythagoras Genie und Wohlredenheit habe, heißt es, Leon in Erstaunen gesetzt, und dieser habe ihn gefragt: welche Kunst er treibe? Jener habe geantwortet: eine Kunst verstehe er nicht, aber er sey ein Philosoph. Verwundert über den neuen Namen habe Leon gefragt: was denn die Philosophen seyen? und was für ein Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Menschen wäre? Pythagoras habe geantwortet: er finde Ähnlichkeit zwischen dem Leben der Menschen und jenem Markte, der gehalten würde bey den großen Spielen, an deren Zurüstung und Feyerlichkeit ganz Griechenland Antheil nehme. Denn wie dort einige durch körperliche Geschicklichkeit die Krone des Ruhms und der Ehre sich zu erwerben suchten, andre durch den mit Kauf und Verkauf verbundenen Gewinn gelockt würden, und wie es noch eine Klasse von Menschen gäbe, und zwar die unbefangenste von allen, Menschen, die weder Beyfall noch Gewinn suchten, sondern des Sehens wegen kämen, und sorgfältig nachspürten, was getrieben werde und wie: — eben so schienen auch wir Menschen, als kämen wir zur Feyer eines Marktes aus irgend einer Stadt, gleicherweise in dieses Leben aus einem andern Leben und einer andern Natur gekommen zu seyn. Einige dienten der Ehre, andre dem Gelde; klein sey die Zahl derer, die mit Hintansetzung alles übrigen die Natur der Dinge eifrig anschauten; diese nenne er Weisheitsfreunde, das heißt Philosophen. Und wie dort das Liberalste sey, zuzuschauen, ohne auf Erwerb auszugehen, so sey im Leben allem sonstigen Streben die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge bey weitem vorzuziehen.

Wenn das, was hier vom Unterschiede zwischen philosophischen und politischen Menschen vorgetragen worden, die Erzieher gehörig beherzigen wollen, so wird dadurch mancher Mißgriff in der Behandlung junger Leute und in ihrer Wahl des Standes vermieden werden. Ich selbst habe öfter, nach Maßgabe der Abstufungen von einem Äußersten bis zum andern, Jünglingen zu diesem oder jenem Fache gerathen, und der Erfolg hat meine Wahl gebilligt. Bey welchem nämlich der Hang zur ruhigen Beschauung den zur äußern Aktivität bey weitem überwiegt, der müßte sich z. B. zum Theologen, Philosophen, Philologen u. dgl. bilden. Die Kunst des Arztes bezieht sich schon unmittelbar auf die äußere Welt, und der Wirkungskreis des Juristen, wenigstens des praktischen, liegt schon ganz in der Sphäre des politischen Lebens. Bey welchem der politische Charakter ein entscheidendes Übergewicht hätte, der müßte sich überhaupt nicht für ein gelehrtes Fach bestimmen.

„Aber“ wendet mir vielleicht mancher Erzieher ein „geht denn unsre Kunst nicht darauf aus, den Menschen harmonisch auszubilden; alle, auch die schlummernden, und in minderem Grade vorhandenen Kräfte zu wecken, und ihn vor jeder Einseitigkeit zu bewahren? Wie unglücklich ist der Gelehrte, der Theologe, der Künstler, der sich in die Welt nicht zu schicken, sich durch seine Talente nicht geltend und angenehm zu machen, der damit nicht zu wuchern versteht! Vergebens durchwacht er die Nächte und bringt die Stunden des Tages in angestrenzter Arbeit hin, während jene, sich und andre zu vergnügen suchend, weit leichter zu ihrem Zwecke gelangen.“ Diese Einwendung scheint bey dem ersten Anblick sehr plausibel. Allein was bey

der vielgepriesenen universellen Bildung herauskomme, hat unser Zeitalter gelehrt. — Oberflächlichkeit und Halbheit in allen Dingen. Die Natur hat keinen Menschen an die äußersten Endpunkte gestellt, keinen für das thätige noch für das betrachtende Leben ganz unfähig geschaffen. Die Welt giebt jedem Gelegenheit, das zu entwickeln, was in ihm liegt, ja sie zwingt ihn sogar dazu. Der Erzieher verderbe nur nicht die Anlagen, welche die Natur, hindere nur nicht die Gelegenheit zur Entwicklung, welche die Welt darreicht: so hat er seine Schuldigkeit in dieser Hinsicht gethan. Einen gebornen Philosophen (ich nehme hier das Wort im weitläufigsten Sinne) zum Politiker, einen geborenen Politiker zum Philosophen umbilden zu wollen, heißt der Natur und der Vernunft Trotz bieten. Ob es aber nicht schöner sey, beyde Talente in sich zu vereinigen, wie der Jüngling, von welchem oben Plato redet? Ob der nicht glücklicher, vollkommener sey, welchen die Natur gleichsam in den Indifferenzpunkt, oder in die Nähe desselben gestellt habe? das ist eine andre Frage, die jeder mit ja beantworten wird. Wohl ihm, dem Mutter Natur ihre Gaben mit beyden Händen ausgespendet! Er wird kaum einer Erziehung bedürfen, oder doch nur einer negativen; er wird weder einen Gönner, noch den Staat um Versorgung anzusprechen brauchen. Aber wegen der übrigen ist gerade die gesellschaftliche Verbindung, d. h. der Staat, vorhanden, damit einer von dem andern empfangt, was ihm selbst versagt ward, damit der eine körperlich, der andre geistig, dieser für den Körper, jener für den Geist, thätig sey, und so die harmonische Ausbildung nicht des Einzelnen, sondern des Ganzen befördert werde; denn wir sind nicht Einzelwesen,

sondern Glieder der Gesellschaft. Für die Gesellschaft arbeitet der Künstler, der Gelehrte, indem er doch nur mit sich und seiner Wissenschaft oder Kunst beschäftigt scheint; er hat daher Ansprüche auf die Dankbarkeit des Staats, und es ist das Zeichen einer unvollkommenen Verfassung, wenn Männer, wie Milton und Kepler, darben.

Das hier Vorgebrachte könnte vielleicht einem Theil meiner Leser ein geringeres Gewicht zu haben scheinen, weil es etwas Altes sey, was schon Cicero, Plato, ja sogar Pythagoras gewußt. Wenigstens dürften sie mein Verdienst bey dieser Arbeit geringer achten, indem ich zum Theil nur aus alten Werken übersezt, oder wenigstens nichts auffallend Neues gesagt habe; dieß werden aber fast nur solche seyn, die noch nicht gelernt haben, daß es überall nicht darauf ankomme, was gesagt werde, sondern wie es gesagt werde. Mögen sie es denn immerhin mit jener Meinung halten! dafür entschädigt mich ein andrer Theil der Leser, welcher wohl weiß, daß, so wie nichts Neues unter der Sonne geschehe, so auch nichts Neues unter derselben gesagt werde; daß selbst in den Künsten nur die Form, die Zusammenstellung sich ändere, und daß in der Philosophie die ältesten Ideen, so wie die ältesten Weine, die geistigsten, gesundesten und kräftigsten sind; daß es überhaupt eine Stufe der Bildung gebe, wo man, wenn überall noch, mehr über das Alterthum einer Wahrheit, als über die Neuheit derselben erstaune.

E. Ch. Trautvetter.

N e u e wöchentliche Unterhaltungen

größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 21. Mitau, den 25. May 1808.

L i t e r a t u r.

Kristigas behrnu mahzibas grabmata, ieb
kristigas tizzibas isstahstifchana pehz
teem feschcem mahzibas gabbaleem,
Grohbines un Sarreikas draudsei par
labbu un par peemtnu farakstita no
D. Kristhana Wridriffa Launiz Groh-
bines un Sarreikas janana mahzitaja.
(Christliches Religionsbuch für Kinder, oder Er-
klärung des christlichen Glaubens nach den sechs
Hauptstücken, der Gemeinde zu Grobin und Sar-
reiken zum Nutzen und Andenken verfaßt von
D. Christian Friedrich Launiz, jüngerm Prediger
zu Grobin und Sarreiken. Mitau, 1808, bey
Steffenhagen und Sohn. 48 S. 8.

Diese Schrift ist ein neuer Katechismus, der, wie
der Titel und die Vorrede sagen, bloß für die lettis-
che Gemeinde zu Grobin verfaßt worden. Keine Art
Bücher erscheint wohl häufiger und in der Ausfüh-
rung mannigfacher, als Katechismen, und zwar
aus den einleuchtenden Gründen des allgemeinen

Bedarfs, und weil jeder selbstdenkende Religionslehrer, bey aller Gleichförmigkeit in den Glaubenslehren, seine eigene individuelle Art zu katechisiren, die Glaubenslehren zu erklären und zu entwickeln hat, und dem wahren Geist des Protestantismus gemäß haben muß. Es giebt also fast eben so viele, zwar in der Materie gleiche, in der Form aber sehr verschiedene, Katechismen, wenn sie gleich nicht alle gedruckt sind, als es Gemeinden giebt. Der gegenwärtige handelt zuerst von den Grundlehren und sodann von den sechs gewöhnlichen Hauptstücken; er ist sehr ausführlich, einfach und verständlich, und hat die Einrichtung, daß alle Sätze nummerirt sind, und man auf jeder Seite unten (nach dem Muster des rühmlichst bekannten Ockelschen deutschen Katechismus) die dazu gehörenden Fragen findet. Dadurch eignet er sich sehr zum Gebrauch auch in den Händen derjenigen Schulmeister und Ältern, die in Ansehung dessen, was den Kindern eigentlich abzufragen sey, sich in Verlegenheit befinden. Den Vorwurf der Heterodoxie und Neologie kann man diesem Katechismus durchaus nicht machen, der übrigens ganz und gar keine biblischen Sprüche oder Citate enthält, weil, wie auch in der Vorrede angegeben wird, ein bloß biblischer Katechismus bereits in dem neuen lettischen Gesangbuche befindlich sey.

Literarische Sammlungen und Institute der kaiserlichen Universität zu Moskwa.

Aus einem Schreiben des Herrn Hofraths Buhle in Moskwa an
den Herausgeber.

(Beschluss des in No. 13. abgebrochenen Aufsatzes.)

IX. Das pädagogische Institut.

Es hat den Zweck, außerlesene junge Männer aus der Zahl der Kronstudenten zu Lehrern in den Gymnasien und Schulen der Moskowschen Universität untergeordneten Bezirks zu bilden. Der Direktor desselben (gegenwärtig Herr Kollegienrath und Ritter Bause) ist verpflichtet, auf das sittliche Betragen der Kandidaten zu achten, ihre Studien zu leiten, ihnen die besten Schriftsteller in den Schulwissenschaften bekannt zu machen, und hauptsächlich sie in der schweren Kunst eines deutlichen, bestimmten, zusammenhängenden, gründlichen, und, so fern es seyn kann, durch Einfleidung und Methode anziehenden Lehrvortrags zu üben. Für dieses mühevollen und anstrengenden Amt ist ihm eine besondere jährliche Zulage von 500 Rubeln bewilligt. Sind die Kandidaten, die ebenfalls eine Zulage zu dem gewöhnlichen Stipendium der Kronstudenten zu erhalten pflegen, drey Jahre im pädagogischen Institute gewesen, und haben sie ihre Kenntnisse und Lehrfähigkeiten bey einer öffentlichen Prüfung bewährt, so bekommen sie entweder die Magisterwürde, als die zweyte, welche die Universität ertheilt, und

bleiben bey der Universität; oder sie werden als Lehrer am akademischen Gymnasium, bey der zur Universität gehöri gen adelichen Pensionänsanstalt, bey dem Mosköwischen Stadtgymnasium, bey den Volksschulen in Mosköwa, oder auch außerhalb Mosköwa bey den Gymnasien und Schulen in den Gouvernements- und Kreißstädten des Bezirkes der Universität angesetzt. In Hinsicht auf diese Bestimmung müssen sich die Eleven des pädagogischen Instituts schriftlich verbindlich machen, daß sie nach beendigtem Studienkursus, falls sie alsdann die Universität zu verlassen und eine andre Laufbahn einzuschlagen wünschen, doch wenigstens sechs Jahr hindurch ein Lehramt bey einer der unter dem Minister der Volksaufklärung stehenden Schulanstalten verwalten wollen. Alle zwey Jahr werden auch zwey Kandidaten des Instituts, die zu vorzüglichen Hoffnungen durch ihr Genie und ihren Fleiß berechtigen, nach ausländischen Universitäten geschickt, um dort diejenige Weihe der Vollendung zu empfangen, welche ihnen der vaterländische Pindus etwa nicht geben kann.

Sie sehen, m. v. J., Zweck und Plan des Instituts sind vortref flich. Nur die Ausführung ist manchen Schwierigkeiten unterworfen. Haupt sächlich mangelt es zuweilen an fähigen jungen Leuten; denn die bessern Köpfe unter den Kronstudenten sind auch eben diejenigen, die am wenigsten geneigt sind, den Schullehrerberuf zu verfol-

gen, der ihnen unverhältnißmäßig geringere Vortheile in der Zukunft verspricht, als jeder andre Lebensplan, den sie als Gelehrte in Rußland verfolgen könnten. Ein junger Moskowischer Kronstudent, der seine Muttersprache grammatisch kennen und schreiben gelernt hat, der Lateinisch, und sogar etwas Griechisch versteht, mit einiger Ge läufigkeit Französisch und wohl auch Deutsch spricht, der noch dazu aus dem wissenschaftlich akademischen Unterricht diese und jene Notizen aufgefaßt hat: dieser hegt gewöhnlich eine viel zu gute Meinung von sich, als daß ihm nicht bereits von höhern Würden träumte, womit sein Verdienst dereinst werde geehrt werden. Das Amt und der Rang eines Schullehrers sind in seiner Phantasie unter seinen Talenten und seiner Gelehrsamkeit, und er weiß, manchmal mit einer Feinheit und Schlaueit, die man bey Jünglingen nicht erwarten sollte, schon von Ferne Verbindungen auszuweichen, die ihn zu jenem führen und verpflichten würden. In der That haben auch solche junge Leute, so lange die Konkurrenz der Studierenden im innern Rußland nicht größer wird, und das Bedürfniß des Staats, nur einigermaßen brauchbare Arbeiter in den Kanzleyen zu haben, dringend ist, zu viel Gelegenheit, auf eine anderweitige, ungleich vortheilhaftere, bequemere, angenehmere und wenigstens an Hoffnungen ergiebigere Art im Dienste des Staats angestellt zu werden, als im

Schulfache; so daß sie wirklich hierin Maximen einer vernünftigen Lebensklugheit befolgen, und kaum eine andre Denkart billigerweise von ihnen zu verlangen ist. Wollte man Zwangsmaßregeln brauchen, um sie zum Schuldienste zu bewegen, so würde dieß eben bey solchen Köpfen und Charakteren auch keine gute Wirkung haben, und der Schuldienst selbst würde wahrlich nicht dabey gewinnen. Daß aber die Konkurrenz der Studierenden überhaupt, zum Besten des Schulfachs, bey uns beträchtlich größer werde, läßt sich unter den gegenwärtigen Umständen kaum hoffen. Mögen die gebildeteren Klassen des Moskwischen Publikums die Universität in Moskwa jetzt viel mehr für ihre Söhne benutzen, als ehemals; aus diesen tritt keiner ins pädagogische Institut. Der russische Kaufmann, der Künstler, der Handwerker, wissen, daß beym Handel, bey der Kunst und dem Gewerbe für ihre Söhne in Rußland mehr herauskommt, als bey dem Schuldienste; und es fällt ihnen daher höchst selten ein, ihre Söhne zu dem letztern zu bestimmen. Bekommen ja diese selbst durch die Erziehung im Gymnasium Neigung zum Studiren, so wollen sie ebenfalls höher hinaus. Der niedere russische Clerus endlich, ungeachtet er der Universität noch die meisten, und, ich muß gestehen, im Ganzen die wohlgezogensten und fähigsten Zöglinge für das Schulfach liefert, trägt doch nicht genug dazu bey, und kann vielleicht nicht

mehr beitragen, da der Kultus der griechischen Kirche selbst ein so zahlreiches Personal erfordert, und auch manche Edhne von Geistlichen eine andre Lebensart wählen, oder dazu bestimmt werden.

Aus diesen Ursachen ist zu erklären, daß oft dem Direktor des pädagogischen Instituts keine Auswahl unter mehrern Kandidaten für die Aufnahme in dasselbe möglich ist, und daß er sich auf die Bildung derjenigen Eleven beschränken muß, die er bekommen kann. Dennoch bin ich dem Institute das Zeugniß schuldig, daß es von seiner Stiftung an bis jetzt zum mindesten einige tüchtige und geschickte junge Männer enthielt, die ihrem Vaterlande nützlich sind und noch werden können. Mittelmäßige Subjekte finden sich in ähnlichen Instituten überall; sie fanden sich auch in den deutschen Seminarien, mit denen ich bekannt geworden bin, wo doch eine ungleich freyere Auswahl aus einer größern Zahl Kompetenten Statt hatte. Es scheint mir aber doch der Zweck des pädagogischen Instituts in soweit erreicht zu seyn, daß die öffentlichen Erziehungs- und Schulanstalten in Moskau selbst, und in den größern Städten des Universitätsbezirks, meistens mit guten Lehrern besetzt sind und künftig versehen werden mögen. Da ich vor zwey Jahren, nach dem Auftrage der Schulkomitée der Universität, die sämtlichen Volksschulen in Moskau visitirt habe, so kann ich mit Wahrheit versichern, daß ich sie größtentheils in

einem Zustande fand, der meine Erwartung weit übertraf, und die Mängel einzelner lagen nicht sowohl in den Lehrern und in der Art des Unterrichts, als vielmehr in äußern Umständen, deren Erörterung nicht hierher gehört. Manche solcher äußern Umstände, welche das Gedeihen dieser Volksschulen hinderten, sind seitdem weggeräumt, und die Schulen sind verbessert. Indessen kommt bey den Schulen in Moskwa und in den größern Städten des Universitätsbezirkes noch zu statten, daß die Lehrer mit der Universität in unmittelbarer oder doch näherer Verbindung bleiben, und sich durch Privatunterricht in den sogenannten Pensionen und in den Häusern vornehmer, wohlhabender Familien, außer ihrer öffentlichen Besoldung, jährlich ein mehr oder minder ansehnliches Nebeneinkommen, je nachdem sie mehr oder minder geschickt und fleißig sind, erwerben können. In dieser Hinsicht findet also der Schulstand und die pädagogische Thätigkeit noch größere Aufmunterung; daher es der Universität auch leichter wird, die Lehrstellen an jenen Schulen gut zu besetzen. Hingegen in manchen entfernten und kleinern Städten fällt ein solcher Nebenerwerb der Lehrer ganz weg; sie haben auch wohl mit einem an ihrer Schule wenig theilnehmenden Publikum zu thun, und die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst gute und brauchbare junge Männer, die solche Stellen übernahmen, bey den ihnen unüberwindlichen Hindernissen,

die sie fanden, den Muth verloren, und darüber verkümmerten, versauerten oder ausarteten. Für diese Stellen tritt deswegen nicht selten ein gänzlicher Mangel an Lehrern ein; und geht es nicht immer mit der Besetzung derselben, wie es soll, so muß es gehn, wie es kann.

Bei der Methode des Unterrichts, welche die russischen Schullehrer im Allgemeinen zu befolgen pflegen, fällt, besonders Ausländern, das Anhalten der Kinder zum mechanischen Auswendiglernen auf, zuweilen ohne daß diese von dem Gelernten irgend einen deutlichen Begriff haben. Ich gebe zu, daß dieser und jener Lehrer sich sein Amt zu bequem mache, und das Auswendiglernenlassen zu weit treibe. Auf der andern Seite kann man jedoch erstlich dem Lehrer, der oft 100 bis 150 rohe Knaben vor sich hat, und zwar von verschiedenen Anlagen, und unter noch verschiedenern häuslichen Verhältnissen, kaum rathen, von der Methode des Auswendiglernenlassens abzugehen, und mehr die Urtheilskraft der Kinder zu üben, als ihr Gedächtniß zu bereichern. Entwicklungen von Begriffen gehen gemeiniglich zum einen Ohre des Knaben hinein und zum andern wieder heraus; aber was der Knabe einmal gut eingelernt hat, das hält er fest. Lessing behauptete in vollem Ernste, daß Knaben am meisten auswendig lernen müßten, auch wenn sie nicht immer verstanden hätten, was sie lernten. Die Begriffe, meint er, entwickelten

sich hinterdrein von selbst zugleich mit der Vernunft, und es komme vielmehr darauf an, daß diese im Gedächtnisse Stoff vorrätzig finde, woran sie sich üben könne. Ich glaube, Lessing hatte Recht, trotz allem, was die neuern Pädagogen dagegen gesagt haben. Zweytens habe ich nicht bemerkt, daß die Methode des Unterrichts in unsern Moszkowschen Volksschulen dem wesentlichen Zwecke derselben schadete; im Gegentheil schien mir gerade das, was geleistet war, ihre Heilsamkeit zu bestätigen. Knaben von sechs bis zwölf Jahren lernen zwar das eingeführte Schulcompendium der russischen Grammatik, das wie ein Katechismus abgefaßt ist, auswendig, und können die Fragen des Lehrers, wie die Antworten des Schülers, hintereinander aus dem Kopfe hersagen. Aber ich fand doch auch, daß sie ihre Muttersprache sehr fertig lasen, und die grammatischen Formen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit analysirten. Eine bloße Spielfechteren war hier nicht; denn ich legte ihnen selbst willkürlich gewählte Perioden Russisch vor, die ich lesen und analysiren ließ. Die Hauptdata der russischen Geschichte; die allgemeine Geographie; die Namen der russischen Gouvernements, ihrer Haupt- und Kreisstädte u. s. w. werden auswendig gelernt, die letztern natürlich in Verbindung mit den Landcharten. Dafür waren die Knaben in den Volksschulen auch bessere Historiker und Geographen in ihrer Art, als

die meisten selbst in den berühmtern Privatpensionen in Moskau, wo man mit dem Auswendiglernen mehr verschont. Für das Schreiben und Rechnen herrscht ohnehin eine Vorliebe auch bey den gemeineren Klassen des russischen Publikums, und die Knaben bewiesen ebenfalls darin eine Fertigkeit, und in Ansehung des Russisch-Schreibens, wenn ich ihnen etwas diktirte, eine orthographische Richtigkeit, die man in vielen Volksschulen Deutschlands schwerlich antreffen möchte. Nur freylich im Religionsunterrichte, in der Lehre von den Pflichten des Menschen und Bürgers, sollte man mehr den Verstand aufklären und das Herz bilden. Hier wird unstreitig von den Kindern in manchen Volksschulen zu viel bloß auswendig gelernt und zu wenig begriffen. Man muß um so mehr mit Lessing hoffen, daß in der nachfolgenden Schule der Lebenserfahrung zugleich mit der Vernunft die Begriffe von dem Gelernten hinterdrein sich von selbst entwickeln werden.

X. Das akademische Gymnasium.

Dieses ist unmittelbar mit der Universität verbunden, und hat auch seinen Sitz im Universitätsgebäude selbst. Es werden darin 60 bis 80 Knaben aus dem Mittelstande erzogen, auf Kosten der Universität unterhalten und in den Vorbereitungskenntnissen zu den akademischen Studien unterrichtet, theils durch besonders angestellte Lehrer, theils

durch die Adjunkte und Lektoren der Universität. Jährlich wird eine verhältnißmäßige Zahl der fähigsten Gymnasiasten unter die Kronstudenten aufgenommen.

Man hat öfter, am meisten in den lezttern Jahren, die Aufhebung des akademischen Gymnasiums gewünscht; allein die Gründe, welche man dafür vorbrachte, scheinen mir doch nichts weiter zu beweisen, als daß von der Gnade unsers Monarchen für das Gymnasium ein besonderes Gebäude zu erbitten sey. Denn freylich, das Zusammenwohnen der Gymnasiasten und Kronstudenten in demselben Gebäude hat manche nachtheilige Folgen, sowohl für das Gymnasium selbst, als auch für die Universität an und für sich. Die gänzliche Aufhebung des Gymnasiums jedoch würde sich rächen. Wegen der wiederholten Beschwerden über das Mißverhältniß des akademischen Gymnasiums zur Universität ward im Sommer 1805 von dem verstorbenen Herrn v. Muraview eine Kommission zur Untersuchung derselben angeordnet, zu welcher auch ich gehörte. Der Nutzen, welchen das Gymnasium bisher der Universität gewährt hatte, war so einleuchtend, daß die Aufhebung desselben gar nicht einmal ein Gegenstand fernerer Deliberation seyn konnte. Da aber die Verlegung desselben in ein andres Gebäude nicht in unsrer Macht stand, so war nur die Frage für uns übrig: Wie es mit der neuen Einrichtung der Universität

in ein harmonischeres Verhältniß gebracht werden könnte? In dieser Beziehung glaubte die Kommission, eine solche Änderung vorschlagen zu müssen (die auch in der Folge höhern Orts Bestätigung erhielt), wodurch das Gymnasium von den Volksschulen in eben der Maße unterschieden würde, in welcher es sich über diese durch seinen Zweck erhebt, und wodurch es sich an den Zweck der Universität näher anschloße. Die bisherigen untern Klassen also für kleine Knaben, die hier bloß den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. empfangen, sind aufgehoben, und um in das Gymnasium aufgenommen werden zu können, wird nunmehr schon diejenige Vorbereitung erfordert, die in den Volksschulen zu erlangen ist. Auch wurden bessere Anordnungen wegen der Eintheilung der Klassen, der Gegenstände und Methode des Unterrichts gemacht. Woran es in den Gymnasien des innern Rußlands, einige geistliche Seminarien, besonders in Kiew, ausgenommen, noch immer am meisten fehlt, ist ein gründlicher Unterricht in der lateinischen Sprache. Vollends die griechische Literatur ist ihnen so gut wie ganz fremd. In Hinsicht auf das akademische Gymnasium hat also die oben erwähnte Kommission sich vorzugsweise bemüht, den Fleiß der Gymnasiasten auf das Studium des Lateinischen und Griechischen zu richten. Die Zeit wird lehren, ob der Absicht der Erfolg entspreche.

XI. Die adeliche Pensionsanstalt.

Unstreitig das beste Institut dieser Art, das sich in Moskau befindet! Es hat ungefähr dieselbe Einrichtung, wie das bekannte Kollegium Karolinum zu Braunschweig, nur mit dem Unterschiede, daß in jenes bloß Knaben von acht bis sechszehn Jahren aufgenommen werden, und zwar bloß Söhne aus adelichen Familien, oder deren Väter denjenigen Rang haben, mit welchem die Rechte des Adels verbunden sind. Die Zöglinge wohnen in einem besondern ansehnlichen Gebäude in der Nähe des Universitätsgebäudes; es sind mehrere Inspektoren angestellt, die auf ihre Sitten und Studien achten; und der Unterricht, der hier ertheilt wird, umfaßt alle die Sprach- und Sachkenntnisse, welche die erste Bildung eines jungen Edelmanns nothwendig erfordert. Auch für den Unterricht in der Kalligraphie, im Zeichnen und Malen, in der Musik, in der Reitkunst, im Tanzen und Fechten, ist gesorgt. Der jetzige Direktor der adelichen Pensionsanstalt ist Hr. Antonſky, Kollegienrath und Professor der Naturgeschichte bey der Universität, ein Mann von wissenschaftlichen Einsichten und von feiner Welt und Menschenkenntniß, gerade ein Mann, wie an der Spitze eines solchen Instituts stehen soll. Seiner klugen Leitung verdankt auch dasselbe den Flor, wodurch es sich gegenwärtig auszeichnet, und welcher der Universität um so erwünschter ist, da er selbst zur

Vermehrung ihrer jährlichen Einkünfte be trägt. Das Institut kann alle Vortheile benutzen, welche die lokale Nachbarschaft der Universität gewährt, und doch kann zugleich auch allen Nachtheilen vorgebeugt werden, und es wird ihnen wirklich vorgebeugt, welche eben eine solche Nachbarschaft in anderweitiger Hinsicht nach sich zu ziehen pflegt. Die Lehrer in demselben sind fast sämtlich Mitglieder der Universität, da der Direktor im Stande ist, ihnen ein ansehnliches Honorarium zu bezahlen; ein Vorzug, dessen sich keine andre Privatspensionsanstalt in Moskau rühmen kann. Die Disciplin ist im Ganzen vortrefflich. Ich wohne dem Institute gegenüber, und habe in den drey Jahren meines hiesigen Aufenthalts nie eine anstößige Ungezogenheit der Knaben bemerkt.

Dennoch ist der Preis für Wohnung, Speisung und Unterricht der Eleven verhältnißmäßig sehr gering, vielleicht der geringste, für welchen ein Sohn von guter Familie in Moskau nur unterhalten und erzogen werden mag. Die Eleven, welche in der Pension wohnen und speisen, bezahlen jährlich 275 Rubel, wozu aber noch zu rechnen ist, daß sie, was kaum einer Erinnerung bedarf, von ihren Angehörigen mit Wäsche und anständiger Kleidung versehen werden müssen. Diejenigen, welche nicht in der Pension wohnen, aber doch des Mittags dort speisen, bezahlen jährlich 175 Rubel. Für Kinder verarmter ade-

licher Familien, oder verwaifete, find auch Freystellen gestiftet. Wie gering verhältnißmäßig dieser Preis ist, kann man daraus beurtheilen, daß ein Hauslehrer oder Hofmeister von nur mittelmäßigen Talenten und Kenntnissen einer Familie in Moskwa wenigstens jährlich 800 bis 1000 Rubel, oft 2= bis 3000 Rubel kostet, und daß es keine nur erträgliche Privatpension giebt, wo der Zögling nicht jährlich wenigstens 4= bis 500 Rubel bezahlen müßte; ohne daß die Mittel und Vortheile der Erziehung und Bildung hier vorhanden wären, welche die adeliche Pensionsanstalt der Universität hat.

Die Zahl der Eleven der letzteren steigt daher auch mit jedem Jahre. Sie beläuft sich jetzt auf 250. An einigen Formalitäten, die gesetzlich eingeführt sind, hat man hier und da Anstoß genommen, z. B. daß kein Knabe in die Pension zum Unterrichte kommen oder ausgehen darf, ohne Begleitung eines Bedienten. Aber eben die Altern, denen es lästig ist, den Bedienten Morgens und Abends entbehren zu müssen, würden sich doch laut beklagen, wenn ihre Kinder auf dem oft weiten Wege zur Pension, den sie zu gehen oder zu fahren haben, einen Unfall erlitten, den ein Bedienter leicht hätte verhüten können. Freylich haben die Kinder ihren eigenen Genius, der sie beschützt; inzwischen auch dieser Genius schläft zuweilen.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 22. Mitau, den 1. Juny 1808.

L i t e r a t u r.

Oekonomisches Repertorium für Liefland.
Erster Band. Erstes Stück 112 S. — Zweytes
Stück 128 S. Riga, 1808. Auf Kosten der liefländischen ökonomischen Societät, gedruckt bey W.
F. Häcker. 8.

Die livländische ökonomische Societät hat den sehr befallswerthen und gemeinnützigen Entschluß gefaßt, das Merkwürdigste und für unsern Norden Passendste aus ausländischen ökonomischen Schriften in einem Repertorium, das aus sechs Heften jährlich bestehen soll, zu sammeln und zum Besten des Publikums drucken zu lassen. Dieses patriotische Unternehmen verdient den Dank der Landwirthe besonders, die dadurch Belehrung, Nachweisung und Aufmunterung zu anzustellenden Versuchen aus einer sehr respektabeln Quelle, so wie auch die Gelegenheit erhalten, ihre eignen bewährten Erfahrungen öffentlich bekannt zu machen. Das vor uns liegende erste Heft dieses neuen Jour-

nals besteht aus sieben sehr lesenswerthen Aufsätzen. Eine kurzgefaßte und dennoch sehr vollständige Encyclopädie der Landwirthschaft macht sehr passend den Anfang; dann folgen Grundsätze über die Vermessung eines Landgutes; hierauf einige Stellvertreter des Brodtes, und zwar a) die Vermalzung von Hafer und Gerste, b) die Quecken als Zusatz zum Roggenmehl, und c) das isländische Moos. Sehr interessant ist der Auszug aus Liljeblatts Tagebuch und Böhmers technischer Geschichte der Pflanzen. Man sieht daraus unter andern, daß Brodtmangel in den hochnördlichen Gegenden etwas ganz gewöhnliches ist, so daß die alten Norweger es als Luxus ansahen, Brodt aus reinem und nicht mit Baumrindenmehl gemischtem Roggen zu essen. Der vierte Aufsatz handelt von der Ersparung des Hafers bey der Pferdefütterung. In wiefern das hier Gesagte anwendbar sey, wagt Ref. nicht zu entscheiden; denn seiner Meinung nach müßten eigene sehr große Backöfen zum Backen der Pferdebrodte erbaut werden, die Kosten des Malens, die Mühe des Teigbereitens in so großen Quantitäten, und ganz vorzüglich die sehr erhöhte Holzkonsumtion, dürften, wie er glaubt, kaum durch die Haferersparung aufgewogen werden. Der fünfte Aufsatz giebt eine Anleitung zur Fabrication des Ahorn-, Birken- und Milcheßigs. Der sechste zeigt, wie man das Korn zu Brodt besser benutzen könne, wenn man das Mehl mit Kleien-

wasser einrühre, wodurch man $\frac{1}{2}$ mehr Brodt erhalten soll. Den Beschluß dieses ersten Heftes machen einige Bemerkungen über die Benützung der Knochen zu Gallerten. — Das zweite Heft beginnt mit einer sehr instruktiven Chemie des Ackerbaues nach Hermbstädt, welcher Aufsatz die Absicht hat, denkende Landwirthe, die Chemie und Physik nicht studieren konnten und wollten, mit den neuern chemischen Ansichten bekannt zu machen. Der zweite Aufsatz handelt von sechs verschiedenen Methoden bey dem Anbau der Kartoffeln, von denen die meisten, wie Ref. zum Theil aus eigener Erfahrung selbst weiß, und zum Theil mit Grund vermuthen kann, sehr zweckmäßig sind. Das Reinigen vom Unkraut ist bey dem Kartoffelbau Hauptsache; dieß geschieht aber am Besten, und ohne Gefahr des Aufeggens der Saat, mit den in dem eigentlichen Kurland gewöhnlichen Straucheggen; da es aber, weil die Kartoffeln sehr ungleich aufkommen, sehr bequem ist, die eigentlichen Saatsfurchen, worin die Kartoffeln liegen, mit Reifern zu bezeichnen, weil man alsdann sehr frühe die Kartoffeln säen und, so wie sich nur einige zeigen, die Saatsfurche leicht behäufeln kann, um die Reime, ehe sie hervorstecken, gegen Nachtfrost zu schützen, die Egge aber alle diese Reiser vorher umreißen würde: so schlägt Ref. vor, diese Reiser in bestimmten Entfernungen von 40 bis 50 Fuß in geraden Reihen, welche die Furchen in

rechten Winkeln durchschneiden, zu stecken. Die Reihen können bey'm Eggen, bey einiger Vorsicht, nicht leicht verletzt werden, indem ein Raum von 50 Fuß Länge und einer solchen Breite, als man ein Stück Acker zum Kartoffelbau bestimmt, der Egge hinlänglichen Spielraum giebt, ihre wohlthätige Wirkung aufs Unkraut zu äußern. Der dritte Aufsatz giebt eine Anleitung aus Tannensprossen Bier zu brauen; der Herausgeber wünscht aber selbst noch das Verhältniß des Wassers zu den zerhackten, mit Malzschroot versetzten Tannensprossen zu erfahren. Der vierte lehrt die Wurzeln mehrerer Orchisarten als Nahrungsmittel gebrauchen. Der fünfte handelt von Bouillons aus frischen und schon gekochten Knochen. Der sechste zeigt, wie man die Rumfordschen Suppen aufbewahren könne, dadurch, daß man die Materialien dazu zu einem Gries mache. Der siebente empfiehlt eine bessere, länger zu konservirende, wohlfeile Suppe aus edlern Bestandtheilen, unter andern Reis oder Graupen, Butter oder Speck. Der achte Abschnitt handelt von Brodten für Thiere aus Roggen- und Weizenstroh. Der neunte lehrt die Düngungskraft alter wollener Lumpen, die, angefeuchtet, am besten mit Mistjauche getränkt, sehr wirksam sind, kennen, und nicht nur bey'm Ackerbau, sondern ganz vorzüglich bey'm Verpflanzen von Obstbäumen anwenden. Der zehnte enthält ein neues, von dem großen Botaniker Willdenow

empfohlenes, Kaffe-Surrogat. Es ist dieß der *Lupinus albus* und *luteus*, letzterer ganz vorzüglich. Die Schooten dieser Treppviolen werden, wenn sie halb ausgewachsen sind, abgenommen und in etwas grobe Stücken zerschnitten, an einem luftigen Orte getrocknet, und nachher wie Kaffeebohnen behandelt. Ohne allen Zusatz von wirklichem Kaffee sollen sie ein völlig gleichartiges, gesundes Getränk liefern. Man muß aber anderthalbmal soviel, als vom gewöhnlichen Kaffee, nehmen. Im eilften Aufsatze wird gelehrt, daß man den Kartoffelertrag durchs Niederbiegen und Behäufeln des Krauts bis auf sechzigfachen Ertrag vermehren könne. Im zwölften wird des Herrn v. Edelkrantz neues Baumwachs (das aus dem Mitauschen Kalender vom Jahre 1805), so wie im dreizehnten eine wohlfeile und dauerhafte gelbe Farbe (die gleichfalls durch den Mitauschen Kalender vom Jahre 1808 uns schon bekannt ist) empfohlen. —

Wer sieht nicht die wohlthätige Tendenz aller dieser Abhandlungen! Die meisten sind in Wahrheit Worte zu ihrer Zeit gesprochen. Was gerade unsre Gegenden drückt, soll erleichtert, was jede Jahreszeit fordert, bequemer und ertragreicher gelehrt werden. Die mehresten dieser Aufsätze, so wie die sehr instruktiven Noten und Einleitungen, sind mit Fr., einige mit dem allgemein geschätzten, verdienstvollen Namen Friebe, dem Sekretär

der Societät und Redakteur dieses gemeinnützigen Journals, unterzeichnet.

Es sey uns erlaubt, noch zum Schluß den Wunsch hinzuzufügen, daß dieses Jahrbuch die Erwartungen, zu denen die ökonomischen Fragen in der Vorrede gegründete Hoffnung geben, erfüllen, und, außer seinem Hauptzwecke, auch Ansichten über die Witterung, dem Gerathen oder Fehlschlagen des Getreidebaues in den einzelnen Kreisen Liv-, Esth- und Kurlands, etwa wie Thärs Annalen der niedersächsischen Wirthschaft es für Norddeutschland thun, geben und so gewissermaßen auch die Stelle einer landwirthschaftlichen Zeitung bey uns vertreten möchte. In den im zweyten Hefte angegebenen Verbesserungen sind die Druckfehler 1stes Heft S. 3 Z. 8 Emperie und S. 10 Z. 3 v. u. exstirenden nicht angemerkt. Dieß zum Beweise, daß wir diese vorzügliche Zeitschrift gern möglichst rein und korrekt wünschen.

Watson.

Proben aus einer noch ungedruckten Topographie von Kurland.

(Fortsetzung des in No. 16. abgebrochenen Aufsazes.)

1. Der Stabburags.

Unser Vaterland wird mit Unrecht für ein an Naturschönheiten und Merkwürdigkeiten armes, völlig ebenes und flaches Land gehalten, da dieß

letztere eigentlich doch nur von der Mitauschen Oberhauptmannschaft, und auch da nur theilweise gilt. Der größte Theil von Kurland besteht aus hügeligem Boden, und diese Hügel bilden sehr breite zusammenhängende Hügelketten, unter denen sich freylich keine Alpen, aber hin und wieder ganz ansehnliche Berge erheben. An schönen Gegenden haben wir keinen Mangel, längs der Abau, im Ambotenschen, an den Ufern der Düna u. s. w. Auch kann Kurland Naturmerkwürdigkeiten aufweisen, die zu sehen wohl mancher Reisende, wenn sie in Deutschland lägen, gern einige Duzend Meilen von seinem Wege abweichen würde. Die Rummel bey Goldingen verdiente gewiß mehr Aufmerksamkeit, und eben so die Naturmerkwürdigkeit, von der wir hier kürzlich reden wollen: Der Stabburagß am Ufer der Düna.

Hinter Friedrichstadt auf der kurlischen, und Stockmannshof auf der livländischen Seite werden die Ufer des Dünastroms wieder steil und hoch; sie bestehen aus Kalkfelsen, die in horizontalliegenden Geschieben fortlaufen, bis an den sogenannten Stabburagß unter dem Privatgute Stabben. Dieß ist ein sonderbarer Klumpen, der aus einer hervorspringenden, schwammartigen Masse besteht, die mit Säuren stark aufbrauset. Sie hängt beträchtlich über das obere Dünaufer hervor, in einer Dicke von etwa 8 Fuß, und in einer Länge von ungefähr 30 Faden. Aus dieser porösen Masse träufelt,

wie aus einem kolossalen Siebe, ein beständiger Regen, der im Winter zu dünnen Eissäulen gefriert, und der um so wunderbarer scheint, da man sich die Ursache desselben nicht leicht zu erklären weiß; indem oben alles glatt und eben ist, und keine Spur von einem Wasserbehälter zeigt. Wahrscheinlich hat eine, über der in jener Gegend zum Theil sehr nahe an der Oberfläche der Erde vorhandenen Lage von Kalkfelsen *) befindliche, reichhaltige Quelle ihr Ende in diesem porösen Klumpen, theilt sich daselbst in die vielen tausenden von Löcherchen und Röhrchen, bis sie in zahlreicher Tropfengestalt endlich zum Vorschein kommt. Sonderbar ist es, daß, diesem bizarren Klumpen gegenüber, auf der livländischen Seite, die beständig horizontalfortlaufenden Kalkfelsen-Geschiebe die Ordnung unterbrechen und vertikal gehen, auch daß in demselben mehrere tiefe, brunnenartige Löcher sich befinden, die unten Wasser haben, wie man aus dem Geräusch hineingeworfener Steine schließen kann. Das Ganze scheint wie aufgebohren, und ist wahrscheinlich die Folge einer höchstgewaltsamen Lusterplosion, als die Masse noch weich war. Es ließen sich hier viele Hypothesen aufstellen, allein damit ist niemanden gedient; sie würden auch überdies höchst schwan-

*) So haben die Nemter Seen und Seen ganze Strecken von Rickerland, die kaum mit einer Spanne hoch Erde über dem Kalkfelsen bedeckt sind.

fend ausfallen, da ich diese Naturmerkwürdigkeit nicht aus eigener Anschauung, sondern nur durch Notizen kenne, die ich der Gefälligkeit eines Freundes verdanke.

2. Die Ruine Altona, unter dem Krongute Sehen.

Diese merkwürdige Ruine, von dem Seehenschen Beyhose Altona gegenwärtig eben so benannt, liegt hart am Ufer der Düna, Kockenhufen gegenüber. Die Figur derselben ist fast ein Parallelogram, dessen Länge auf dem Dünaufer 40, die Breite aber 30 Klafter beträgt. Außer ihrer steilen Lage gegen die Düna, hat sie oben noch einen sehr tiefen Graben, ist nördlich durch einen hart an derselben, in steilen Ufern, fließenden, und südlich gleichfalls durch einen, 5 Faden von der Mauer laufenden, kleinern Bach und einen, weniger tiefen, Graben, zwischen demselben und der Mauer, gedeckt. Die Hälfte der westlichen Seite wird durch eine Krümmung des oben erwähnten größern Baches auch gedeckt, scheint aber absichtlich nach Südwesten am schwächsten gelassen zu seyn. Die nördliche und östliche Mauer sind fast ganz vernichtet, weil sie von Ziegeln waren, die von den Landleuten nach und nach abgebrochen und weggeführt wurden. Die südliche und westliche Mauer, die von Bruchsteinen aufgeführt ist, stehet noch, ist 4 Faden hoch und 4 Fuß dick. An der unzugänglichsten Seite der

westlichen Mauer, hart an dem hier sehr steilen Ufer des größern Baches, ist der Eingang, dessen Einfassung von gehauenen Steinen, wahrscheinlich weil eiserne Klammern darin befindlich waren, ausgebrochen ist. Dieses Thor ist 11 Fuß hoch und 10 Fuß breit, hat über sich eine Nische oder Blende, die 3 Fuß hoch und 4 Fuß breit, und ihrer Höhe wegen unzerstört geblieben ist. In dem Thore selbst befindet sich, dem Hereintretenden linker Hand, ein tiefes, langes Loch, in dem wahrscheinlich ein Balken lag, der zum Verriegeln der Pforten hervorgezogen werden konnte. Fünf Faden südlich diesem Eingange, sieht man gerade unter dem sehr stumpfen Winkel, den die westliche Mauer daselbst bildet, unten durch die ganze Mauer ein Loch, gerade so groß, daß ein Mensch hindurchkriechen kann. Fast in der Mitte dieser Ruine liegt eine große Vertiefung und eine andre ähnliche, nur viel kleiner, nahe bey dem nordöstlichen Winkel; beyde waren wahrscheinlich Brunnen, welche die Zeit und Menschenhände verschüttet haben. Denn der innere Flächenraum, der 5 Loofstellen und 80 Quadratstangen enthält, wurde sonst geackert, ist aber gegenwärtig ganz mit Strauch bewachsen. Die Gegend umher enthält ansehnliche Hügel, von denen mehrere diese Ruine völlig dominiren.

Es wäre historisch wichtig, zu wissen, was diese Ruine und wozu sie bestimmt war? Da

meines Wissens unsre vaterländische Geschichte ihrer Existenz gar nicht erwähnt. Am leichtesten scheint die Erklärung, es sey ein Fort von Rockenhusen gewesen, allein alsdann müßte der Eingang nicht an der entgegengesetzten Seite befindlich seyn. Ein im In- und Auslande sehr geschätzter nordischer Geschicht- und Sprachforscher vermuthet, es sey vielleicht die völlig verloren gegangene Burg Kersau. Mir scheint aus der Einfachheit der Bauart, denn das Ganze ist bloß ein längliches Viereck, und aus der unverkennbar gegen Rockenhusen und gegen Riga hin statt gehabten Festigkeit und Unersteigbarkeit, die durch den tiefen östlichen Graben noch so sehr erhöht ist, hervorzugehen, es sey dieß eine Schutzwehr der alten Landeseinwohner gegen Rockenhusen und die heran- nahende Gefahr der Unterjochung durch die Deutschen. Es ist freylich bekannt, daß die alten Letten nur hölzerne Festungen hatten, und daß sie die ersten Mauern der Deutschen mit Stricken umzureißen versuchten; allein konnten sie nicht, da ihre Nachkommen noch jetzt so viel mechanisches Talent verrathen, die Manier von Steinen Festungen aufzuführen, den Fremdlingen bald abgelernt haben, besonders wenn man erwägt, daß die Hauptarbeit bey Rockenhusen doch gewiß durch lettische Handlanger, unter Leitung deutscher Maurer, gemacht worden ist; der Kalk dazu ward auch wahrscheinlich daselbst, und zwar, wie ich glaube,

durch Letten gebrannt, was sie, bey dem Reichthume der dasigen Gegend an Kalkstein, bald nachmachen konnten; und endlich, wäre diese Ruine eine Mitterburg, so würde sie auch nach den Regeln der damaligen Fortifikation mit Thürmen, Geschossen, Zimmern u. s. w. erbaut worden seyn. Davon findet sich aber nicht die geringste Spur, sondern nichts als die einfache Mauer. Daß sie kein Thiergarten oder Zwinger war, erhellet klar aus dem oben Gesagten und der sehr ängstlich und klug gewählten militärischen Lage, so wie aus dem tiefen Außengraben. — Es sollte mir sehr lieb seyn, wenn irgend jemand mich belehren und über diesen Gegenstand etwas Befriedigendes sagen würde.

Watson.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen über Lieder und Liederkompositionen.

Beides, Lieder zu schreiben und sie in Musik zu setzen, ist, wenn man will, eine so leichte Arbeit, daß der, welcher nur eine mittelmäßige Geschicklichkeit in beyden Künsten hat, sich zu duzendweisen monatlichen, ja täglichen Lieferungen anheischig machen kann. Was Wunder, daß der Wust von Liedern und Liederkompositionen so groß ist, daß auch das wenige Vortreffliche in demselben unterzugehen gefährdet; daß es wenigstens nicht so beachtet wird, wie es beachtet zu werden verdiente. Fast jeder, der nur die Feder, oder die Saiten in Bewegung setzen kann, fühlt sich bald

genug aufgelegt, ein Liedchen zu verfertigen oder zu komponiren, und eben so bald aufgefördert, daß Publikum mit seinem Nachwerk zu behelligen. Diesem Unfug zu steuern, sollte sich die Kritik anlegen seyn lassen.

Aber welcher Kunsterfahrene weiß es nicht, daß nichts so schwer ist, als ein Lied, für den Dichter sowohl, als für den Komponisten? Ein Lied nämlich, das den Kenner und Liebhaber ergötzt, das nicht eine geistlose Zusammensetzung gewöhnlicher Phrasen und Ideen, sondern die Eingebung einer ächt poetischen Begeisterung ist. Solche Lieder hat man von den größten Meistern in beyden Künsten nur wenige. Ich nenne hier als Beispiele: Schillers Ode an die Freude; „Kennst du das Land“ von Göthe und Reichart; „Am Rhein, am Rhein“ von Claudius und Schulz; Himmels Hebe; Hurka's Schifffahrt; „Es kann ja nicht immer so bleiben“ von Rozebue und Himmel; „Ich habe viel gelitten,“ Text und Musik von Schubart. Eins dieser Lieder wiegt manchen Stoß von Arienbüchern auf. Solche Lieder zu verfassen, gelingt nur in den glücklichsten Momenten. Die Kunst des Dichters verhält sich dabey fast nur leidend; er nimmt die freye Eingebung der Muse hin. Geschmack und reife Bildung muß jedoch der Künstler besitzen, damit sich das Geschenk der Muse nicht in einem unsaubern Gefäße verunreinige. Vorzüglich kann in der Musik die Afterspödie bis zu einem hohen Grade getrieben werden. Man kann Sonaten, ja Symphonien machen, die lebendigen Kunstwerken der Art so ähnlich sehen, als Wachßfiguren lebenden Menschen. Dieß läßt sich philosophisch erklären, daraus, daß die Musik, insbesondere die schematische, vorbildliche Kunst ist. Der Mechanismus ist in der Musik, so wie

in der Architektur — (von der sie überhaupt viel ähnliches hat, zum Beyspiel die vollkommne Gleichheit einzelner Theile, nur daß die Wiederholung dort räumlich, hier zeitlich ist, eine Eigenschaft, die auch die Poesie oft annimmt, sobald sie lyrisch, musikalisch wird, z. B. die Wiederholung einzelner Strophen am Ende der Liederverse, und selbst in dem homerischen Epos die gleichförmige Beschreibung des Jahres- und Tageslaufes, der Mahlzeiten und aller beständig wiederkehrenden Dinge) — der Mechanismus, sage ich, ist in der Musik beträchtlicher, als z. B. in der Poesie. Wer mit demselben ganz vertraut ist, kann sehr leicht etwas machen, aber schaffen kann er darum noch nicht. Wenn er nicht aus der kassatischen Quelle getrunken, wenn er seinen Werken nicht das Feuer des Prometheus eingehaucht hat, so haben sie nur das äußere Ansehn poetischer Produkte. Man kann auf sie, mit gehörigen Abänderungen, den Vers des Rheinweinliedes anwenden:

— — — Gewächs — sieht aus wie Wein,
Ist's aber nicht, man kann dabey nicht singen,
Dabey nicht frohlich seyn.

Dr. C. Ch. Trautvetter.

Kleiner Zusatz zu W. G. Friebes Oekonomisch-technischer Flora für Liefeland, Ehstland und Kurland. Riga, 1805. 8.

Diese gemeinnützige Schrift eines längst schon rühmlichst bekannten Gelehrten, hat eine nur zu oft bemerkte Lücke ausgefüllt. Besonders nothwendig scheint bey jedem derartigen Werke, daß

zunächst nicht für Botaniker von Profession, sondern für Ökonomen und Künstler in unserm Vaterlande bestimmt ist, die Beyfügung der lettischen Benennungen der Gewächse zu seyn, da unser Lette alle hier wild wachsende kennt, und sie mit eigenen Namen in seiner Sprache bezeichnet. Diese sind nun aber nicht überall dieselben, sondern es giebt entweder mehrere Benennungen für ein und dasselbe Gewächs, oder es werden auch an sich verschiedene Pflanzen mit einem und demselben Namen bezeichnet. Es scheint desfalls wünschenswerth zu seyn, die lettischen Pflanzennamen so viel als nur möglich — (der Lette thut mit denselben heimlich, weil er sich auf diese Kenntniß etwas einbildet, oder auch aus einer andern nicht hierher gehörigen Ursache) — zu sammeln, um einst, so wie man es im Deutschen bereits sehr glücklich versucht hat, Bestimmtheit und Deutlichkeit in die lettisch = botanische Nomenklatur zu bringen. Diese Ansicht hat den Einsender zur Bekanntmachung der nachstehenden, in dem Friebeschen Werke entweder gar nicht, oder doch in einer andern Bedeutung vorkommenden, lettischen Pflanzennamen bewogen, die er übrigens bey Letten in mehreren Gegenden als gebräuchlich und bekannt angetroffen hat. Sie folgen hier in derselben Ordnung, die von dem Verfasser der Flora gewählt worden:

Sorbus aucuparia
Rhamnus catharticus
Ribes nigrum
Vaccinium uliginosum
Erica vulgaris
Rosa canina
Rubus chamaemorus
Genista tinctoria
Taxus baccata
Valeriana officinalis

Lett. *Buzzenes.*
 — *Mescha pluhmes.*
 — *Bubburenēs.*
 — *Glahsenes.*
 — *Sils.*
 — *Wilka abholi.*
 — *Lahzenes.*
 — *Wannaga naggi.*
 — *Thwe, Thwes koths.*
 — *Buldurenēs.*

Triticum repens
 Asperula tinctoria
 Plantago major
 Alchemilla vulgaris
 Primula veris
 — farinosa
 Verbascum Thapsus

Solanum nigrum
 Carum carvi
 Angelica sativa
 Sambucus Ebulus
 Rumex acutus

Paris quadrifolia
 Euphorbia Esula
 Sempervivum tectorum
 Spiraea ulmaria
 Potentilla anserina
 Actaea spicata
 Chelidonium majus
 Aquilegia vulgaris
 Anemone hepatica
 Caltha palustris
 Glecoma hederacea
 Betonica officinalis
 Origanum vulgare
 Pedicularis palustris
 Myagrum sativum
 Raphanus Raphanistrum
 Hypericum quadrangulare
 Artemisia Abrotanum
 Tussilago farfara
 Anthemis cotula
 Achillea millefolium
 Centaurea Cyanus
 Viola odorata
 Equisetum hyemale
 Lycopodium Selago

Polypodium vulgare

Zett. Zeefas.
 — Mesikkies.
 — Zetta teffas.
 — Prantschu sable.
 — Gaila peeschi, Paslawas.
 — Besdeligas artina.
 — Saules weeschi, Sweesta
 sables.
 — Natts pammasschi.
 — Kehrmeles, Kehmeles.
 — Gantes, Stebbula safne.
 — Bluschu fohfs.
 — Sirga fshabenes, fashku
 sables.
 — Salschu ohgas.
 — Gemmes, Kristinsch.
 — Noreeschi, Noreetni.
 — Bibgreeschi.
 — Baltwehdere.
 — Kaitla sable.
 — Struttenes.
 — Bikkera pukke.
 — Balagsdi.
 — Bohrenes.
 — Sehtas lohfschi.
 — Brumbettes.
 — Naudi, Naudenes.
 — Bohru eglites.
 — Dedderes.
 — Pasuhlains.
 — Assina sables.
 — Deawa fohzini, D.fahrkli.
 — Malla-lehrenes.
 — Gohwiu-mihfene.
 — Mehra-sable.
 — Sibdene.
 — Silli wiebuli.
 — Trauchli.
 — Mabres fillini, Staipeh-
 fle.
 — Salda safne.

Dr. Zimmermann.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils

über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 23. Mitau, den 8. Juny 1808.

Neue Musikalien.

Harmonia. Erstes Stück. Vier Gesänge mit Begleitung des Piano-Forte gedichtet und Herrn Collegien-Assessor von Berner, dem Musenfreunde, hochachtungsvoll gewidmet von Ernst Christian Trautvetter. Mitau, 1808. Gedruckt und im Verlage b. Johann Friedrich Steffenhagen u. Sohn. 10 C. Querfolio.

Es genüge hier, dem Publikum diese Gesänge angezeigt und empfohlen zu haben. Durch Anschaffung derselben wird es sich leicht von ihrem Werthe überzeugen. Nur einiges wollen wir anführen, um den Gesichtspunkt, aus dem sie zu betrachten sind, anzugeben.

Der Verfasser zeigt sich in diesem ersten Stücke der Harmonia als Dichter und Tonkünstler zu gleicher Zeit. Eine Vereinigung, die bey uns eben so selten ist, als sie bey den Alten gewöhnlich war.

Ob sie zum Vortheil oder Nachtheil beyder Künste gereiche? Diese Frage kann hier nicht erschöpfend beantwortet werden. So viel ist klar, daß nur die Instrumentalmusik bisweilen von der eigentlichen Poesie losgerissen erscheint. Aber im Gesange, welcher doch das wesentliche ist, erscheinen auch heut zu Tage noch beyde Künste vereinigt, und auch die Instrumente gehören noch oft zu seiner Begleitung. Da bleibt es denn auch keinem Zweifel unterworfen, daß es für den Gesang erspriesslicher ist, wenn beyde Künste auch ursprünglich in einer Person, und zwar in gleicher Vollkommenheit, verbunden sind. Auf diese Art wird zu den Worten die beste Musik entstehen; Musik und Text werden sich so angemessen werden, so einzig für einander geschaffen seyn, wie Leib und Seele. Wir reden hier nicht von einer solchen Vereinigung in einer Person, wo der Dichter hinterdrein seine Gedichte in Musik setzt, erst Dichter, dann Tonsetzer ist (in diesem Falle ist der Unterschied nicht groß), sondern von einer ursprünglichen Vereinigung, wo Gedicht und Musik in einem Schöpfungsakte entstehen, wo sie beyde nicht als Zwillinge, sondern als Hermaphroditen geboren werden; so daß der Dichter im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Sänger und sein Produkt ein Gesang ist. Mehr oder weniger ist dieß zwar bey jedem guten Dichter (beym lyrischen nothwendig) der Fall; nur daß er ohne Tonkunde nicht

im Stande ist, die Musik, d. h., die Stimmung seines Gedichts, in Tönen festzuhalten. Er wirft die Zeichnung hin und überläßt das Kolorit einem andern. Unserm Verf. sind die meisten dieser Gesänge gewiß auf jene ungetrennte Art entstanden, und er hat daher auch, bey der öffentlichen Bekanntmachung, Text und Musik billig nicht trennen wollen. Für die Gedichte beweist eine solche Entstehung immer so viel, daß sie lyrisch, musikalisch sind. Beyde Theile aber, Töne und Worte, gewinnen dabey dieses, daß sie nothwendig aufs vollkommenste harmoniren müssen, indem sie ja, so zu sagen, durch eine *harmonia praestabilita* mit einander verbunden worden.

Nach diesen Ansichten ist dieß Werkchen zu beurtheilen.

W.

Bruchstücke aus dem Reisejournal eines Livländers.

(Beschluß des in No. 17. abgebrochenen Artikels.)

St. Petersburg, den 20sten July 1807.

Ich habe heute einen sehr angenehmen und lehrreichen Vormittag verlebt. Die längst ersehnte Partie nach Alexandrowst ist vor sich gegangen, nachdem die Frau Generalin v. — die Güte gehabt hatte, uns einen Erlaubnißschein zum Eintritt in

die dortigen Anstalten zu verschaffen. Wir fuhren sehr frühe aus, um noch vor der hiesigen Mittagszeit wieder zurück zu seyn. Der Weg ist, mit Ausnahme des Steinpflasters, das man auf einer Strecke von drenzehn Werst zu überwinden hat, der angenehmste. Man wird es nicht müde, die Newski-Perspektive zu durchfahren. Noch leben Menschen, und nicht gerade die allerältesten, die sich erinnern, in dieser Straße auf den Stellen Wald und Weide gesehen zu haben, wo jetzt das geschmackvolle Hotel des Fürsten Beloselsky und das italienische Palais stehen. Ein Beweis, in wie unglaublich kurzer Zeit die Residenz aus Morästen, die vor hundert Jahren noch keines Menschen Fuß durchwatet hatte, hervorgegangen ist. Nicht nur alle Gewerbe, sondern auch alle Religionen vereinigt die Newski-Perspektive und wird dadurch zu einer der merkwürdigsten Straßen in Europa.

Ben dem Newski-Kloster machten wir halt, um die Kirche des heiligen Alexander Newski zu besuchen, die unter der jetzigen Regierung von innen und außen hergestellt und prächtig geschmückt ist. In welche Herrlichkeit schaut man, wenn man unter das schöne Peristyl tritt und die ehernen Thüren sich öffnen! Das Gewölbe des Schiffs der Kirche wird von korinthischen Säulen, von der schönsten Vollendung, getragen, und ist reich en camayeu gemalt. Die geschmackvolle

Vertheilung der Felder gefällt indeß am meisten, weil die Figuren selbst, bey der beträchtlichen Höhe, zu klein erscheinen. Das berühmte Grabmal des heiligen Alexander, der eben hier an der Nema seine tapferen Thaten ausführte, befindet sich im Fond des rechten Seitenganges. Sarkophag und Gerüste, alles ist von Silber und mit Emblemen reich verziert; so daß der Werth des Monumentes auf mehrere Millionen Rubel geschätzt wird. Der alte Guardian dieser Kirche, ein braver Invalide, wußte uns die Figuren an den Seiten des Sarkophags alle umständlich zu erklären. Ihn, an dessen Schädel sich mancher türkische Säbel versucht hat, wird nun auch bald, wenn gleich kein prächtiges Monument, doch ein einfacher Grabhügel in einem Winkel des Kirchhofes decken. Es war heute gerade ein Tag, an dem, nach dem Ritus der griechischen Kirche, die Lebenden einen Besuch bey den Gräbern ihrer abgeschiedenen Verwandten und Freunde abzustatten pflegen. Solche Besuche haben für den Menschen von Gefühl immer viel rührendes und feyerliches. Ich sahe mehrere schöne Grabmäler, sowohl auf den Kirchhöfen, als in den Kirchen selbst, und las darauf die Namen Kurafin, Demidow, Wolchonski, Trubekoi, Galizin, Gagarin, Beloselski u. a.

Der Weg nach Alexandrowsk ist um vieles angenehmer, als der nach Saräskoe Selo. Bey einem breiten Fluß mit bebaueten und stark belebten

Ufern fehlt es nie an Unterhaltung. Auch liegen an diesem Wege mehr Landhäuser als an jenem, außerdem aber noch die Spiegelmanufaktur, die Porcellain = Fabrike und unzählige Ziegelbrennereien, die sich, so einfach auch ihr Produkt ist, doch zu dem Range von Fabriken erhoben haben. An der eilften Werst dieses Weges, der nach Wella, Schlüsselburg und Nowaja Ladoga führt, liegt Alexandrowsk, ehemals ein kleines Dorf mit einem Landhause des Fürsten Wäsemöskoi, jetzt ein niedlicher Flecken mit großen und schönen steinernen Gebäuden und einer wichtigen Manufaktur. Unser Erlaubnißschein verschaffte uns zu allem, was hier zu sehen ist, unter der Leitung eines alten Invalidenunterofficiers, freyen Zutritt. Ich sahe hier zum erstenmal in meinem Leben zwey Dampfmaschinen. Erst vor wenig Jahren sind sie aus England verschrieben und in Thätigkeit gesetzt. Der Mechanismus einer solchen Maschine ist als ein Meisterstück der Erfindungskraft des Menschen anzusehen. Er reducirt sich, wie am Ende bey allen Maschinen, auf den Hebel. Eine Dampfmaschine, die nur einen einzigen Menschen, beym Zuschütten der Kohlen, so wenig beschäftigt, daß er inzwischen noch andre Arbeiten verrichten kann, setzt in einem Gebäude von mehr als dreyßig Faden Länge alle daselbst, zwey bis drey Stockwerke hindurch, befindlichen zahlreichen Maschinen mit der bewundernswürdigsten Leichtigkeit in Bewegung.

Diese Maschinen sind nur zur Verarbeitung der rohen Baumwolle, zu solchen Fäden, wie sie der Kattun-, Moufelin- und Strumpfwäber gebraucht, eingerichtet. Das heißt: man krämpelt die rohe Baumwolle, nachdem sie ein wenig auseinander geklopft ist, durch weitere und engere Kardetschen, die um einer vier Fuß breiten Walze gelegt sind; dann faßt man die aus der Kardetsche kommende Baumwolle zwischen zwey, mit Leder bezogene, einen Zoll breite, Walzen zusammen, und erhält dadurch sehr lockere Fletthen, die in einen darunter stehenden blechernen Cylinder fallen. Sechs solcher mit Fletthen angefüllter Cylinder werden wieder zusammengestellt, und aus ihrem Inhalte dreht man, durch eben dergleichen Walzen, eine sechs-fach dickere Flethe, die hernach auf Spinnmaschinen von 50 bis 100 Spulen zu den gleichesten, festesten und feinsten Fäden versponnen wird. In einem andern Gebäude, das die neuere, weit kleinere, Dampfmaschine enthält, die sich mit ihren Kesseln und Balancierstangen leicht auf eine gewöhnliche Teleschka laden ließe, die aber, vermöge ihres vereinfachten Mechanismus, dennoch eben so kraftvoll wirkt, als die ältere, fand ich auch dieselbe Spinnmaschine wieder, welche ich schon in der für Sachsen so wichtigen Fabrikstadt Chemnitz gesehen hatte. Dort wurde sie von dem Engländer Whytfield dirigirt, der auch der Erfinder einer außerordentlich reizbaren Garnwage ist, an

welcher das Gewicht durch einen Zeiger bemerklich gemacht wird.

Es gewährt einen freundlichen und zugleich überraschenden Anblick, die vielen wohlgenährten Knaben und Mädchen in der hiesigen Manufaktur munter, ämsig und ungezwungen bey der Arbeit zu sehen. Unstreitig ist es bloß der humanen Behandlung und der musterhaften Verpflegung zuzuschreiben, wenn diese Finger den hohen Grad von Kunstfertigkeit (vergebens würde man ihn durch den Stock hervorzubringen suchen) erlangt haben, welcher so schön mit der Schnelligkeit und Leichtigkeit der bey der Arbeit angewandten Maschinen harmonirt. Eine zweckmäßige Kleidung von Leinwand befördert die vollkommene körperliche Ausbildung der jungen Leute. Unter allen habe ich auch nicht ein einziges Gesicht mit Blatternarben bemerkt.

Bekanntlich verdankt die Anstalt in Alexandrowsk ihr Daseyn der erhabenen Kaiserin Mutter, deren Namen jeder Menschenfreund alle Zeitalter hindurch mit tiefer Ehrfurcht nennen wird. Die hier arbeitenden Subjekte sind eine Abtheilung der kaiserlichen Erziehungsanstalt, — wie das Findelhaus in St. Petersburg, treu aus dem russischen übersetzt, genannt wird. Ich habe es schon oft gesagt, aber es kann nicht oft genug wiederholt werden: man weiß im Auslande zu wenig von diesen Anstalten, welche die Träume und Wünsche der dor-

tigen Philosophen nicht allein realisiren, sondern sogar übertreffen. Neidisch läßt sich der Ausländer vernehmen, wenn man ihn mit den Pappenhäusern und Krämereinrichtungen seiner Humanitätsanstalten aufzieht, und ihm die hiesigen vorhält: „Ja! es ist auch darnach; viel geht freylich in diese Steinmassen; aber dafür stirbt auch binnen drey Jahren alles, bis auf ein Drittheil oder Biertheil, aus.“ Die achthundert wohlgenährten, gesunden und frohen Kinder in Alexandrowsk; die sechshundert, die in Gatschina verpflegt werden; die hunderte, die bey Handwerkern und Künstlern in St. Petersburg in der Lehre stehen; die tausende, die das Findelhaus selbst beherbergt: alle diese Individuen sprechen uns von dem ungerechten, viel eher auf die auswärtigen Anstalten zurückzuwälzenden, Vorwürfe frey; und lohnen noch überdem durch ihre Dankbarkeit, durch ihre Zufriedenheit mit dem Glücke, daß ihnen die unbegranzte Freygebigkeit und die mehr als mütterliche Aufmerksamkeit der Kaiserin Maria gegründet hat, dem Staate als gute und tugendhafte Bürger.

Ich hatte eben dem interessanten Spiele der Dampfmaschinen eine Viertel Stunde lang zugehört, und fing an mir den feinern Mechanismus derselben zu erklären, als die Glocke zum Mittagessen ertönte, im Nu alle Riemen ausgehängt wurden, und alles in Stillstand gerieth. Auch wir

wurden in die Speisefäle und Küchen geführt, um uns die vortreffliche Einrichtung sehen zu lassen. In letztere zu treten, braucht man nicht bange zu seyn, und selbst eine Dame würde nicht nöthig haben, ihre Schleppe aufzuheben; denn auch bis auf diese Gegenstände erstreckt sich die thätige Sorgfalt der erhabenen Gründerin der Anstalt, und wo dieß geschieht, da hat es mit dem Gewöhnlichen ein Ende, und das Außerordentliche tritt, mit allem Anziehenden, was es für die Sinne und Gedanken der Menschen haben kann, ein. Die Küchen sind groß, hell und geräumig, und die Herde, in denen sich mächtige Kessel eingemauert befinden, bestehen aus Fayence. Fast für jedes Gericht ist hier ein eigener Ofen, oder doch wenigstens ein eigener Kessel. Wo gebraten wird, wird nicht gekocht, und die Bäckerey hat zwey bis drey eigne dazu eingerichtete Zimmer. Weiber haben hierbey gar nichts zu thun; ich sah' nur männliche Köche und Bäcker. Mädchen und Knaben essen von einander abgesondert in sehr großen, hellen Sälen, und jedes Individuum hat seinen eignen zinnernen Teller, seinen Löffel und sein Trinkgeschirr. Man gab uns den für eine Woche aufgesetzten Küchenzettel zu lesen. Ich fand fast für jeden Tag eine Fleischspeise verzeichnet. So gut wird es den adelichen Kadetten einer gewissen Königsstadt im Auslande nicht. Die tapfern Söhne des Vaterlandes, die den ehrenwerthen

Degen tragen dürfen, erhalten dort nur zweymal wöchentlich eine mäßige Portion dürrgekochtes Fleisch, und aus einer Butterbemme, die ihnen, wie Kindern, vorgeschnitten wird, besteht ihr ganzes Abendessen. Hier aber ließ man uns das Brod, die Suppe und den Kascha von Reis schmecken, und führte uns dadurch bey nahe in Versuchung, die angebotene Portion ganz zu verzehren. Eine gleich musterhafte Einrichtung herrscht in den Schlaffsälen, die sich in dem größten der hiesigen kaiserlichen Gebäude befinden. Einen großen Saal hat man, der Höhe nach, drey mal abgetheilt, und in den drey Etagen hunderte von Betten gestellt, die so groß und geräumig sind, daß selbst ein preussischer Gardist seine Seligkeit darin finden würde. Die Aufwartung der Zöglinge wird übrigens mit der größten Pünktlichkeit von der überaus zahlreichen Dienerschaft besorgt; denn nach dem Berichte unsers Invaliden sollen zu dem Ende gegen sechshundert, theils männliche, theils weibliche, Subjekte hier angestellt seyn.

Nachdem wir alles gesehen, und aus aller Munde immerwährend das Lob der Kaiserin Mutter ertönen gehört hatten, fuhren wir nach der kaiserlichen Porcellainfabrike; es war aber gerade ein Feyertag für die dortigen Arbeiter und daher in dem weitläufigen Gebäude alles ohne Leben. Um zwey Uhr hatten wir, da man uns in der Spiegelhütte mit der Nachricht entgegen kam, daß,

wegen des Feiertages, gleichfalls alles verschlossen und außer Thätigkeit sey, die ganze interessante Partie beschlossen.

B.

Mein Frühling nach dem Tode von A. und B.

Den 1sten May, 1808.

Du, die sonst mit Jugendfeuer
Mir des Alters Frost geschenkt,
Oft, im mildern Strahl, die Leyer
Lächelnd mir zum Spiel gereicht,
Lieblichste der ew'gen Horen,
Die der Wesen Lust erfreut,
Warum ist die Herrlichkeit
Deiner Reize mir verloren?

Fröhlich sah ich sonst entthauen
Feld und Wiesen um mich her;
„Nie durchwandelst diese Auen
„Der Geliebten Fußtritt mehr!“
Seufzt es leif in meinem Innern,
Traurig sinkt mein Aug' hinab,
Ach! an Eu'r so frühes Grab
Muß mich alles jetzt erinnern.

Stürzt, entschmolzen starrem Eise,
Schäumend durch das Thal der Bach,
Sah ich gern der raschen Reise
Bis in Thetis Armen nach;

Bild der Flucht von unsern Tagen
 Deckt sein Eilen Schmerzgefühl,
 Denn der Zeiten Strom hat viel,
 O! so viel mir weggetragen.

Von des Waldes Gipfeln schallen
 Keine Freuden mir ins Herz,
 Und es flöten Nachtigallen
 Meinem Ohr nur Trennungsschmerz;
 Hier im Schatten meines Baumes,
 Dessen Duft Euch nie mehr leht,
 Denk' ich wehmuthsvoll anjeht
 Des verschwundnen süßen Traumes.

Freundlich schlang Natur, ihr Brüder,
 Um Euch noch ein zartes Band,
 Selten, selten schafft sie wieder
 Edle Seelen so verwandt,
 Gleich erhellet von jenem Feuer,
 Das der Weisheittempel pflegt,
 Voll der Kraft, die selbst sich trägt,
 Keinem, als der Pflicht, getreuer.

Eine Bahn ward Euch beschieden,
 Raub, doch ehrenvoll ist sie!
 Rechtverspendung, o! hienieden
 Einer Gottheit würd'ge Müh! —
 Nur belohnt vom Selbstgeföhle
 In der starken, reinen Brust,
 Aller Guten Lieb' und Lust,
 Gingt ihr herrlich hin zum Ziele.

Denn der heil'gen Themis Wage
 Wog in beyder Hand gerecht,

Sicher legt' in sie die Klage
 Der gekränkte Herr und Knecht;
 Wahrheit machte sie nur steigen,
 Wahrheit war es, wenn sie sank;
 Selbst des Mitleids regen Drang
 Hieß der Rechte Prüfung schweigen.

Doch, der Güte voll und Milde,
 Galt es Euch und Euer Recht,
 War, nach jenes Weisen Bilde,
 Euch der Niedrigste nicht schlecht.
 Nie habt Ihr des Sklaven Bürde
 Hart zum Sklavenjoch erschwert;
 Denn Ihr sah't des Menschen Werth,
 Fühltet ihn — in eigener Würde.

Losgefesselt von den Sorgen,
 Die der treue Diener trug,
 Sah'n Euch, heiter, als den Morgen,
 In der Menschheit milderm Schmuck,
 Alle, die in näh're Reihen
 Um Euch her das Schicksal zog,
 Und in Eure Arme flog
 Weib und Kind sich zu erfreuen.

Wenn der trautern Freundschaft Freuden
 Heiterten Euch Stirn und Sinn,
 Selbst von Göttern zu beneiden,
 Flogen goldne Tage hin;
 Bey dem frohen, süßen Mahle
 Spielten harmlos Wis und Scherz,
 Laut're Wonne schlug das Herz
 Zum geselligen Pokale. —

Auch in dieser stillen Hütte,
 Die der Abo Bach umfließt,
 Habte mich in Eurer Mitte
 Eures Lebens heitrer Geist.
 Spärlich zugetheilte Stunden,
 Achter Freundschaft Bollgenuß,
 Mit dem letzten Scheidekuß
 Seid ihr ewig hingeschwunden!

Ah! der Guten und der Lieben,
 Die der Himmel mir verband,
 Sind so wenig nur geblieben! —
 Reiche mir die Wiederhand,
 Kleiner Rest der innigst Theuern,
 An der früh Entschlafnen Gruft,
 Bis uns selbst der Wächter ruft,
 Dankbar ihren Werth zu feyern.

B. Becker.

Der Garten.

Vesten, den 24sten May 1808.

Blühender Garten! in dir, in deiner grünen Um-
 wölbung
 Schwindet die Sorge dahin, jeglicher Kummer
 verstummt.
 Durch die Blüthen des Baums, hinauf zu dem Him-
 melsgewölbe,
 Blick ich mit Thränen der Lust, schau' ich mit
 heil'gem Gefühl;
 Alles, alles um mich, durchhaucht von dem Odem der
 Liebe,
 Ewiger Liebe und Huld, feyert den heiligen Tag.

Lieblicher grünet das Gras und jegliches Blatt an
 dem Baume,
 Und in festlichem Schmuck spendet die Blume den
 Duft;
 Sieh', wie der Schmetterling tanzt, auf Blüthen die
 Biene sich wieget,
 Summend sich jezo erhebt, jezt mit dem Nektar
 entflieht!
 Jubelnd ertönet zugleich dein Lied, du steigende
 Lerche,
 Jeglicher Sänger des Hains stimmt in deinen
 Gesang. —
 Heilige Mutter Natur! mich durchströmet der Selig-
 keit Fülle,
 Und mit klopfender Brust sink' ich anbetend vor
 dir;
 Mich auch belebet der Geist, der liebend das Weltall
 umfasset,
 Mich, wie die Bien' in dem Kelch, tränkt er
 mit seliger Lust;
 Sein ist's, daß mich durchbebt der Andacht heiliger
 Schauer,
 Sein, daß der Schmetterling tanzt, — sein, daß
 die Sonnen sich drehn.
 Lieb a n.

D r u c k f e h l e r.

In No. 20. auf der ersten Seite ist Z. 6 v. u. statt 1805 zu
 lesen 1808.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 24. Mitau, den 15. Juny 1808.

Sommertheater in Mitau.

Den 31sten May nahmen die gewöhnlichen Sommervorstellungen der rigaschen Schauspieler-gesellschaft bey uns ihren Anfang. Die meisten Mitglieder derselben sind uns wohlbekannte, liebe Gäste, auf deren Wiedersehen sich auch der Mann von feinerem Sinn herzlich freut, der im Theater nicht Amusement, sondern Vergnügen sucht. Nur von wenigen läßt sich mit Wahrheit sagen, daß sie in der Kunst Handwerker sind, und wider Willen der Minerva als Schauspieler erscheinen. Einige unter ihnen hingegen sind Künstler, und bewähren täglich, durch Geist und Studium, ihren schönen Beruf.

Eine, ins Einzelne gehende, Zergliederung und Beurtheilung einiger Rollen, so wie sie z. B. von Herrn Vorsch und Madame D h m i a n n wirklich dargestellt worden, könnte am besten darthun, ob und wie weit dieses Urtheil gegründet sey. Nur müßten es passend ausgewählte Rollen seyn, in

welchen gerade dieser Schauspieler seine ganze Stärke zeigen konnte; denn auch Iffland ist in einer Rolle größer, als in der andern.

Referent, der sich im Ganzen auf einfache Anzeigen der gegebenen Vorstellungen einschränken und nur hier und da eine kurze Anmerkung hinzufügen wird, behält sich dennoch, so weit es die Gränzen unsrer Blätter erlauben, einen Versuch obiger Art vor, ob er gleich die Schwierigkeiten sieht, denen er entgegengeht. Die Kunst des Schauspielers ist transitorisch, und es gehört große Übung dazu, jeden Moment der Darstellung einzeln und im Zusammenhange unverfälscht und sicher aufzufassen und festzuhalten. Ohne Reichthum und Präcision im Ausdruck bleibt dieß unmöglich. Und alle dieß Wahrnehmen und Beobachten hat keinen Werth, ohne Theorie der Kunst, und jede Kritik ist schwankend, sobald nicht das hinzukommt, was Lessing als die größte Feinheit des dramatischen Kunststrichters rühmt: die unfehlbare Unterscheidungsgabe, was und wie viel, in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergügens, davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauspielers zu setzen sey. Doch auch der schwächste, unvollkommenste Versuch einer solchen beurtheilenden Zergliederung würde zweckmäßiger und verdienstlicher seyn, als so manches, mit Gemeinplätzen und hämischen Witzeleyen verbrämtes, Kunstgeschwätz, welches in unsern Tagen hier und

da bey dergleichen Gelegenheiten zum Vorschein kommt, wodurch die Würde der Kritik entehrt, der guten Sache nichts geholfen, den schlechten Schauspieler nichts gelehrt und dem guten der Muth benommen wird.

Das Theater wurde eröffnet mit dem Lustspiele in vier Aufzügen: Die Erben, von Frau v. Weißenthurn. Kaum sollte man glauben, daß dieses Stück, durch seinen eignen Werth, auf diese Ehre hätte Anspruch machen können. Es wurde ziemlich lau vom Publikum aufgenommen. Den Rath Gutmann gab Herr Wirsing; nicht ohne Überladung von Minenspiel und unbedeutenden Gesten. Ein Mann von solcher Verschmitztheit und Arglist, als Rath Gutmann, hat mehr Besonnenheit in seiner Haltung und keine so unnütze Lebhaftigkeit. — Als Nachspiel folgte: Der Sammtrock, ein Lustspiel in einem Aufzuge, von Kotzebue. Herr Vorsch, als Magister Kranz; Madame D h m a n n, als Sybille. Ein treffliches Künstlerpaar! Beyde schienen mit einander zu wetteifern; der Preis wurde getheilt.

Den 1sten Juny. Aline, Königin von Golconda. Ein Singspiel in drey Aufzügen, aus dem Französischen frey übersetzt von Herklotz. Die Musik von Berton. Von dieser bey uns zum erstenmal gegebenen, anderwärts längst bekannten, Oper wollen wir weiter unten bey der zweyten Vorstellung einiges sagen.

Den 2ten Juny. *Eugenius Skoko*, Erbprinz von Dalmatien, ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von Theodor Hell. Mit diesem Nachwerk hätte man uns billig verschonen sollen. Es ist ein Cento aus Shakespear, Lessing und Schiller, ohne Geschmack und Kraft, in einer ganz unleidlichen Sprache. Dieß müssen die Schauspieler gefühlt haben; denn selbst Madame Ohmann spielte nicht wie gewöhnlich. Es schien, als war ihr Genius von ihr gewichen. Am meisten that noch Herr Vorsch, ohne den das Stück nothwendig ganz hätte fallen müssen.

Den 3ten Juny. Je toller, je besser. Singspiel in zwey Aufzügen, von Bouilly. Musik von Mehül. Das Stück ist nicht neu, wir haben es hier schon oft gesehen; aber kaum jemals in jeder Rolle so meisterhaft ausgeführt, als heute. Von dem Lobe, den jeder Einzelne verdiente, zu sprechen, wäre überflüssig.

Den 4ten Juny. *Ubaldo*, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Rozebue. Dieses neue und, so viel wir wissen, noch ungedruckte Stück bürgte durch den Namen des beliebten Verfassers dafür, daß wir nichts schlechtes zu erwarten hätten, ob es sich gleich fand, daß Ubaldo, dem es übrigens an tragischem Stoffe nicht gebricht, Rozebue's Meisterwerk nicht sey. Für den, welcher Emilia Galotti nicht kennt, oder sich des Verfassers Hugo Grotius nicht erinnert, muß es viel

Interesse haben. Der Graf Camponero sieht dem Marinelli nur allzu ähnlich. Jeder gute Schauspieler würde diese Rolle unter die bedeutendsten im ganzen Stücke erhoben haben; aber Herr Berling, eine neue Acquisition bey der Rigaschen Bühne, dem diese Rolle zugetheilt worden, machte aus dem arglistigen Hofmann einen unausstehlichen *fat*. Der gute Mann wird Mühe haben, ehe er den ungünstigen Eindruck seiner Debüts wieder gut macht. Sein ganzer Anstand mißfiel, sein Gehen und Stehen, sein allgenügsames mit sich selbst Beschäftigen, sein unaufhörliches Nachhelfen an der Halsbinde und Halskrause, und seine Knieaktion. Ton und Vortrag verfehlte er fast immer, und in der Scene, wo Ubaldo verhaftet wird, verzogen sich die mehresten Gesichter zum Lachen über Camponero. Madame D h m a n n behauptete die Würde einer Königin am wahresten in der Scene, wo sie der Blanka die Hand zum Kusse reicht.

Den 5ten Juny. Die jähzornige Frau, ein Lustspiel in einem Aufzuge, aus dem Französischen des Etienne. Der Stoff ist aus einer Novelle der Frau von Genlis entlehnt. Shakespeare hat bekanntlich aus dieser Fabel ein treffliches Lustspiel gemacht, welches Schröder in dem Stücke: „Stille Wasser sind tief“ auf die deutsche Bühne verpflanzte. Diese jähzornige Frau halten einige für einen sentimental, faden Spaß. Wir glauben, mit Unrecht. Den Major von Goldner gab

Herr Dittmarsch kaum mit gehöriger Lebhaftigkeit. Herr Porsch war der Rittmeister, Madame D h m a n n die jähzornige Frau; und sie war Virtuofin im Jähzorn. — Hierauf folgte: Die Heyrath auf eine Stunde, ein Singspiel in einem Aufzuge, nach dem Französischen desselben Verfassers. Die Musik von d'Alleyrac. Im Ganzen genommen, sowohl in Absicht auf Text als Musik, ein ziemlich schaales, charakterloses Stück; also keine interessante Neuigkeit für unser Theater. Eine schöne Polonoise, von Mademoiselle Brückl sehr brav gesungen, würde uns indessen einigermaßen mit dem Stücke ausgesöhnt haben, wenn nicht Herr Berling durch seinen Gesang und durch seine Grimassen uns das unangenehmste Bild vor die Seele gebracht hätte. Er ist in der That zwar kein inspirirter, aber wohl ein inspirirender Sänger, da doch das Singen expirando vor sich gegen muß. Er verschluckt die Töne, anstatt sie von sich zu geben. Die kleine Rolle des Dufels wurde von Herrn D h m a n n mit vollkommener Wahrheit und überhaupt sehr gut gespielt.

Den 6ten Juny. Die Unvermählte. Ein Schauspiel in vier Aufzügen, von Rozebue. Unseres Wissens auch ein bisher noch ungedrucktes Stück, bey dessen heutiger Vorstellung man den Schauspielern in den drey ersten Aufzügen nichts, oder vielleicht einigen nur etwas vorzuwerfen hatte. Madame M e n d e, als Amalie von Seelenkampf,

bewährte ihren alten Ruhm und führte den Charakter der Rolle vortrefflich durch; eben so Herr Porsch als Graf Nebenstein. Mademoiselle Pöschel schien auch heute zu beweisen, daß ihr naive Rollen besser, als sentimentale, gelingen. Gegen den Schluß mangelte es den Schauspielern durchaus an Lebendigkeit. Das Stück wurde zu Ende geschleppt; so daß man dem Fallen des Vorhanges mit Sehnsucht entgegen sah. — Als Nachspiel folgte: Das Gemälde. Ein Lustspiel in einem Aufzuge; aus dem Französischen nach Duval. Das Stück an sich ist ziemlich unbedeutend. Herr Berling hatte eine Hauptrolle!!!

Den 7ten Juny. Lodoiska. Heroische Oper in drey Aufzügen. Musik von Cherubini. Mit Vergnügen ließen wir uns auch diesmal von Cherubini's Meisterhand ins Reich der Töne und Harmonien einführen. Seine Ideenfülle und die Tiefe seines Gefühls hält uns für die Armuth des Dichters schadlos. Auch die Schauspieler trugen alles dazu bey, den Effekt zu erhöhen. Herr Berther (Barbel) fühlte das Bedeutende seiner Rolle und stellte sie vortrefflich dar. Herr Arnold, als Floresky, entzückte uns durch Spiel und Gesang. Mademoiselle Brück'l (Lodoiska) war hier ganz auf ihrem Platz; auch Herr Dhmman als Durlinsky.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schreiben an T—r über eine wichtige poetische Erfindung.

Unsere Zeit, m. th. J., ist reich an neuen Erfindungen und Entdeckungen. Schube, die dem Wasser ewig undurchbringlich sind, stehen den neu-entdeckten Planeten gegenüber. Aeronauten, die den Winden gebieten, und Wagen, die ohne Pferde und Lenker bergan= wie bergabrollen, zeigen uns die erstaunliche Kraft des menschlichen Geistes. Wer vermöchte die neuen Entdeckungen in der Physik und Chemie aufzuzählen? Die letzte hat sich sogar den Achilles und Hektor, die Helena und alte Hefuba, und alle mythologischen Wesen der Ilias und Odyssee angeeignet *). Dazu könnte der geistreiche Mann, der den alten Homer mit seinen Göttern und Helden, soll man sagen in den Schmelztiegel gebracht? oder aus ihm hat hervorgehen lassen? nach seiner eignen Versicherung, eine Lobrede auf den Nero schreiben. — Bald, hoffe ich, wird es uns auch gelingen, nicht nur die Sprache der verschiedenen Thiere zu ergründen, sondern sie auch in den menschlichen Sprachen zu unterrichten. Dann werden wir nicht länger für ein Märchen halten, was Homer vom Xanthos, dem Rosse des Achilles, welches mit seinem Herrn in Hexametern sprach, berichtet, und der

*) Wie dies schon früher gesehen ist in Jacobi Tollii Fortuita, in quibus praeter Critica nonnulla, tota fabularis historia graeca phoenicia, aegyptiaca, ad Chemiam pertinere asseritur. Amstelædami, 1687. 8.

redende Gokelhahn des Schuhflickers Mncillus wird uns kein Wunder mehr seyn. Kurz, wir sind auf dem Wege, uns, um homerisch mitzureden, aufzuschwingen zum Zeus und den andern seligen Göttern.

Auch ich hatte mir vorgenommen, meinen Namen von der Nachwelt unter den Entdeckern wichtiger Dinge nennen zu lassen,

daß, wenn ich sankte hinab in Aides dunkle Behausung, ewig lebte mein Ruhm bey den sterblichen Erdenbewohnern.

Zu dem Ende wollte ich entdecken, daß der Reim, dieses wesentlichste Erforderniß zu den neuesten Gedichten unserer Zeit, nicht im Anfange des Mittelalters entstanden, sondern schon von den Alten, sowohl Griechen als Römern, gebraucht sey. Ich glaubte, diesem göttlichen Gleichflange der Endsyblen in den Gedichten der ersten unserer neuesten Almanachsdichter diese Bemühung schuldig zu seyn; denn es ist kaum glaublich, wie sehr das Ganze dieser herrlichen Produkte durch denselben gehoben wird, und wie sie gleichsam in Nichts zurückzusinken scheinen, wenn man ihn hinwegnimmt. Machen sie die Probe mit dem ersten, dem besten Gedichte, besonders mit einem, worin Thränen und Seufzer der Liebe das Herz des Lesers zu heiliger Sympathie stimmen sollen, und Sie werden erstaunen, wie mit dem Reime alle Schönheit des Sylbentanzes verschwunden ist — und das vor-

zügliche Werk des Priesters der Musen, ich möchte sagen fast, geistlos erscheint. Weil nun der Reim zur Erhaltung des wesentlich Schönen in der Poesie so wichtig, ja unentbehrlich ist, und man sich, wenn von dem Höchsten in der Kunst des Dichters die Rede ist, stets auf die Griechen und Römer bezieht; so wollt ich auch den Reim bey ihnen finden. Das Gelingen war mir nicht einen Augenblick zweifelhaft; denn schon ehemals, da ich noch der Meinung war, der Reim könne allenfalls seine gute Wirkung thun, und habe besonders in kleinen lyrischen und Sinngedichten, wo es auf Ründung des Ausdrucks vorzüglich ankömmt, das meiste Verdienst; schon ehemals hatte ich bemerkt, daß sich hier und da Verse in alten Dichtern reimten, oder daß der Schluß der ersten Hälfte des Pentameters mit den Endsyblen desselben gleichklang. Aber, wie man oft verkehrte Ideen hat, so meinte ich, dergleichen Verse wären den alten Dichtern nur entschlüpft und gehörten nicht zu den empfehlungswerthen. Doch nun, bey veränderter Ansicht, machte ich gleich Anstalt, meinen Vorsatz ins Werk zu setzen, und wollte zu dem Ende alle Dichter der Griechen und Römer mit der Feder in der Hand durchlesen, und auf das genaueste jeden Reim bemerken. Wenn ich nun bey dieser Arbeit zufällig, wie der Zufall wohl bey den meisten Erfindungen eine große Rolle zu spielen pflegt, die rechte Aussprache dieser Völker, und mit ihr natür-

lich den Reim in ihren Dichterwerken entdeckte; so durfte ich schon vom ersten Stücke Unsterblichkeit erwarten, und das zweyte erschien als ein unbedeutender Anhang. Geschah dieß nicht, so konnt' ich die Ursache, daß so viele Verse bey den Alten ohne Reim sind, auf unsere Unkunde in Hinsicht ihrer Aussprache bringen. — Auf jeden Fall schrieb' ich ein merkwürdiges Buch, das meinen Ruhm sicherte, und das Motto auf dem Titel: *In magnis et voluisse sat est*, war meine Empfehlung bey den Kritikern, wenn nicht ein Freund mir den gebührenden Ruhm, etwas reichlich gemessen, bey ihnen bestellen wollte.

Aber ach, m. Fr., wie ist meine schöne, glänzende Hoffnung geschwunden! Jüngst las ich meine Ideen, ich weiß nicht mehr in welchem gelehrten Blatte, ganz mir aus der Seele geschrieben. Der Verfasser des Aufsatzes muß ein geistreicher Mann seyn, wenn er von selbst auf den Gedanken und die Ausführung desselben gekommen ist. Fast aber bin ich geneigt zu glauben, daß einer meiner Bekannten, dem ich die Vorarbeit und den ganzen Plan mittheilte, unter dem x y z verborgen ist.

Auf diesem Felde ist also, dacht' ich, für dich kein Ruhm mehr zu ärndten! Ein andrer hat die Früchte deiner Mühe gewonnen! Auf kurze Zeit, ich gestehe es, verwirrte mich dieses ein wenig, doch bald ermannte ich mich wieder:

Aber, o Vater Zeus und Pallas Athen' und Apollon!

sprach ich zu mir, hast du nicht das beste Mittel in den Händen, das imitatorum pecus zu verlas-
sen und dich in den heiligen Bezirk der Erfinder durch deine eigne Kraft einzuschließen? Haben die Deutschen schon gereimte Hexameter? Der Pentameter, erlaubt er nicht einen doppelten Reim, in der Mitte und am Ende? Und wo ist der, welcher ihn also schuf? Hier sind Lorbeern zu brechen! Melpomene, reiche du selber den Kranz deinem Geweihten! — Und darauf vollendete ich nachstehendes Gedicht an Sie, m. th. Fr.; an Sie, den Freund meiner Leyer, den eingeweihten Priester der Musen. — Wie billig, habe ich den Reim selbst zum Gegenstande meiner Begeisterung gewählt — fest überzeugt, daß Sie diesem meinem Lieblingskinde Ihren Beyfall nicht versagen und zur Empfehlung und Ausbreitung dieses allerneuesten Geschmacks in der deutschen Poesie das Ihrige beytragen werden.

Die Macht des Reims.

An L-r.

Freund, ich erkläre Dir endlich: Vollendung jedes
Gedichtes

Ist der göttliche Reim. Siehe, ich schwöre Dir
bey'm

Vater der Götter, der hoch, im Glanze des herrlich-
sten Lichtes,

Auf dem Olympus thront, daß es die Mühe be-
lohnt,

Wenn Du beginnest den Ritt zum Berge der Töchter
 Kronions,
 Nicht zu vergessen den Keim dichterischen Ruhmes
 daheim.
 Kummere, Trauter, Dich nicht um die Wächter des
 heidnischen Zions;
 Denn die erblindete Schaar weiß, o Geliebter,
 fürwahr!
 Nicht, was der göttliche Drang durch reimende Syl-
 ben gestaltet,
 Weiß nicht, wie rührend es klingt, wenn man in
 Reimen sich singt.
 Denn ich singe mich selbst. Wenn der Geist die
 Flügel entfaltet,
 über die Wolken sich hebt, alles verachtend, was
 lebt,
 Dann nur siehst Du mein Ich, und im Fluge der
 Göttergedanken
 Spricht sich, den Ohren ein Schmaus, reimend
 mein Genius aus.
 Und so betret ich getrost mit jeglichem Gegner die
 Schranken,
 Weil ich mit Sicherheit weiß — ich nur erringe
 den Preis.
 Darum folge mir, Freund, mich kümmert Dein Ruhm
 in dem Herzen,
 Fast wie der meine mir werth, welchen der Reim
 mir beschert;
 Scheue nicht Mühe, nicht Angst, und Itttest Du
 tödtliche Schmerzen;
 Suche und finde den Keim dichterischen Ruhmes,
 den Reim.

Nur eins, m. th. Fr., macht mich besorgt:
 ob nicht schon vor hundert und mehr Jahren, oder
 in den neuesten Zeitschriften und poetischen Ta-
 schenbüchern, denn wer kann sie alle lesen? irgend
 ein vorzüglicher Kopf unter den Deutschen dieselbe
 Idee ausführte, und mir daher nächstens beweisen
 wird, daß meine Ehre — nichts sey. Doch sey es.
 In unserm Lande bin ich gewiß der erste, der die-
 sen Gedanken gefaßt und zugleich ausgeführt hat,

und begnüge ich mich denn, Sie kennen meine Bescheidenheit, in der Specialgeschichte der hiesigen Gelehrten, und besonders der Dichter, zu glänzen

— velut inter ignes
Luna minores. —

ℒ — u.

Baillots und de Lamare's Konzert in
Mitau, am 12ten Juny.

Herrn de Lamare hat das hiesige Publikum schon vor einigen Jahren gehört und in ihm einen großen Violoncellisten kennen gelernt; Herr Baillot hingegen ist noch nie durch hiesige Gegend gereist. Jedoch das enthusiastische Lob, das ihm wegen seines ausgezeichneten Violinspiels in Paris und Wien zu Theil ward, und welches auch jetzt aus Moskwa vor ihm herging, ließ uns allerdings etwas Außerordentliches erwarten.

Man kann schwerlich jemanden eine Vorstellung von seinem Spiele geben, der ihn nie hörte. Denn er hat in der That viel Eigenthümliches und Charakteristisches. Ref. glaubt keinen Virtuosen gehört zu haben, der so viel Kraft mit so viel Rundung und mit so tiefem Gefühle verbunden hätte. Seinem Spiele, wie seinen Kompositionen sieht man es an, daß er Händel studiert hat. Sie neigen sich mehr zu dem Großen und Erhabenen hin, als zu dem Angenehmen und Lieblichen. Dabey herrscht darin der leidenschaftlichste Ausdruck. Jetzt erstarrt man im Anstaunen seiner Größe, und dann wird man eben so gewaltig zur tiefsten Rührung hingerrissen. Die Allgewalt seines Spiels ist bewunde-

rungswürdig; den in diesem Falle gewöhnlichen Fehler der Übertreibung vermeidet er sehr glücklich. An die bekannten mechanischen Schwierigkeiten des Instruments denkt man gar nicht, wenn man ihn hört. Doch wir wollen die vorgetragenen Stücke der Reihe nach angeben und unsre etwanigen Bemerkungen daran anknüpfen.

Nach einer Symphonie von Hayd'n spielte Herr de Lamare ein sehr schönes Violoncellkonzert von Romberg. Im höchsten Grade anziehend war sein Vortrag, vorzüglich in Hinsicht der sangbaren Stellen, denn die Passagen, besonders die in der Tiefe, dürfte er dem Komponisten nicht zu Danke gespielt haben. In der Höhe hat er einen so angenehmen, markigen Ton, und (was immer das hauptsächlichste Verdienst bey diesem Instrumente ist) er führt einen so fließenden, ausdrucksvollen Gesang und marquirt so trefflich, daß er in dieser Hinsicht schwerlich übertroffen werden kann.

Hierauf folgte (nach einer italienischen Arie, gesungen von dem braven Tenoristen, Herrn Arnold) ein Violinkonzert, gesetzt und gespielt von Herrn Baillot. Um von der Komposition etwas zu sagen, so that es uns wirklich wohl, von einem konzertirenden Künstler Sachen zu hören, die nicht den alltäglichen Zuschnitt haben, und die eben gangbaren Ideen und Manieren wiederholen, sondern einen eigenthümlichen, schöpferischen Geist verrathen. Es ist unverkennbar, daß Hr. Baillot ein denkender Künstler ist, der bey Ausübung seiner Kunst nicht bloß andere nachahmen und bey dem Herkömmlichen bleiben will, sondern durch gründliches Studium dem Wahren und Rechten selbst auf die Spur zu kommen sucht. Im ersten Satz seines Konzerts setzte die Neuheit der Gedan-

ten unsern Geist in Spannung. Die folgenden Sätze wirkten zugleich mehr auf das Herz. Doch charakterisirt ihn auch hierbey eine edle Festigkeit und Männlichkeit.

Der zweyte Theil des Konzerts begann mit einem Solo für das Violoncell, gesetzt und gespielt von Herrn de Lamare. Wenn wir bey dem Konzerte von Romberg vielleicht mehr Fülle und Stärke auf den tieferen Saiten erwartet hätten, so blieb uns dagegen bey diesem Solo nichts zu wünschen übrig. Herr de Lamare hatte natürlich seine Komposition auf sein Spiel berechnet. Er behandelte sein Instrument mehr als Violine, und bezauberte uns durch schönen Ton und lieblichen Gesang selbst in der Höhe, wo es dieß Instrument kaum zu gestatten scheint.

Den Beschluß machten Variationen für die Violine, gesetzt und gespielt von Herrn Baillet. Die Macht, mit welcher dieser vortreffliche Künstler hier auf das Gefühl, wir möchten sagen, einstürmte, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Die ersten Variationen ließen uns seine Kunstfertigkeit ruhig bewundern. Die folgenden aber, vorzüglich die fünfte, trug er mit so viel Ausdruck vor, daß wir in eine hohe tragische Stimmung versetzt wurden. Ein Triumph, nach welchem ein gewöhnlicher Künstler vergebens ringen würde. Wer nicht gerade seinen Geist hat, wird auch mit den Kompositionen dieses Meisters schwerlich Effekt machen. Durch seinen geistreichen Vortrag wird oft das erst schön, was sonst nur sonderbar, oder unbedeutend scheinen würde.

L. L. R.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 25. Mitau, den 22. Juny 1808.

L i t e r a t u r.

Flections = Tabellen für die Lettischen Verba. (Mitau, 1808, bey Steffenhagen und Sohn.) 16 S. Querfolio.

Diese, ohne ein besonderes Titelblatt, herausgekommenen Tabellen, welche Herrn Rosenberg, Rektor der lettischen Sprache auf der Universität zu Dorpat, zum Verfasser haben, sind dem Rec., und mit ihm gewiß jedem Kenner und Freunde der lettischen Sprache, eine sehr angenehme Erscheinung. Schon die Ableitung der Formen, in welcher sehr zweckgemäß ein Verbum der dritten Konjugation, in denen sich das Präsens des Indikativs am meisten durch Veränderung charakteristischer Buchstaben vom Präsens des Infinitivs unterscheidet, gewählt worden, ist an dem Verbum pirkt sehr gut dargestellt. Und wenn gleich in der höhern Philosophie der Sprache der Infinitiv wohl nicht als das Wurzelwort des ganzen Verbums angesehen werden

dürfte, indem jedes Verbum, ein Seyn, Haben, Thun oder Leiden anzeigend, zuvörderst nur in persönlicher Verbindung sich darstellt, der Infinitiv also nur das Abstraktum ist, in welchem von aller persönlichen Beziehung abgesehen, und nur das bloße Seyn, Haben, Thun oder Leiden ausgesagt, und mithin der Infinitiv in jeder Sprache eigentlich von irgend einer Beziehung auf eine Person abgeleitet wird (wie z. B. in der lateinischen und lettischen vom imperf. conj., wo nur die Personalendung weggelassen wird): so erleichtert es doch unstreitig dem Lernenden die Übersicht, wenn er den kürzesten Ausdruck für die Wurzel oder den Stamm ansieht, aus welchem, durch Veränderung des letzten Buchstabens, oder durch Hinzufügung eines neuen zu demselben, oder durch beides zugleich, gleichsam mehrere Äste und Zweige, wie an einem wohlbelaubten Baume, hervorschießen. So können denn auch die andern beyden zum Stamm gehörigen Haupttheile des Verbums, von denen die übrigen untergeordneten Theile abgeleitet werden, das Participium des Präteritums und das Präsens des Indikativs, als mit wenigen Abänderungen der Vokale oder Konsonanten aus dem Stamme emporsteigende Hauptäste betrachtet werden, aus welchen denn die ihnen untergeordneten Nebentheile, als kleinere Zweige, sich um jeden der Hauptäste, und somit alle insgesamt über den Stamm durch ihre Zuthat hervorragend, sich

um denselben in eine schöne Krone majestätisch verbreiten.

Auch die Schemata der Hülfsverba und der, wie mir dünkt, richtiger, als in des ehrwürdigen alten Stenders Grammatik, abgetheilten drey Konjugationen (vielleicht hätten es auch viere werden können) sind vortrefflich. Rec. findet an denselben gar nichts Wesentlichen auszusetzen, und bemerkt nur folgende Kleinigkeiten. 1) Das hier sogenannte Supinum auf *in*, welches Stender den zweyten Infinitiv nennt, hält Rec. lieber für das dem lateinischen Gerundium in *o* Entsprechende; indem es weder die Natur des Infinitivs, noch die des Supinums hat, und Rec. es nie allein, immer aber entweder unmittelbar vor einem Infinitiv oder einer Person des Verbums brauchen gehört hat, ungefähr wie *urgendo urgere*, *agendo agere*, als eine Verstärkung des Begriffs der Handlung, z. B. *behdün* = behgt, *kauzin* = kauft, *funß* *kauzin* = kauft. Wobey Rec. auch anführen muß, daß er es sogar auch in der zweyten Konjugation nach Stender gehört hat, *ffreetin* = ffreet, *ffreetin* = ffreij, *dohtin* = doht, und hiernach fast geneigt ist, es bloß für einen, eine Verstärkung oder Fortsetzung des Handelns ausdrückenden, Infinitiv, mit dem folgenden durch die Konjunktion *in* verbunden, zu halten, besonders da er auch *behg* *tin* behgt, *winsch* behgt in *behg* sprechen gehört hat. 2) In den *particip. praeteriti in jis* wird

daß i in ult., und in dessen fem. juſi, ſo wie in juſchi und juſchaß deß Plur., daß u in penult. oft weder ausgeſprochen noch geſchrieben, als dohmaiſß, dohmaiſſi, dohmaiſſchi, dohmaiſſchaß. 3) Im perf. conj. wird in jeder Perſon fem. gen. daß i ult. daß Hülfsverbum effuſi, weil daß folgende partic. praet. deß verbi ſchon daß i am Ende hat, weggelaſſen, als effuſß bijuſi, effot bijuſi; ja daß effuſß wird in 3. pers. plur. dieſeß perf. conj. bey beyden Geſchlechtern unverändert gebraucht, winni effuſß bijuſchi, winnaß effuſß bijuſchaß. 4) In 2. Conjugat. nach Herrn R. wird zur 3. pers. praes. indicat. nicht bloß bey darriht, ſondern auch bey den andern Verbiß dem Konſonant deß Infinitivß bißweilen a hinzugefügt; aber auch dieſelbe 3. pers. praes. indicat. von darriht, läßt eß oft weg, darr. 5) 3. pers. sing. et plur. imperf. indicat. 3. conjug. nach Herrn R. hat ſtatt deß e am Ende oft auch ein a, als ſpehja, pta hwa, beſonders in den Verbiß in ju antecedente vocali. Seltener wird ſchon lauſa, ſchauta gehört, und man ſpricht hier immer beſſer lauſe, ſchaute. 6) In den verb. reciproc. 1. conjug. zieht 2. pers. plur. praes. indic. zwar ganz richtig daß ee in penult. oft zuſammen und verſchluckt eß, als luhſoiteeß; aber doch findet auch luhſoieetees ſtatt. So kann auch 2. pers. plur. praes. indic. 3. con-

jug. auf atees ausgehen, als smeijatees, zenſchatees; weil hier keine Verwirrung mit 2. pers. plur. imperf. indic. zu fürchten ist, wo entweder die erste Sylbe, wie in smeijatees, gedehnt ist, oder in penult. vor dem a ein veränderter Konsonant steht, wie in zenſatees, tee = patees, greeſatees u. ſ. w. Übrigens bemerkt Rec. noch, daß die lettische Sprache, wie die deutsche, darin unvollkommener ist, als die lateinische, daß sie nur drey durch Flexion gebildete Tempora des Verbums, und drey periphrastische mit dem gewöhnlichen Hülföverbum hat, und daß sie, wenn sie auch das futurum in praesente, in praeterito und in futuro ausdrücken will, zu einem andern Verbum, als Gehülfsen und Vermittler, ihre Zuflucht nehmen muß. Die drey eigenthümlichen, oder durch eigne Flexion entstandenen Tempora des Verbums sind praes., imperf. und futur. simpl.; die übrigen drey, oder die periphrastischen, sind durch Hinzufügung des Hülföverbums zum partic. praet. gebildet. Jedes Tempus wird in doppelter Beziehung gedacht. Die Handlung (oder das Leiden) wird entweder in gegenwärtiger Zeit als gegenwärtig, d. h. gleichzeitig mit einer andern gedacht, wo man das praes. in praesente, oder das schlechthin sogenannte praesens braucht; darzu, pehrnu ic. im Conj. darrohts oder darrus, pehrfohts oder pehrkut ic. Oder sie wird in der ver-

gangenen Zeit als gegenwärtig, d. h. mit etwas anderem gleichzeitig gedacht; hier findet das praes. in praeterito, oder das sogenannte praeterit. imperf. statt: darriju, pirku ꝛ. im Conj. darritu, pirktu ꝛ. Oder sie wird in der zukünftigen Zeit als gegenwärtig, d. h. mit anderem gleichzeitig gedacht; und man braucht das praes. in futuro, oder das gewöhnlich sogenannte futur. simplex: darriſchu, pirſchu ꝛ.; im Conj. darriſchohts oder darriſchuß; pirſchohts, pirſchuß (und in diesem fut. simpl. modi conj. hat die lettische Sprache vor der lateinischen etwas zum voraus, in welcher das fut. simpl. modi conj. dem praes. conj. gleich ist; indem das periphrastische 3. B. amaturus sim keinesweges das fut. simpl. conj., sondern der Conj. des periphrastischen futuri in praesente ist, und eine ganz verschiedene Bedeutung hat). Oder wir denken die Handlung in der gegenwärtigen Zeit als vergangen, und brauchen hier das praeterit. in praesente, d. h. das praet. perfectum, esmu darrijis, e. pirzis; Conj. effohts oder effuß darrijis, pirzis ꝛ. Wiederum denken wir sie in der vergangenen Zeit als vergangen, und da brauchen wir das praet. in praeterito, oder das praet. plusquamperf., biju darrijis, b. pirzis; Conj. buhtu darrijis, pirzis ꝛ. Endlich denken wir auch die Handlung in der

Zukunft als schon vergangen, wo denn
daß praet. in futuro, oder daß fut. exact. Statt
findet: buhschu darriß, pirziß; Conj.
buhfchohtß, buhschuß d., p.

R. G. Elverfeld.

(Der Beschluß folgt.)

Sommertheater in Mitau.

(Fortsetzung des in No. 24. abgebrochenen Aufsatzes.)

Den 8ten Juny. Bayard, Schauspiel in
fünf Aufzügen, von Rozebue. Bayard, obgleich
längst bey uns gesehen, fand doch mehr Beyfall,
als Ubaldo mit allem Reize seiner Neuheit. Wo-
her kam das? Die Ursache liegt ohne Zweifel in
dem Dichter, welcher dem Ubaldo zwar mehr Sen-
tenzen und Deklamationen, aber weniger Hand-
lung zu geben, für gut gefunden. Dazu kommt,
daß in jedem öfter wiederholten Stücke das Spiel
schon sicherer und berechneter ist, und der Soufleur
weniger zu thun hat. Das zeigte sich auch bey
gegenwärtiger Vorstellung. Herr Porsch z. B.
gab uns den Helden des Stückes, Bayard, treuer
wieder, als vor einigen Tagen Herr La Roche
den Ubaldo. (Denn letzterer überließ sich, be-
sonders in den pathetischen Stellen jener Rolle,
einer dissoluten Gesticulation, und nahm, im
Feuer seines Unwillens, zuweilen die Position
eines Fechters an, der sich gegen den Himmel in

der Quarte auslegt.) Das Spiel unser's Bayard hatte mehr Ökonomie; doch schien er uns Anfangs in der zweiten Scene im 1sten Akt häufiger an den Ritter ohne Furcht, als an den gemüthvollen, zartfühlenden Bayard zu erinnern. Aber gleich Scene zwey, Akt zwey, wo Bayard und Blanka, vom Gefühl überwältigt, Herz an Herz sinken, zeigte er sich als Meister. Und wollte man sagen, solche Situationen hätten nicht große Schwierigkeit, so beruft Ref. sich auf die Scene im französischen Lager, wo König Franz der Erste (Herr A l e x a n d e r, dem wir mehr königlichen und hier namentlich mehr feyerlichen Anstand gewünscht hätten) von Bayard zum Ritter geschlagen wird; und besonders auf die zweite Scene im fünften Akt. Auch hat er besser, als andere, das *decrecendo* in Ton und Bewegung bey'm Sterben beobachtet.

— Blanka's Spiel war, wie sich erwarten ließ, durchgängig des lautesten Beyfalls würdig; aber wenn wir uns über diese Künstlerin eine Bemerkung erlauben dürfen, so ist es folgende: es scheint uns, als ob sie, im Momente leidenschaftlicher Hestigkeit, ihrer Stimme zu viel und unnöthige Gewalt anthue, und dagegen gerade das vernachlässige, was die Hauptsache ist: die Farbengebung und das Nuanciren im Ton und Ausdruck. Wenn unsre Bemerkung gegründet ist, wird Madame O b m a n n, wie wir überzeugt sind, gewiß darauf Rücksicht nehmen. Mademoiselle B r i c k 'l, als

Miranda, erregte schon durch ihre Rolle Interesse, und erhöhte dasselbe noch durch ihr Spiel. Mademoiselle Pöschel, als Constantia, war in der That, wie Bayard sie, Scene zwey, Akt eins, nennt, ein holdes Fräulein. — Der Prinz von Bourbon mag sich bey der nächsten Vorstellung nach seinem eignen Wappenschild in der Garderobe umsehen; dießmal war ihm eins mit dem norwegischen Löwen in die Hände gefallen.

Den 9ten Juny. Die Erbschaft. Ein Schauspiel in einem Aufzuge von Kotzebue. Keins von den anziehendsten der kleineren Stücke des beliebten Dichters. Außer Herrn Pörsch und allenfalls Mademoiselle Pöschel die ältere, thaten auch die übrigen Schauspieler zu wenig, um dem Stücke Interesse zu verschaffen. — Hierauf folgte: Die Ähnlichkeit, Singspiel mit Musik von Della Maria. Die früheren Jahrgänge unsres Blattes haben über dieses Stück bereits abgesprochen. In der Aufführung war nichts zu tadeln, und es bedarf keiner Bemerkung, daß Herr Arnold, Mlle. Brück'l und Madame Ackermann ihre Singpartien trefflich vortrugen. — Zum Beschluß: Die Beichte von Kotzebue. Auch dieses Stück haben wir schon früher hier gesehen. Der verdiente Beyfall, welchen Herr Pörsch und Madame Ohmann damals erhielten, schien auch heute derselbe zu seyn. Wir, unserer Seits, können indeß die Bemerkung nicht

unterdrücken, daß Henriette, der Absicht des Dichters zuwider, durch eine Behemenz in Ton und Stimme, welche bisweilen in ein Knistern ausartete, ihrem Spiel die Schalkhaftigkeit benahm, welche die Rolle erfordert.

Den 10ten Juny. Maria Stuart. Trauerspiel von Schiller. Wir freuten uns im Voraus auf die Darstellung dieses Meisterstücks und kamen mit großen Erwartungen vor die Bühne. Mit Recht konnten wir voraussetzen, daß Schauspieler, die ihre Kunst und Schillern lieben, jedesmal, wenn sie ein Stück dieses unsterblichen Dichters wählen, sich das Wort geben, das höchste zu schaffen, was angestrenzte Kraft vermag. Auch ist unsre Erwartung nicht getäuscht worden, obgleich wir glauben, daß das Ganze besser ausgefallen wäre, wenn jeder Mitspielende seine Rolle gehörig im Gedächtniß gehabt hätte. Wer seine Rolle nicht fleißig memorirt hat, wird bey den besten Kunstanlagen dennoch mittelmäßig oder schlecht spielen, und Madame Ohmann verdient auch hierin Auszeichnung, da bey ihr in der Regel der Soufleur am ruhigsten bleibt. Gut memorirt haben, rühmte Garrik allen seinen Schülern als eine Hauptbedingung des guten Spiels; auch ist es bekannt, daß Eckhoff vorzüglich deswegen für immer das Theater verließ, weil er die Abnahme seines Gedächtnisses merkte. Um für die gute Sache auch das Zeugniß einer Dame bezubringen, so wollen wir der be-

rühmte Schauspielerin Clairon erwähnen. Sie sagte zu Thomas: *formez votre voix, le reste là* — und berührte mit der Hand die Stirn ihres Schülers. — Herr Ohmann, der nicht leicht eine Rolle verdirbt, und der in der *Lodoïska*, als *Durlinskij*, so viel gerechten Beyfall fand, machte den *Paulet*. In dem Streite mit *Hanna Kennedy* war er vielleicht mit seiner Stimme zu laut und zu übereilt; wenigstens schien *Hanna* bey weitem nicht alles zu verstehen, was er herauspolterte, sonst hätte sie gewiß mehr in Bewegung gerathen müssen. Mehr Nührung verrieth sie, als die gebeugte, dulddende *Maria* (*Madame Ohmann*) selbst erschien, im langen schwarzen Schleier, mit königlichem Anstande und ruhigem seelenvollen Blick. Noch ehe sie ein Wort sprach, hätte man mit *Shakespeare* ausrufen können: *how is the whole woman expressed in her appearance! Her air has the beauty of motion, and her look the force of language.* Sie sprach durchaus mit Würde, und enthielt sich rühmlicher Weise aller unnöthigen und zweckwidrigen Bewegungen der Hände. Diese Enthalttsamkeit rechnen wir ihr zum großen Verdienst; denn es scheint uns, daß das, was *Lessing* von den Schauspielern seiner Zeit über diesen Punkt sagt, auch hier und da noch jetzt gelte: „*Bei den Alten rührte der Schauspieler keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verstärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgülti-*

gen Bewegungen, durch deren beständigen einförmigen Gebrauch ein so großer Theil von Schauspielern, besonders das Frauenzimmer, sich das vollkommene Ansehen von Drathpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer griechlichten Achte, abwärts vom Körper, beschreiben, oder mit beyden Händen zugleich die Luft von sich wegrudern, heißt ihnen Aktion haben; und wer es mit einer gewissen Tanzmeistergrazie zu thun geübt ist, o! der glaubt uns bezaubern zu können.“ — Mortimer (Herr Dittmarsch) schilderte der Königin Maria den mächtigen Eindruck, welchen der katholische Kirchenkultus auf ihn, bey seiner Anwesenheit in Rom, hervorgebracht hatte, mit vieler Wärme. — Madame Mende (als Königin Elisabeth) trug einige Stellen recht richtig vor, und den Monolog im vierten Akt sprach sie mit allgemeinem Beyfall. Dennoch getrauen wir uns nicht, zu sagen, daß sie die Rolle einer Königin gespielt habe. Ihr Blick war unstät und abgleitend, statt scharf und fest zu seyn, z. B. in der Scene, wo sie Leicester mit den Augen fixiren sollte. Ihr befangenes und verlegenes Wesen verrieth sie durch die in dergleichen Gelegenheiten gewöhnlichen Bewegungen der Hand an der Stirne; und diesen Bewegungen folgte sehr häufig, als augenblickliches Bewußtseyn der Königswürde, ein Zurückziehen des Kopfes, welches nichts weniger als königlich war. Als sie, Scene

zwey, Akt einß, die französischen Herren von sich ließ, gab sie ihnen, gleich ihren eignen Dienern, mit der Hand ein Zeichen zum Abtritt. Schiller will, die Königin soll sich bloß verneigen, und dabey hätt' es denn auch bleiben sollen. Weinlich war unsere Elisabeth in dem folgenden dritten Auftritt, wo sie sitzend die Großen ihres Reichs anhört — wo Elisabeth, bey innerer Bewegung, äußere Ruhe und Haltung zeigen muß. — Den aus dem Innersten des Herzens hervorgeholten Gruß an ihr Vaterland, den die Königin Maria den eilenden Wolken mitgiebt, sprach Madame Ohmann zu schnell. Hätte sie sich der Musik erinnert, die Schillers Busenfreund, der feinfühlende Zumsteeg, zu diesen Worten gesetzt hat, sie würde dieselben langsamer und feyerlicher vorgetragen haben. Aber die herrliche, meisterhafte Scene, wo Elisabeth und Maria zusammentreffen, gab sie so, daß alle Kritik verstummen mußte. Doch schien sie gegen das Ende, im Zorn glühend, ihrer Stimme zu viel Gewalt anzuthun, uneingedenk einer, für diesen Moment, im Text von Schillern gegebenen Weisung.

Den 11ten Juny. Die Entführung aus dem Serail. Singspiel in drey Aufzügen, von Brezner. Die Musik von Mozart. Dieß übrigens schon alte Stück war eine Neuigkeit auf unserm Theater. Es wurde im Ganzen sehr gut gegeben; nur war die Stimme der Mademoiselle

Pöschel noch etwas zu jung für die ihr zuge-
theilte Rolle (Blonde).

Den 12ten Juny wurde *Ubaldo*, bey ge-
drängt vollem Hause, wiederholt.

Den 13ten Juny. *Aline*, Königin von
Golconda; zum zweytenmal. In dieser Oper
wurden unsre Erwartungen übertroffen. Die Musik
an sich ist zwar weder neu, noch schön, aber sie ist
doch zweckmäßig; und dieß reichte für den Text so
ziemlich hin, indem das Sujet nirgends Erhebung
oder Begeisterung, sondern nur Amusement be-
zweckt. Dennoch ging bey der Vorstellung dieses
Stücks auch der höhere Kunstsinn nicht leer aus.
Mademoiselle Brück'l sang eine aus *Don Juan*
eingelegte Arie von Mozart, und Herr *Arnold*
eine andre von *Righini*, und beyde verdienen dafür
gewiß den Dank des Publikums. Wir sagten oben,
daß die Musik zweckmäßig und auf den Effekt be-
rechnet sey. Dem zufolge müssen wir noch auf ein
Verfahren bey der hiesigen Vorstellung aufmerksam
machen. Wir wissen nämlich von guter Hand,
daß in Paris und auf andern großen Theatern, in
der Scene, wo, schnell hintereinander, die Miß-
vergnügten auftreten, um ihre Unzufriedenheit mit
Allinens Regierung dem *Bezier* anzuzeigen, da-
durch ein großer Effekt bewirkt wird, daß man
die zuerst auftretenden Steuerpächter im Baß, die
darauf folgenden Rechtsgelehrten im Tenor, und
die Eunuchen, wie natürlich und billig, im Dis-

fant fragen läßt, und daher gewöhnlich verkleidete Frauenzimmer zu diesen letzteren nimmt. Dieß muß allerdings eine schöne Wirkung machen; allein hier hat man das Raffinement des Komponisten übersehen. Mademoiselle Brück'l schien übrigens in der Rolle der Mline nicht recht an ihrem Plaze zu seyn. Es galt hier nicht, den höchsten Affekt, ein leidenschaftliches Pathos darzustellen, sondern einfache Natürlichkeit, leichte Grazie, welche einen lachenden Frohsinn um sich her verbreitet. Eben dadurch und durch ihre Geistesüberlegenheit mußte Mline herrschen und Königin seyn. Mlle. Brück'l stellte in ihrem Spiel Gravität und Anmuth in einem zu grellen, unnatürlichen Kontrast, statt daß sie würdevolles und liebliches Wesen sanft hätte sollen verschmelzen lassen. Das Spiel der Mademoiselle Pöschel hatte in diesem Stücke mehr Wahrheit und Schönheit; sey es nun, daß sie dieß der Kunst, oder (welches wir eher behaupten möchten) der Natur verdanke.

(Der Beschluß folgt).

Gefühle bey der Trennung von Baillot.
 Was ist's, das mit Bewund'ung und Entzücken
 Den Busen Dir, o Fühlender! durchbebt,
 Wenn eines Tempels Bau vor Deinen Blicken
 Mit hoher Majestät zum Himmel strebt?

Der einz'nen Theile glückliche Vollendung,
 Des edlen Stoffes üppige Verschwendung,
 Der Säulen künstliche Verzierung nicht;
 Des Schönen Fülle ist's, der Formen innig
 Vereintes Leben, 's ist der Geist, der sinnig
 Und allgewaltig aus dem Ganzen spricht.

Und wieder geben könnt' ich die Gefühle,
 Die seine hohe Kunst mir aufgeregt?
 Und sagen, was in seinem großen Spiele
 Mir das Gemüth am innigsten bewegt?
 Der Töne üpp'ger Strom, den er ergießet,
 Der Zauber, der um seine Saiten fließet,
 Die Kraft des schnell geführten Bogens nicht;
 Es ist das inn're Leben seines Spieles,
 Der zarte sel'ge Einklang des Gefühles,
 Was so allmächtig zum Gemüthe spricht.

Ernst ist die Kunst; in blüh'nde Formen hüllet
 Des Lebens tiefere Bedeutung sie,
 Und in der Brust, die einmal sie gefüllet,
 Erstirbt der namenlose Eindruck nie.
 Dem Ohr vorüberrauschen Wort' und Töne,
 Der Hore leichter Flug entführt das Schöne,
 Der Künstler geht — und kehrt nicht wieder — ach!
 Doch, was er Großes in das Herz uns legte,
 Der Liebe Wohl laut, den er ihm erregte,
 Er hallt in ew'gen Harmonieen nach.

Rudolph vom Berge.

N e u e
wöchentliche Unterhaltungen
größtentheils
über Gegenstände der Literatur und Kunst.

No. 26. Mitau, den 29. Juny 1808.

L i t e r a t u r.

Flections = Tabellen für die Lettischen
Verba *).

(Beschluß der in No. 25. abgebrochenen Recension.)

Allein noch giebt es drey Zeitverhältnisse, die wir, wie im Deutschen, so auch im Lettischen, weder durch die eigne Flexion des Verbums, noch durch die Umschreibung mit den gewöhnlichen Hülfswörtern ausdrücken können, nämlich: 1) Die Zukunft schlechthin in der Gegenwart, welche Zeit sich von dem praes. in futuro oder futur. simpl. dadurch unterscheidet, daß letzteres die Gegenwart in der Zukunft, erstere aber bloß in der Gegenwart ausgesagte, unbestimmte Zukunft ausdrückt. Es ist das fut. in praesente, das der Lateiner durch das partic. fut. mit sum ausdrückt, z. B. amaturus sum; Conj. amaturus sim (im Pass. amandus sum, sim). Es zeigt das bloß gegenwärtige Thun wol-

*) Der Hr. Verf. hat zu diesen Tabellen Verbesserungen drucken lassen, welche die Besitzer derselben unentgeltlich erhalten bey
Steffenhagen und Sohn.

len, oder Leiden sollen, daß Entgegengehen dem Thun oder Leiden an. Hier kann sich der Lette, wie der Deutsche, nur durch Hinzufügung des Verbums wollen, gribbeht, helfen: ich will thun, will oder soll geliebt werden; lettisch gribbu darriht, gribbu mihleht, gribbu mihleht tapt, oder man buhš mihletam flucht. 2) Die Zukunft in der Vergangenheit, wo der Lateiner sein fut. in praeterito hat: amaturus eram, amandus eram. Der Lette, wie der Deutsche, nimmt wieder zum wollen und sollen seine Zuflucht, und spricht: gribbeju darriht, gribbeju mihlet, gribbeju mihlehtš flucht, man bij mihletam tapt, wie der Deutsche: ich wollte lieben, wollte, sollte geliebt werden. 3) Die Zukunft in der Zukunft, wo der Lateiner wiederum sein fut. in futuro hat: amaturus ero, amandus ero, was aber der Lette nur durch gribbeschu mihleht, gribbeschu mihlehtš tapt, man buhš mihletam flucht (vielleicht auch durch buhschu mihleschohtš, so wie No. 2. durch biju mihleschohtš, aber dieß höchstens auch nur im Aft.) geben kann, wie der Deutsche durch: ich werde lieben wollen, ich werde geliebt werden wollen, oder sollen. Durch solche fremde Unterstützung bekäme denn auch die lettische Sprache, wie die deutsche, alle neun Zeitformen der

lateinischen, von denen immer drey in der Gegenwart, drey in der Vergangenheit, drey in der Zukunft begriffen sind, und wiederum die Gegenwart in der Gegenwart, in der Vergangenheit und in der Zukunft; die Vergangenheit auch in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, und die Zukunft ebenfalls in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft erscheinen.

Die drey in der Gegenwart begriffenen Zeiten:

1) praes. in praesente, oder schlechthin praesens, 2) praet. in praes. oder perf., 3) fut. in praes., oder Zukunft in der Gegenwart, sind die beschreibenden Tempora. Die drey in der Vergangenheit begriffenen Zeiten: 1) praes. in praeterito, oder praet. imperf., 2) praet. in praeterito, oder praet. plusquamperf., 3) fut. in praet., Zukunft in der Vergangenheit, sind die erzählenden oder historischen. Die drey in der Zukunft begriffenen aber: 1) praes. in futuro, oder fut. simplex, 2) praet. in futuro, oder fut. exact., 3) fut. in futuro, daß in der Zukunft noch Zukünftige, sind die ahnenden oder prophetischen Zeitformen.

Die unter einer gewissen Bedingung gesetzten Zeiten (*tempora conditionalia*) sind gleich mit dem imperf., plusquamperf. und fut. in praeterito des conjunctivi; z. B. darritu, mihletu, buhtu darrijs, buhtu mihlejs, gribbetu darriht, gribbetu mihleht.

Ein Supinum hat eigentlich die lettische Sprache gar nicht, denn darram, mihlejam, dseedam 2c. sind, wie Herr R. sie wohl mit Recht nennt, nur infinit. in am, oder vielleicht auch indeflinable Participien. Wäre das, was man in den gewöhnlichen Grammatiken der französischen Sprache Supinum nennt, wirklich ein Supinum, dann hätte auch die lettische Sprache dergleichen; nur aber zwey verschiedene im act. und pass., nämlich das partic. praet. act. und pass. Mit Unrecht aber nennt man jenes in der französischen Sprache ein Supinum, und eben so auch dieses in der lettischen. Daß Rec. den Stenderschen zweyten Infinitiv auf in ebenfalls für kein Supinum hält, hat er schon oben gesagt. Die Gerundia sind wohl eigentlich keine Theile des Verbums, so wie auch das, was im Lateinischen Supinum genannt wird. Doch da sie immer von Verbis gemacht werden, also verbalia sind, die noch dazu rectionem verborum haben, so ist es immer erlaubt, dieselben auch bey den Verbis anzuführen. Sie sind entweder aus 3. pers. praes. indic. mit Vorsezung der Partikel ja gemacht, ja darr, ja mihle oder ja mihl, und vertreten alsdann die Stelle des lateinischen gerund. in um; und da enthalten sie denn den Grund zu mehrern verb. impersonalib., die den Dativ vor sich haben, und ein Sollen oder Müssen ausdrücken, als man ja eet, ich muß gehen, man to darbu ja

darra, ich muß die Arbeit verrichten u. dgl. Oder man macht sie vom part. praes. oder fut. mit Weglassung des letzten Buchstaben, effoht, buhſchoht u. ſ. w. Des vom Rec. dem lateinischen gerund. in o ähnlich geschätzten Stenderſchen zweyten Infinitivs auf in, das Herr R. Supinum nennt, hat derselbe schon oben erwähnt. — Aber aus welchem Grunde ließ wohl der würdige Herr Verf. dieser Tabellen unter den Participien das des Futurum, buhſchohts, tapſchohts &c. weg, aus welchem doch mehrere Tempora des Coniunctivs gebildet werden?

Rec. freut sich sehr über diese wohlgerathenen Flexionstabellen für die lettischen Verba, und schöpft aus denselben die angenehme Hoffnung, daß das Manuscript zu einer neuen, vollständigeren lettischen Grammatik, welches Herr R., gewissen ersterem gewordenen Nachrichten zufolge, schon fast ganz ausgearbeitet haben soll, dem Druck übergeben, einem bisher noch unvollkommen befriedigten Bedürfnisse vollkommen Genüge leisten werde. Der ehrwürdige, selige Probst Stender hat zwar in beyden Ausgaben seiner lettischen Grammatik, und besonders in der letzten, sehr viel geleistet, was auch um so mehr zu schätzen ist, da er fast zuerst und ganz allein auf einem rauhen, unkultivirten Boden die Bahn brechen mußte. Indessen ist es doch nicht zu läugnen, kann aber auch dem verdienten Ruhme des würdigen

Stender zu keiner Verminderung gereichen, daß dieses sein jetzt in dieser Art einzig vorhandenes ausführlicheres Werk doch noch einige Mängel hat, die bey der mehreren Bearbeitung der lettischen Sprache jetzt um so viel sichtbarer werden müssen.

Rec., welcher von den sehr achtenswerthen Herren Steffenhagen und Sohn, die sich der lettischen Sprache und ihrer Vervollkommnung mit rühmlichem Eifer annehmen, jetzt, da die Stendersche Grammatik nicht mehr hinreicht, auch wohl bald vergriffen seyn dürfte, ungeachtet sie, wenn sie bloß auf ihren Vortheil gesehen hätten, eine bloße neue Auflage derselben mit einigen Verbesserungen und Zusätzen hätten veranstalten können, zur Anfertigung einer ganz neuen lettischen Grammatik aufgefordert worden, auch diesen Antrag wirklich schon angenommen hatte, aber bey seinen anderweitigen unaussprechbaren Geschäften es nun schon zum voraus sieht, daß er ein so wichtiges Werk, wozu er nur wenig schriftliche Aufsätze, meist nur noch bloße Bruchstücke in seinem Kopfe, ohne sie gesammelt und gehörig geordnet zu haben, vorrätzig hat, bis zu Ostern 1809, als dem zur Ablieferung des Manuscripts angesetzten Termin, schwerlich, und wenigstens nicht in der gehörigen Vollkommenheit, werde liefern können, überläßt folglich diese Arbeit dem würdigen Herrn Verf. dieser Tabellen mit um so viel größerem Vergnü-

gen, da dieses dem Publikum dargereichte Specimen zu großen Erwartungen berechtigt, und, den eingezogenen Nachrichten zufolge, Herrn R.'s Arbeit schon größtentheils im Manuscript vollendet, oder doch der Vollendung nahe seyn soll.

R. G. Elverfeld.

Sommertheater in Mitau.

(Beschluß des in No. 25. abgebrochenen Aufsatzes.)

Den 14ten Juny. Fridolin. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Franz Holbein. Die Fabel dieses Stückes ist bekanntlich aus einer alten Legende, zunächst aber aus Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ entlehnt, und ist vielleicht eins der poetischsten Sujets, die jemals gewählt worden. Die Schauspieler mußten sehr mittelmäßig seyn, wenn sie diesem Stücke, auch nach gegenwärtiger Bearbeitung, nicht lebhaftes Interesse verschaffen könnten. Überall sieht sich in demselben der Mensch, und es trifft diejenigen Saiten, welche in dem Herzen eines jeden noch nicht ganz Verdorbenen bey der leisesten Berührung ansprechen, sehr glücklich. Herr Porsch, als Graf Rudolph, und Madame D h m a n n, als Helene, bedürfen keines Lobes. Mlle. Vöschel, als Luitgarde, verdient rühmliche Auszeichnung; die Pan-

tomime ihres Wahnsinns, ihr Herabstürzen in die Fluth, und überhaupt ihr ganzes Spiel in diesem Stücke fand gerechten Beyfall. Herr La Roche (Gotthold von Felseck) überlud zuweilen sein Spiel mit Unnatürlichkeiten in Sprache und Aktion, wodurch nicht selten sein ernstliches Pathos gerade das Gegentheil vom Ernstlichen wird.

Den 15ten Juny wurde die Oper *Lodoïska* wiederholt.

Den 16ten Juny. Die Jugend Heinrich des Fünften. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Aus dem Französischen von Alexander Duval. Wir hatten die Tage her mehrere Schau- und Trauerspiele gesehen, desto erfreulicher war uns dieses Lustspiel, welches zwar nicht zu den geistreichsten gehört (wir haben deren überhaupt sehr wenig in unsrer Literatur), so wie der Dialog gedankenreicher und gedrungener seyn könnte, aber dennoch durch Leben und Charakter sich nicht unrühmlich auszeichnet. Es ist aus dem Französischen übersetzt, und gefiel noch durch den Reiz seiner Neuheit. Der erste Akt ist nicht frey von Verbiage; aber die herrliche Scene in der Taverne! Hr. Porsch, als Korsarenkapitän Copp, bewährte sich von neuem als Meister; er wird uns auch in dieser Rolle, welche er durch seine Kunst so sehr hob, unvergeßlich bleiben. Überraschend war uns die gar große Verlegenheit, in welcher

der Kapitän gerieth, als er vor dem Kronprinzen erschien; doch das mag der Dichter verantworten. Hr. Dittmarsch, als Heinrich, spielte mit Beyfall und gefiel besonders als Matrose in der Taverne. Der Page Eduard (Herr Aldermann) vergaß einigemal sein gebrochenes Deutsch, was er als verkappter italienischer Musikmeister angenommen hatte, und verfehlte auch sonst hier und da seine Rolle. Copp's Nichte, Betty (Mlle. Pöschel), verdient das Zeugniß, daß sie ihres Onkels nicht unwürdig war. — Als Nachspiel folgte abermals die Weichte von Kokebue.

Den 17ten Juny. Lehmann, oder der Neustädter Thurm, Oper in drey Aufzügen. Nach dem Französischen mit Musik von d'Alleyrac. Seitenstück zum Wasserträger. Wenigstens verdient Herrn Ohmann's Spiel (in der Rolle des Lehmann), als Seitenstück zu seiner vortrefflichen Darstellung des Wasserträgers, eine ehrenvolle Auszeichnung. Durch Lebendigkeit und Wahrheit wurde er, was er hier seyn mußte — die Seele des Stücks. Auch der äußere Habitus dieses Künstlers ist für Rollen der Art vorzüglich geschikt. Herr Arnold (Prinz Ragotzi) hatte heute, wie uns schien, nicht seinen guten Tag. In dieser Hinsicht ist der Mlle. Brück'l immer glückliches, reines und unveränderliches Organ in der That merkwürdig. Sie sang und spielte (als Amelina) natürlich und einfach, wie es der Cha-

akter erfordert. Noch fließender hätte die schönste und bedeutendste Partie in dieser Oper gesungen werden sollen — die Romance (No. 2. Un Voyageur etc.). Ein wahres Meisterstück von musikalischer Deklamation! (Daß dieß der Komponist selbst gefühlt haben mag, leuchtet daraus hervor, daß er das Stück in der Folge als Marsch wiederholen läßt und öfter daran zurückerinnert.) Die Musik ist den Worten (wohl zu merken: des französischen Originals) wie angegossen. Die musikalischen Einschnitte — wie schön stimmen sie zum Text! Die Gegensätze, z. B. entre nous et lui u. a. m., — wie schön sind sie in der Musik ausgedrückt! Der Nachdruck auf dem letzten Worte jedes Verses l'esperance — wie schön wiedergegeben und vorbereitet durch den Halt auf dem Worte est! Alle diese Schönheiten fallen aber leider durch die geschmack- und gefühllose deutsche Übersetzung nicht bloß weg, sondern es tritt auch der zurückstoßendste Unsinn an ihre Stelle. Die Hinhaltung der Hauptidee bis ans Ende, die schöne Wiederholung am Schlusse jedes Verses ist nicht nur vernachlässigt, sondern triviale Gedanken sind eingeschaltet. Den Schluß des Originals:

Qu' Amelina meurt avant vous,
Voilà, voilà son esperance;

dessen Zartheit und Sanftheit sich in einer Nach-

bildung unmöglich erreichen läßt — diesen ersetzt der Übersetzer durch folgende Zeilen:

Das Leben ist mir ja verhaßt!

Die Hoffnung nur kann mich beglücken.

Eine solche Geschmacklosigkeit auf Rechnung der Sprache zu schreiben, wäre die größte Ungerechtigkeit. Der Übersetzer ist zwar hier um so gebundener, da die Musik schon vorhanden ist; und es bleibt diese Aufgabe nicht minder schwer, als zu Mozarts Arie: „Wenn die Lieb' aus deinen hellen, blauen, offenen Augen ic.“ einen passenden französischen Text zu schreiben. Schwer — aber doch ausführbar, wie ein hiesiger Dichter durch die That bewiesen hat. Wir freuen uns, seine Nachbildung jener Romance hier mittheilen zu können, in der Hoffnung, daß vielleicht manches Theater davon Gebrauch mache, und der Schönheitssinn bey Aufführung des Lehmann nicht mehr auf eine so zurückstoßende Weise beleidigt werde.

Der Hoffnungsstern.

Romance.

Ein Wandersmann hat sich verirrt,
 Erblickt ein Licht — es wird sein Leiter.
 Er wandert hinfort unverwirrt,
 Und fühlt sich neu gestärkt und heiter.
 Zwischen uns und ihm — merket ihr?
 Liegt die Ähnlichkeit nicht so ferne:
 Wir wandern all' auf Erden hier;
 Das Licht erglänzt vom Hoffnungssterne.

O, süße Hoffnung! nenn' ich dich,
 So müssen schon die Schmerzen weichen,
 Und jede Angst, die mich beschlich,
 Kann deines Namens Kraft verschrecken.
 Dem Guten strahlt dein Zauberlicht
 Auch im Tod' aus dunkler Ferne;
 Dem Bösen nur erglänzet nicht
 Des Lebens Glück vom Hoffnungssterne.

So hebet kühn empor den Blick!
 Laßt uns ihn auf die Zukunft wenden!
 Verzaget nicht im Mißgeschick,
 Die Hoffnung spricht: einst muß es enden!
 Doch trifft uns ein tödtlicher Streich,
 Und erreicht uns die Rach' in der Ferne;
 Amelina sterbe vor euch:
 Dieß Glück erglänzt vom Hoffnungssterne.

Den 18ten Juny. Die Griechheit. Ein
 Originallustspiel in fünf Aufzügen, von einem Un-
 genannten (bekanntlich Julius v. Wosß). Daß
 das Lustspiel eine der schwierigsten Aufgaben der
 Kunst sey, geht aus manchen andern Gründen
 hervor, läßt sich aber auch schon aus der Menge
 der in dieser Gattung mißlungenen Versuche ab-
 nehmen. Zu den letztern gehört denn auch unstreitig
 dieses Originallustspiel. Seine Originalität besteht
 lediglich darin, daß es alle Forderungen der Kunst
 unbefriedigt läßt. So muß denn auch unser Ur-
 theil in das des größeren Publikums einstimmen:
 Ein ärmliches erbärmliches Ding! Zum Auspfei-
 fen kam es indessen nicht. Für manche mag eben

dieß ärgerlich gewesen seyn, weil sie für ihre ver-
 lorne Zeit und ihr verlornes Geld nicht einmal
 durch diese kleine Rache entschädigt wurden. So
 lange man vor der Bühne war, erwartete man
 bis auf den letzten Augenblick, es werde doch end-
 lich kommen. Als es nun aber nicht kam, ging
 der peinliche Zustand erst recht an; denn es ist ein
 unerträgliches Gefühl der Leerheit, nicht zu wis-
 sen, was man in einem Zeitraum von einigen
 Stunden gesehen, gehört oder gedacht hat. Flie-
 genfangen ist eine bessere Beschäftigung, als auf
 diese Art wachend zu träumen. So viel merkt
 man wohl aus dem Ganzen, daß die neuere ästhe-
 tische und philosophische Schule persiflirt werden
 sollte. Ein Baron Hainau kommt vor, der die
 Griechheit um sich her etabliren will, dadurch
 sein Dorf, seine Wirthschaft, sein Vermögen zu
 Grunde richtet, und mit seiner Braut (beiläufig
 gesagt, eine Jüdin) in Versen spricht, die mit
 Assonancen häufig durchspickt sind. Diese Idee
 ist eben nicht original. Man hat eine Musiko-
 manie, eine Metromanie u. dgl. m. Ein ge-
 schickter Künstler hätte uns also auch mit einer
 Gräfomanie angenehm unterhalten können. Alles
 in der Welt hat seine lächerliche Seite, und zwei-
 felsohne auch die neuere Kunstschule; wenigstens
 muß es den Lustspieldichtern ein leichtes seyn,
 jedem Dinge eine lächerliche Seite abzugewinnen.
 Allein damit, daß man etwas lächerlich macht,

und vielleicht hier und da einen glücklichen Witz vorbringt, damit ist noch lange kein Lustspiel geschrieben. Dieß muß, wie der Name besagt, ein lustiges Spiel seyn, das Lustige also in den Situationen liegen; es muß ein Anfang, ein Fortgang und ein Ende da seyn; die Schauspieler müssen nicht so zwecklos ab- und zulaufen, wie Tauben auf dem Taubenschlag, ohne Einheit, ohne Zusammenhang. Doch wozu noch Worte verlieren über eine solche Erbärmlichkeit, die obendrein nur eine ganz lokale Beziehung auf eine gewisse Residenz hat. Eines von Herrn D h m a n n zu diesem Stücke komponirten Chors wollen wir noch erwähnen, der von schönem Talent zeugt.

Den 19ten Juny. Der Barbier von Sevilla, komische Operette in vier Aufzügen. Wenn gleich manche Passage in der Komposition dieser alten Oper dem heutigen musikalischen Geschmack nicht mehr ganz entspricht, so entschädigt doch manche andre wieder reichlich dafür, und man hört und sieht das Stück immer mit Vergnügen. Den Sängern gebührte heute ohne Ausnahme Lob; besonders schön aber wurde das Terzett am Schlusse des zweiten Aufzuges exekutirt. Auch hat uns der Veteran unter den hiesigen Komikern, Hr. Raffka, als Bartholo, nicht wenig belustigt. Bei einer solchen Rolle kommt es auf etwas Ubertreibung nicht an.

Den 20sten Juny. Angelika, oder der Tochter Opfer. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Theodor Hell. Dieses Stück hat uns mit Herrn Theodor Hell einigermaßen ausgesöhnt. Er nennt es ein Schauspiel, wir würden es zwar für kein Trauerspiel, aber wohl für eine Tragödie erklären. Ubrigens kommen auch hier, wie überhaupt in neuern Schauspielen, häufig feyerliche

Gebete vor. Wir ehren die Andacht, als die poetische Stimmung des menschlichen Gemüths; aber wir glauben, solche Stimmungen müssen besser motivirt werden, als hier geschehen ist. Die Akte endigen größtentheils in Momenten, welche die höchste Spannung erregen; allerdings ein Verdienst des Dichters. Unsere Schauspieler bestreben sich rühmlichst, dem Werth des Stückes durch ihr Spiel keinen Eintrag zu thun. Herr Porsch und Madame Ohmann zeichneten sich, wie gewöhnlich, aus, und wurden nach der Vorstellung herausgerufen. Nur die letztere erschien; Herr Porsch hatte das Schauspielhaus schon verlassen. Zwar denken wir über diese Ehre, wie Lessing in der Dramaturgie: daß es nämlich schmeichelhafter wäre, über die Kunst des Künstlers zu vergessen; da man indessen auch über andere Dinge des Künstlers vergessen kann, so mag, vor der Hand wenigstens, ein solches Zeichen des Beyfalls, zumal da man die eigentlichen Auspender nur selten genau zu unterscheiden im Stande ist, immerhin nicht ganz zu verachten seyn.

Den 21sten Juny. Die Mündel. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Iffland. Die Vorstellung dieses Stückes fiel vortrefflich aus. Es giebt in den Mündeln mehrere Rollen, die vorzugsweise Interesse erregen, und fast ist es schwer, zu entscheiden, für wen von seinen Personen der Dichter uns am meisten habe interessiren wollen; für den alten Onkel (Herr Porsch), um dessen Befreyung aus vieljähriger Gefangenschaft sich die Handlung herumdreht, oder für den großmüthigen Drave (Herr La Roche), der, bey der uneigennützigsten Aufopferung, die empfindlichste Verfolgung erdulden muß; für die leidende Auguste (Mlle. Pöschel), welcher am Ende das zwey-

deutige Glück zu Theil wird, einen Wildfang zu ihren Füßen zurückkehren zu sehen; oder für den edlen Sonderling Philipp (Herr Dittmarsch), dessen petrarchische Liebe von dem einzigen Mädchen, das seiner würdig wäre, mit Andank belohnt wird. Selbst die Episode des Kaufmanns Rose (Herr Loof) ist herzangreifend und eine Nebenfigur des Vordergrundes, die dem Lichte der Hauptgruppe Eintrag thut. Herr Porsch spielte den alten Onkel unstreitig meisterhaft und unter immer wiederholtem rauschendem Beyfall; nur schien es uns, als ob der Alte, dem Dichter zum Troß, bisweilen lauter gesprochen habe, als es sein Anfang und seine zunehmende Schwäche erlaubten. Auch Herr Dittmarsch gab seine Rolle ganz vorzüglich gut und wurde nach geendigter Vorstellung herausgerufen.

Mit diesem Stücke beschloß die Rigasche Schauspielergesellschaft ihre hiesigen Vorstellungen vielleicht für lange Zeit; da Herr Meyrer im Februar des kommenden Jahres seine Direction niederlegt, und, dem Vernehmen nach, noch wenig Aussicht vorhanden seyn soll, daß sich sobald jemand finden werde, der Lust und Liebe hätte, eine mit Schwierigkeiten von so mancherley Art verbundene Entreprise fortzusetzen. In einem vor Anfang des heutigen Schauspiels vertheilten gedruckten Blatte nahm Herr Meyrer von unserm Publikum auf eine Art Abschied, die ihn uns noch unvergeßlicher machen muß.
